

NOVA ACTA PARACELSICA

X. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT
1982

Die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft (SPG) mit Sitz in Einsiedeln

kann sich nicht rühmen, der älteste Zusammenschluß von Freunden des Paracelsischen Werkes zu sein; sie ist aber der bisher dauerhafteste. Die erste, 1929 – als Folge des von Karl Sudhoff mit seiner monumentalen Ausgabe der medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften geweckten Interesses – in Deutschland gegründete Paracelsus-Gesellschaft wurde bereits 1933 wieder aufgelöst; die von ihr veröffentlichten «Acta Paracelsica» stellten nach fünf Hefen ihr Erscheinen ein, und eine zweite Paracelsus-Gesellschaft, die sich 1941 anlässlich des 400. Todestages von Paracelsus mit Sitz in München konstituierte, hatte ebenfalls eine nur kurze Lebensdauer.

Damals wurde in Einsiedeln – am Geburtsort des Paracelsus und auf neutralem Boden – die Resolution zur Gründung einer Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft gefaßt, die 1942 in die Tat umgesetzt wurde. Dort und an anderen einheimischen Stätten seines Wirkens treffen sich seither immer wieder wissenschaftlich und kulturell Interessierte, um das Andenken des großen Landsmannes zu pflegen sowie in Vorträgen und Diskussionen die Kenntnis seines noch lange nicht voll ausgeschöpften Lebenswerkes und seiner faszinierenden Persönlichkeit zu vertiefen und zu verbreiten. Offizielles Publikationsorgan der Gesellschaft, in dem die Ergebnisse solcher Tagungen, aber auch einschlägige Originalarbeiten veröffentlicht werden, sind die seit 1944 in loser Folge erscheinenden NOVA ACTA PARACELSICA.

NOVA ACTA PARACELSICA

NOVA ACTA PARACELSICA

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN
VON DER
SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

Druck: Druckerei Hochuli AG, 4132 Muttenz - 1982
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Switzerland

Die Donatoren

Bank Leu AG, Zürich
Basellandschaftliche Kantonalbank, Liestal
Basler Kantonalbank, Basel
Basler Versicherungsgesellschaft, Basel
Berufsschule für Arztgehilfinnen, W. Woodtli, Zürich
BIO-STRATH AG, Zürich
Caprisana AG, Amriswil
CIBA-GEIGY AG, Basel
Wilhelm Doerenkamp-Stiftung, Chur
Dr. H. R. Fehlmann, Schloss-Apotheke, Wildegg
Dr. R. Gissler-Weber, Jülich im Rheinland
Gissler & Pass Aktiengesellschaft, Jülich im Rheinland
Internationale Paracelsus-Gesellschaft, Salzburg
Interpharma Verband, Basel
Lehner AG, Muttenz
Ch.-R. Leiser, Neuchâtel
Sandoz AG, Basel
Schweizerischer Apothekerverein, Bern
Schweizerische Bankgesellschaft, Zürich
Schweizerischer Bankverein, Basel
Schweizerische Kreditanstalt, Zürich
Schweizerische Volksbank, Bern
Stadt Villach, Kärnten
Thermalbäder und Grandshôtels AG, Bad Ragaz
Verlag «Labor + Sprechstunde», Zürich
Weleda AG, Arlesheim

haben – zusammen mit einer stattlichen Zahl nicht genannt sein wol-
lender Mitglieder – an der Stiftung einer Gedenktafel für Paracelsus im
alten Kollegengebäude der Universität Basel partizipiert und die fest-
liche Gestaltung unserer Jubiläumsversammlung vom 4./5. Juni 1977
ermöglicht sowie die Herausgabe dieses Bandes massgebend geför-
dert, wofür ihnen auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

INHALT

| | |
|---|----|
| Vorwort | 11 |
| I. Gesellschaftschronik 1976–1979 | |
| Jahresversammlungen vom 16./17. Oktober 1976 in Einsiedeln, vom 4./5. Juni 1977 in Basel, vom 1. Oktober 1978 in Zürich vom 13/14. Oktober 1979 in Einsiedeln und vom 27./28. September 1980 in Solothurn | 15 |
| II. Rückschau auf die Jubiläumsveranstaltungen vom 4. und 5. Juni 1977: 450 Jahre Paracelsus in Basel – 35 Jahre Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft | |
| Offizielle Ansprachen und Glückwunschwörter von | |
| Prof. Dr. Robert-Henri BLASER, Neuchâtel, Präsident der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft | 55 |
| Prof. Dr. Kurt GOLDAMMER, Marburg/Lahn, Präsident der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft | 64 |
| Prof. Dr. Carl Theodor GOSSEN, Rektor der Universität Basel | 69 |
| Prof. Dr. Erwin MORSCHER, Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Basel | 72 |
| Dr. Jean DRUEY, Basel, Ehrenmitglied der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft | 76 |
| Prof. Dr. Lucien BRAUN, Vize-Präsident der Universität Straßburg und Dekan der Philosophischen Fakultät | 80 |
| Tischrede am Bankett von Dr. Richard GISSLER-WEBER, Jülich: «Paracelsus – zwischen Pergament und Papier» | 84 |
| Führungen: | |
| «Ein Besuch im Schweizerischen Pharmazie-historischen Museum» von Lydia MEZ-MANGOLD, Basel, Konservatorin | 91 |
| «Vom einstigen Posthaus zum heutigen Stadthaus in Basel» von Architekt Fritz LAUBER, Basel | 97 |

III. *Wissenschaftliche Beiträge*

- «Paracelsus-Bild und Paracelsus-Forschung. Wissenschaftliche und populäre Elemente in der Literatur» von Prof. Dr. Kurt GOLDAMMER, Marburg/Lahn 109
- «Faust und Paracelsus» von Prof. Dr. Leopold MÜLLER, Salzburg 128
- «Die «fünf Facultäten oder Secten» des Paracelsus» von Hermann E. HELMRICH, München 147
- «Pathologisch-Anatomische Befunde aus der Zeit des Paracelsus. Beitrag zur Frage mittelalterlicher Quecksilbervergiftungen» von Prof. Dr. Siegfried SCHEIDEGGER, Basel 159
- «Paracelsus und Salzburg» von Prof. Dr. Dr. h.c. Sepp DOMANDL, Salzburg 173
- «Faust, der Übermensch. Zur Makrokosmos- und Erdgeistszene in Goethes Faust» von Prof. Dr. Steffen STEFFENSEN, Kopenhagen 181
- ««Sal-Merkur-Sulfur» bei Paracelsus und das «Buch der heiligen Dreifaltigkeit»» von Dr. Willem F. DAEMS, Arlesheim 189
- «Das opodeltoch-Rezept in Handschrift 631c der Zentralbibliothek Zürich. Beobachtungen zur Arzneimittellehre Hohenheims» von Peter PROFF und Prof. Dr. Dr. Gundolf KEIL, Würzburg 208

IV. *Personalia et Varia*

- «Erwin Jaeckle siebzigjährig» von Eduard STÄUBLE, Dietlikon 216
- «Prof. Dr. med. et Dr. phil. Martin Müller (1878–1960). Eine Erinnerung zum 100. Geburtstag seines Doktorvaters von Hermann E. HELMRICH, München 221
- «Der «Sauerbrunnen» des Mauritius in St. Moritz» (red.). 224
- «Renovation des alten Bades Pfäfers» (red.) 226
- «Die Rose des Paracelsus». Eine Erzählung von Jorge Luis BORGES, Buenos Aires, aus dem Spanischen übersetzt von Dieter E. Zimmer 231

V. *Libri*

- Allen G. Debus*: The Chemical Philosophy. Paracelsian Science and Medicine in the Sixteenth and Seventeenth Centuries/*Emil Fritz Scheller*: Langlebigkeit mit Paracelsus-Arzneien. Versuch einer Geriatrie nach Paracelsus/*Edwin Rosner*: Hohenheims Weg von St. Gallen nach Augsburg (1531–1536)/ *Hermann E. Helmrich*: Spagyrik. Alter Wein in neuen Schläuchen / *Kurt Goldammer*: Paracelsus in der deutschen Romantik. Eine Untersuchung zur Geschichte der Paracelsus-Rezeption und zu geistesgeschichtlichen Hintergründen der Romantik 235

VI. *Anhang*

- Indices zur Bibliographie der Bände I (1944) bis IX (1977) der NOVA ACTA PARACELSICA (Autoren-Index/ Personen-Index/Sach-Index und Abbildungsverzeichnis) bearbeitet von Dr. Rosemarie DILG-FRANK, Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Paracelsus-Edition, Marburg/Lahn 246

Vorwort

Wie schon seine Vorgänger hatte auch der 10. Band unserer Jahrbücher keine leichte Geburt. Wiederum waren es vorwiegend pekuniäre Schwierigkeiten, die sein termingerechtes Erscheinen verzögerten. Manche mögen sich fragen, wann wohl endlich die Klage über die finanzielle Misere verstummt, die wie ein Leitmotiv eh und je in unseren Vorworten wiederkehrt ... Allein, die Mitgliederbeiträge reichen noch immer nicht aus, um neben den Tagungsauslagen die hohen Kosten zu decken, und auch diesmal wieder ist die Herausgabe unseres Jahrbuchs nur dank großzügiger Gönnerzuschüsse zustande gekommen. Zwar hat unsere Gesellschaft seit ihrem absoluten Tiefststand im Oktober 1973 die von Präsident Linus Birchler fünfundzwanzig Jahre früher registrierte, damals als «eigentlich beschämend gering» bezeichnete Mitgliederzahl von 142 wieder eingeholt und bis heute sogar um 40 vermehrt, aber schneller als der erfreuliche Nachwuchs hat inzwischen die Teuerung zugenommen, und optimistische Hoffnungen, wie etwa diejenige Birchlers (im Vorwort 1948): «die Kantone, in denen Paracelsus gewirkt hat – Basel, wo es ihm übel erging, St. Gallen, mit dessen Vadian er befreundet war und dessen Bad Pfäfers er berühmt machte, Appenzell, wo er im Verborgenen wirkte, und den Heimatkanton Schwyz –» als dauernde Mäzene gewinnen zu können, sind leider unerfüllte Wunschträume geblieben. Wohl oder übel sieht sich die Redaktion (um es mit Birchlers kernigen Worten zu sagen) nach wie vor genötigt, «den Bettelsack zu schwingen» und nach hochherzigen Gönnern Ausschau zu halten, die uns «über den Bach helfen». Das bitten wir zu bedenken, wenn sich da und dort – nicht zuletzt bei unseren Autoren, die uns ihre Manuskripte honorarfrei überlassen – wegen der langen Wartezeit gelegentlich Unmut breitmachen wollte ...

Die Reichhaltigkeit des nunmehr vorliegenden Bandes dürfte, so hoffen wir, alle Bedenken zerstreuen und einmal mehr von der erfreulichen Aktivität unserer Gesellschaft Zeugnis ablegen. Im Mittelpunkt der Berichtszeit von 1976 bis 1980 steht als herausragendes Ereignis der glanzvolle Kongreß vom 4./5. Juni 1977, der aus Anlaß des 35jährigen Bestehens der SPG und des sich zum 450. Male jährenden Amtsantritts des Paracelsus als Stadtarzt und Universitätsprofessor in Basel stattfand. Der Wiedergabe sämtlicher dort gehaltenen Ansprachen, Reden und Führungskommentare folgen als wissenschaftliche Beiträge weitere Vorträge und Aufsätze sowie die Rubriken «Varia» und «Libri», die Mitteilungen aus dem Gesellschaftsleben sowie Kurzartikel vermischten Inhalts bringen und Hinweise geben auf wichtige Neuererscheinungen. Von besonderem Wert als Arbeitsinstrument für den fachlich Interessierten sind ferner die bibliographischen Indices zu den Bänden I–IX der NOVA ACTA PARACELSICA, die Frau Dr. Rose-

marie Dilg-Frank, Mitarbeiterin der Paracelsus-Edition in Marburg, im Anhang beigesteuert hat. Im Rückblick auf das Jubiläumsjahr 1977 vermitteln auch diese Sach- und Autorenregister ein imponierendes Bild vom 35jährigen Wirken unserer Gesellschaft im Dienste der Paracelsusforschung.

Ein glücklicher Zufall spielte mir dieser Tage das verschollene und bisher ungedruckt gebliebene Manuskript der Ansprache in die Hände, mit der Bundesrat Dr. h. c. Philipp Etter, der damalige Vorsteher des Eidgenössischen Departementes des Innern, am 4. Oktober 1941 die Schweizerische Paracelsusfeier in Einsiedeln eröffnet hat. Weil das ehrwürdige Dokument gleichsam als Geburtsurkunde unserer Gesellschaft gelten darf, die daraufhin ein Jahr später, am 11. Oktober 1942 offiziell aus der Taufe gehoben wurde, kommt seinen richtungsweisen Aussagen besondere Bedeutung zu. Sie haben bis heute nichts von ihrer Kraft eingebüßt und verdienen es, indem wir sie hier ein für allemal festhalten, erneut ins Bewußtsein gehoben zu werden. Ich glaube, daß sie gerade im Vorwort zu diesem Bande am Platze sind, der die erste Dekade unserer Schriftenreihe würdig abschließt, und möchte hoffen, daß der zündende Funke, der diesen Worten vor fast vierzig Jahren entsprang, auch in Zukunft nicht erlischt, sondern immer wieder von neuem Interesse weckt für eine fruchtbare Auseinandersetzung mit Werk und Persönlichkeit des Theophrastus Paracelsus.

Nach der offiziellen Begrüßung und warmen Worten des Dankes und der Erinnerung an die Waldstatt mit ihrem tausendjährigen Stift, wo er einst selbst als Klosterschüler glückliche Jugendjahre verbracht hatte, kam Bundesrat Etter auf das eigentliche Anliegen seiner Rede zu sprechen und führte unter anderem aus:

«Wir sind zu dieser Paracelsusfeier zusammengekommen, um einem großen Sohn unseres Landes vierhundert Jahre nach seinem Tode unsere Verehrung und unseren Dank zu bekunden. Zwar dürfen und wollen wir Paracelsus nicht einseitig und ausschließlich für unser Land in Anspruch nehmen, sofern überhaupt dieser große, universale Geist sich von staatlichen Grenzen einfangen läßt ... Er selbst hat aus seiner Geburt im Hochtal der Sihl und aus seiner schweizerischen Herkunft nie ein Hehl gemacht. «Ich bin von Einsiedeln, des Lands ein Schweizer». Und in seiner Streitschrift gegen die Basler, denen er «den Pelz erwäshen will», ruft er seinen Widersachern zu: «Wie gefällt euch der Peregrinus? Wie gefällt euch der Waldesel von Einsiedeln?» Damals mochte die Antwort etwas anders ausfallen als heute. Denn seinen Zeitgenossen, denen der streitbare Einsiedler als stolzer, einsamer Einzelgänger in kämpferischem Zorn gegenübertrat, war die bahnbrechende Bedeutung dieses seltenen Mannes noch nicht aufgegangen. Konnte ihnen ja auch nicht aufgegangen sein. Denn ein Großteil seines gewaltigen Schrifttums von unerhörtem Reichtum, das uns erst einen

Einblick in die universale Kraft dieses unbändigen Geistes gewährt, erschien erst nach seinem Tode. Während seines Lebens teilten seine Manuskripte die stete Unrast und ahasverische Unruhe ihres Herrn, und viele davon fanden erst später den Weg zur Druckerpresse.

Philipp Theophrast Bombast von Hohenheim stand mitten drin in einer Weltenwende. Er selbst gehört beiden dieser Welten an. Mit einem Fuß steht er noch im Mittelalter, mit dem anderen betritt er als kühner Erneuerer die neue Geisteswelt der Renaissance und der Neuzeit, dieser in vielem vorausseilend und die Tore sprengend. Darf es uns verwundern, daß dieser rastlos vorwärts stürmende Geist, der der ganzen, in altem ererbtem Besitz erstarrten Schulmedizin seiner Tage den Kampf ansagte, den Widerspruch seiner Zeitgenossen herausforderte, sich mit allen überwarf und nirgends eine bleibende Heimstätte finden konnte? Paracelsus ist der Revolutionär mit positivem Vorzeichen. Er hat die medizinische Wissenschaft aus den Fesseln der Unfruchtbarkeit, in die sie sich verstrickt hatte, befreit und ihr völlig neue Wege aufgebrochen. Die biologische, iatrochemische, chirurgische und psychiatrische Medizin verehren ihn als ihren geistigen Begründer. Diese seine Verdienste auf den verschiedenen Domänen der medizinischen Wissenschaften näher zu würdigen, überlasse ich in Anerkennung meiner Unzuständigkeit den berufenen Vertretern der Wissenschaft. Was aber mir, dem Laien, von besonderer Bedeutung erscheint und meine Bewunderung herausfordert, das ist das hohe ärztliche Berufsethos, das er den «Salbadern, Kratzern und Sudlern», den «faulen und heillosen Lotterbuben» seiner Zeit gegenüberstellt, und die sittlich tief untermauerte Auffassung vom ärztlichen Beruf, aus der er in flammender Zornesröte über die von ihm als Mietlinge und Schänder erkannten Zeitgenossen herfällt. Mag ihn auch gelegentlich die ungebändigte, ungezäumte Kraft seines Temperamentes und seiner Ausdrucksweise – er war eben, der Herr Bezirksammann wolle mir verzeihen, «von Einsiedeln und des Lands ein Schweizer» – mag ihn auch gelegentlich diese überschäumende Lust des Kämpfers zu weit getrieben haben: Letzten Endes bildete doch die tiefste, heiligste Triebkraft seines Schaffens und seines Kampfes immer eine unerhört hohe, adelige Auffassung von der Berufung, Verantwortung und Größe des Arztes. Wie nach dem bekannten evangelischen Wort der Mensch nicht da ist für den Sabbat, sondern der Sabbat für den Menschen, so ist der Kranke nicht da für den Arzt, sondern der Arzt für den Kranken. Für den Hohenheimer bedeutet die ärztliche Tätigkeit nichts anderes als eine Ausstrahlung praktischer, christlicher Nächstenliebe. «Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe!» Durch diesen einzigen Satz hat Paracelsus dem ärztlichen Beruf seine Würde, Größe und Heiligkeit, seinen Adel und seine wärmende Seele zurückgegeben. Aber er greift noch höher. «Der wahre Arzt ist von Gott gesandt». «Wir sind mit allem Bresthaften in

der Hand Gottes, der alles weise und mild letztlich zu unserem Besten gestaltet)».

«Das sollt ihr merken, daß Gott der erste Arzt sein soll, ohne den nichts geschieht!» Weil er im Arzt den Diener Gottes erblickt, geht er auch allen Heilkräften nach, die der Schöpfer in alle Reiche seiner Schöpfung hineingelegt hat, in der pflanzlichen und tierischen Welt, im Reich der Metalle und der Mineralien, in heilkräftigen Quellen und in der Fülle der Elemente, die aus ihren Verbindungen herausgehoben und zu neuen Verbindungen zusammengesetzt werden sollen. Der Glaube schließt die Wissenschaft nicht aus. Im Gegenteil! Er befreit und befruchtet sie. Vielleicht haben Glaube und Liebe mitgewirkt, in Paracelsus die Erkenntnis wachzurufen, daß die Geisteskrankheiten nicht dämonische Besessenheit und höllisches Teufelswerk, sondern wirkliche Krankheiten darstellen, denen man mit liebevollem Verständnis und mit dem Willen zur Heilung entgegenzutreten soll. Wenn der Beruf des Arztes nach dieser hohen Auffassung von Dienst und Liebe auf den ganzen Menschen hingeordnet ist, auf den leiblichen und geistigen Menschen und auf seine Seele, dann verstehen wir auch, daß Paracelsus die ganze sichtbare und unsichtbare Welt in den Bannkreis seiner Forschung zieht, Astronomie, Philosophie und Theologie, so daß wir staunend vor seinem Gesamtwerk von unerhörten Horizonten und weitgespannter Universalität stehen. Vor einem Werk, das trotz scheinbarer Widersprüche, die im Laufe der Jahrhunderte von den verschiedensten Lehren und Richtungen für sich in Anspruch genommen wurden, doch eine gewaltige, geschlossene Synthese darstellt, hingeordnet auf den Urgrund aller Dinge und von ihm getragen und bewegt: auf Gott, den ewigen Schöpfer.

Daß dieser große, kühne Geist auch sprachlich neue Wege einschlug, kann uns nicht mehr in Staunen versetzen. Er war der Erste, der seine deutsche Muttersprache auch des Dienstes an der Wissenschaft würdigte, eine neue deutsche, wissenschaftliche Terminologie schuf und dadurch sprachschöpferisch unsere Muttersprache bereicherte und befreite.

Unserem Lande war Paracelsus verbunden durch seine Geburt und durch seine Mutter wie durch seine späteren Aufenthalte in Basel, Zürich, St. Gallen und Appenzell, Graubünden und Pfäfers. Aber vielleicht noch mehr durch seinen Geist, der ein Geist der *Freiheit* war und sich äußerte in seinem stolzen Wahlspruch, der für freie Menschen wie für freie Völker in gleicher Weise gilt:

«Alterius non sit qui suus esse potest!»

Neuchâtel, im Sommer 1981

Robert-Henri Blaser

I. Gesellschaftschronik 1976–1979

Einsiedeln – 16./17. Oktober 1976

Der im Frühling 1977 erschienene IX. Band der NOVA ACTA PARACELSICA lag bereits im September des Vorjahrs abgeschlossen vor; deshalb konnte darin, wofür wir um Verständnis bitten, der Bericht über die Einsiedler Tagung vom 16./17. Oktober 1976 nicht mehr berücksichtigt werden. – An jenem Wochenende wurde die am 9. Mai 1974 an der Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (unter dem Vorsitz unseres damaligen Sekretärs Dr. *Hans Rudolf Fehlmann*) gefaßte Resolution zur ideellen Zusammenarbeit mit der unsrigen (vgl. N. A. P. IX, p. 24) damals erstmals in die Tat umgesetzt, als sich am Samstag, dem 16. Oktober, um 17.30 die Mitglieder beider Gesellschaften in der «Alten Mühle» des Stiftes zu einer gemeinsamen Tagung zusammenfanden. In seiner Begrüßungsansprache wies der Präsident mit launigen Worten auf die erfreuliche Tatsache hin, daß die zwischen der SPG und der SGGP bestehende Interessenverbundenheit nicht nur in der Ähnlichkeit ihrer Abkürzungen, sondern auch dadurch in schönster Weise zum Ausdruck komme, daß sich zwei alte Freunde und Dienstkameraden der «blauen Waffe» (auch Paracelsus hätte ihr ja als einstiger Feldscher angehört!) in die Leitung beider Gesellschaften teilen.

Eröffnet wurde die Veranstaltung mit einem Lichtbildervortrag von Dr. *Alois Bettschart*, dem Inhaber der Engel-Apotheke, über «*Heilpflanzen im Einsiedler Moorgebiet*». Die herrlichen Farbdias, die seine ungemein lebendigen Ausführungen illustrierten, veranschaulichten die Vielfalt der Flora in den Wiesen und Wäldern, auf denen schon Paracelsus unter der Anleitung seines Vaters, der ihm gewiß nicht ohne Grund den verheißungsvollen Taufnamen Theophrastus gegeben hatte, erstes botanisches Wissen gesammelt haben mag. Lebhafter Beifall wurde auch der darauf folgenden *Tonbildschau über das Stift Einsiedeln* zuteil, die zunächst einen überwältigenden Eindruck vermittelte von der erhabenen Schönheit der Vorderfront mit den zwei hohen, schlanken Glockentürmen, dem Wahrzeichen Einsiedelns, dessen geniale Konzeption sich so harmonisch der Silhouette der Landschaft anpaßt; Bild um Bild ließ sie dann den staunenden Betrachter den gewaltigen Dom betreten, darin in Großaufnahme die künstlerische Pracht der Altäre, der Orgeln, der Gemälde und Skulpturen bewundern, zeigte Kostbarkeiten aus dem Kirchenschatz sowie Meisterwerke mönchischer Schreib- und Malkunst aus der Stiftsbibliothek und gab ferner, für viele überraschend, den Blick frei in die Klausur und Arbeitswelt der Patres, in die Lehrsäle und Sammlungen der berühmten Stiftsschu-

le und nicht zuletzt auch in die ökonomischen Bereiche, die das materielle Leben dieses Mikrokosmos hinter Klostermauern sichern. Die tausendjährige Geschichte der weltbekannten Benediktinerabtei und ihrer Wallfahrtstradition wurde lebendig, die alljährlich Hunderttausende von Pilgern zu der mit schwarzem Marmor inkrustierten Kapelle im Mittelschiff der Stiftskirche führt. Diese Kapelle hält die Erinnerung an den Mönch Meinrad aus der Reichenau wach, der an dieser Stelle 26 Jahre als Einsiedler im «Finstern Walde» lebte und am 21. Januar 861 von zwei Räubern erschlagen wurde. Die beiden Raben des Einsiedlers sollen – so erzählt die Legende – die Mißetäter bis nach Zürich verfolgt haben. Dort wurden die Vögel vom Volk erkannt und verrieten so das Verbrechen. Die Unholde wurden mit dem Tode bestraft. Schon im 11. Jahrhundert war in der Kapelle eine thronende Madonna mit Kind aufgestellt, die beim großen Brand 1465 verlorenging. Ihr folgte das heutige spätgotische stehende Madonnenbild, dessen von den einst vielen brennenden Kerzen geschwärztes Antlitz sich wirkungsvoll vom Prachtkleid und den umrahmenden goldenen Wolken abhebt. Am Ort von Meinrads Klause erstand 934 das Monasterium Heremitarum, das im Laufe der Jahrhunderte mehrfach dem Feuer zum Opfer fiel, bis es im Zeitalter des Barock nach den Plänen seines Architekten Bruder Kaspar Moosbrugger von 1704–1719 seine heutige Gestalt erlangte. – Waren schon diese beiden Darbietungen dazu angetan, die Tagungsteilnehmer in besonderer Weise auf den Genius loci ihres Versammlungsortes einzustimmen, so verstärkte sich dieser Eindruck noch, als sich nach dem gemeinsamen Nachtessen in der «Linde» *Werner Karl Kälin*, der Sekretär des Erziehungsdepartementes des Kantons Schwyz, in der urwüchsigen Mundart der Waldleute an die Tafelrunde wandte und unter dem Stichwort «*Ein Einsiedler stellt sein Heimatdorf vor*» ein wahres Feuerwerk an Geist und Humor versprühte, um vor seinen Zuhörern – selbst die nicht mundartkundigen lauschten ihm mit Hingabe und mochten sich hie und da an die Sprechweise Theophrasts erinnern fühlen – im Spiegel köstlicher Anekdoten aus der Ortsgeschichte ein lebensnahes Bild von den Eigenheiten, der Lebensart und der Sprache seiner Einwohner erstehen zu lassen. Von dieser meisterhaften Produktion so recht in Stimmung gebracht, saßen die Gäste noch lange gesellig beisammen und zogen sich erst zu später Stunde in ihre Unterkünfte zurück.

Der Sonntagvormittag war zunächst – wiederum in der «Alten Mühle» – um 10.45 einem Beitrag gewidmet, der die im Vorjahr mit dem «Tartarus» begonnenen seminaristischen Deutungsversuche Paracelsischer Grundbegriffe *) fortsetzte (vgl. N.A.P. IX, p. 31f.).

*) Der damals von Dr. H. R. *Fehlmann* vorgetragene Teil ist unter dem Titel «Versuch einer Deutung des Paracelsischen «Tartarus» » in der Österreichischen Apotheker-Zeitung, 31. Jg., Folge 52 (1977), p. 1086–1088 im Druck erschienen.

Diesmal erläuterte der Medizin- und Pharmaziehistoriker Dr. *Willem F. Daems*, Arlesheim, das Thema: «*Sal-Merkur-Sulfur bei Paracelsus*». Außer der Feststellung, daß dieser Vortrag, wie der starke Beifall bewies, der ihm gezollt wurde, das ungeteilte Interesse aller Zuhörer fand, erübrigt es sich, hier näher darauf einzugehen, da er vollinhaltlich auf den S. 189 ff. dieses Bandes wiedergegeben ist. – Vor dem Mittagessen in der «Linde» trennten sich nun die Mitglieder beider Gesellschaften, um in gesonderten Klassenzimmern der Stiftsschule ihre *Generalversammlungen* abzuhalten. Seinen Rechenschaftsbericht über das Geschäftsjahr 1975/76 konnte unser Präsident mit der ermutigenden Mitteilung eröffnen, daß die Zahl der SPG-Mitglieder, die zwischen 1957 und 1973 auf sage und schreibe 53 abgesunken war, bis zum heutigen Tag wieder auf 76 angestiegen ist. Zwei hochverdiente Mitglieder sind dagegen im Berichtsjahr durch den Tod abberufen worden: Dr. med. Dr. h.c. *Edmund Müller*, Beromünster, der viele Jahre unserem Vorstand angehört hat (vgl. N. A. P. IX, p. 259f.), und HH Pater *Kanisius Zünd*, Kloster Einsiedeln. Der Verstorbene wurde mit einer Schweigeminute gedacht. Laut *Kassenbericht* von Herrn *Karl Eberle* beträgt das Gesellschaftsvermögen zur Zeit Fr. 12 232.50; gegenüber dem vorjährigen Saldo von Fr. 10 905.50 (vgl. N. A. P. IX, p. 28) ist ein bescheidener Vermögenszuwachs von Fr. 1327.– zu verzeichnen. Nach dreijähriger Amtszeit war auch der *Vorstand* neu zu bestellen. Während sich Prof. R.-H. Blaser als Präsident, K. Eberle als Kassier und Alt-Präsident Dr. F. Dobler als Beisitzer erneut zur Verfügung stellten, drängten sich mehrere Mutationen auf. So wünschte der bisherige Vizepräsident HH Pater Dr. K. Bugmann von seinem Amt zurückzutreten, erklärte sich aber auf Zureden hin bereit, dem Vorstand als Beisitzer (als «Minister ohne Portefeuille», wie er spasseshalber meinte) weiterhin treu zu bleiben, und Dr. H. R. Fehlmann bat um Entlastung in Anbetracht seiner onerosen Doppelfunktion als Präsident der SGGP und Sekretär der SPG neben der Berufstätigkeit als Apotheker. Diesem Wunsche wurde insofern Rechnung getragen, als sich Frau Sonja Umiker-Passera (die geschätzte Redaktorin unserer Mitteilungsblätter) als designierte Aktuarin verpflichtete, die administrativen Belange des Sekretariats mitzübernehmen. Dr. Fehlmann erklärte sich seinerseits bereit, die Nachfolge von Pater Bugmann als Vizepräsident anzutreten und dem Sekretariat, bis sich Frau Umiker in ihr neues Amt eingearbeitet hat, wenigstens noch nominell vorzustehen. Als neuer Beisitzer wurde Dr. W. F. Daems in Vorschlag gebracht. Sämtliche Mutationen wurden einstimmig gutgeheißen und der neue Vorstand mit Applaus in folgender Zusammensetzung bekräftigt: Prof. R.-H. Blaser, Präsident (bisher); Dr. H. R. Fehlmann, Vizepräsident (neu) und Sekretär a. i.; K. Eberle, Kassier (bisher); Frau S. Umiker-Passera, Aktuarin (neu); HH Pater Dr. K. Bugmann, Beisitzer

(neu); Dr. *W. F. Daems*, Beisitzer (neu); Dr. *F. Dobler*, Beisitzer (bisher). Letztes Traktandum besonders erfreulicher Art war die vom Vorstand vorgeschlagene und von der GV mit lebhaftem Beifall genehmigte Ernennung von Prof. Dr. *Kurt Goldammer* zum *Ehrenmitglied* unserer Gesellschaft anlässlich seines 60. Geburtstages (am 20. Januar 1976) in Würdigung seiner hervorragenden Verdienste um die Paracelsusforschung und seiner wissenschaftlichen Pionierleistung als Herausgeber der bisher unedierten religionsphilosophischen und sozialpolitischen Schriften Hohenheims sowie in Anerkennung seiner seit Jahrzehnten der SPG bewiesenen Treue. Es war ein feierlicher Augenblick, als HH Pater *Kuno Bugmann*, der vor seiner jetzigen Stellung als Stiftsbibliothekar das Amt eines Professors für klassische Sprachen innehatte, die von ihm verfaßte lateinische Laudatio verlas und dem Geehrten, der dafür mit bewegten Worten dankte, die Urkunde überreichte, die folgenden Wortlaut hat:

Q F F F S
 HELVETICA PARACELSI MEDICI AMICORVM VNIO
 VIRVM ILLVSTREM
 KONRADVM GOLDAMMER
 LAVREA PHILOSOPHIAE INSIGNITVM
 ALMAE MATRIS MARBVRGENSIS MAGISTRVM EXIMIUM
 PHILIPPI THEOPHRASTI PARACELSI SACRA HEREMO ORTI
 MEDICI PRAECLARI
 INVESTIGATOREM AC PERSCRVATOREM AC INTERPRETEM
 VERBIS LVCIDISSIMIS OPIMVM MERITIS
 XII LVSTRIS PERACTIS VITAE
 VTI MEMBRVM HONORIS CAVSA
 INDICAT ENVNTIAT PROMVLGAT
 ET VSV MEMBRI HVIVS AC AMICI ET MORIBVS PERFRVENS
 GRATO LAETOQVE ANIMO
 AD XVI KAL NOV MCMLXXXVI

Nach dem gemeinsamen Mittagessen nahm der wissenschaftliche Teil des Programms um 14.30 in der «Linde» seinen Fortgang und wurde von Dr. *F. E. Ducommun*, Apotheker und Pharmaziehistoriker in Nyon, mit einer Betrachtung in französischer Sprache eröffnet. «*Quelques mots sur quatre contemporains de Paracelse*» nannte er allzubecheiden die brillanten Streiflichter, mit denen er Werk und Persönlichkeit des Viergestirns berühmter Renaissance-mediziner beleuchtete: Ambroise Paré (1510–90), François Rabelais (um 1494–1553), Michael Servet (1509–53) und Andreas Vesalius (1514–64). In eine ganz andere Welt führte sodann Prof. Dr. *Kurt Goldammer*, Marburg/Lahn, seine Zuhörer mit der Frage: «*Woher kommt und wohin geht Undine?*». Mit der ihm eigenen Akribie und bewundernswerten Formulierungsgabe entrollte er die weitläufige Geschichte des Paracel-

sischen Undine- und Elementargeisterthemas, das im «Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus» seine Wurzeln hat, und verfolgte seine Ableitung, Tradierung und Verarbeitung seit der Zeit der Romantik. Da Prof. Goldammer seine Ausführungen einer in Vorbereitung befindlichen, umfassenden Untersuchung zugrundelegen wollte, konnte er sie uns nicht zum Abdruck überlassen*).

Zum Abschluß der Tagung stand nun noch ein literarisches Ereignis bevor, auf das männiglich gespannt war: ein *Rundgespräch mit Rosemarie Schuder*, der erfolgreichen Schriftstellerin und Nationalpreisträgerin aus Berlin, über das Thema: «*Paracelsus im Roman*». Frau Schuder, die übrigens auch der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft angehört, trat bereits – das schickte der Präsident voraus, um Rang und Stellung unseres Gastes in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zu charakterisieren – mit einer beachtlichen Zahl vorwiegend historischer Romane an die Öffentlichkeit, so – um nur einige davon zu nennen – 1955 mit dem Roman «*Der Ketzer von Naumburg*», der vom Schöpfer der berühmten Stifterfiguren im Naumburger Dom handelt, 1957 und 59 mit einem zweibändigen Romanwerk über Johannes Kepler, 1962 und 64 einem ebensolchen über das Leben Michelangelos sowie 1968 mit den «*Erleuchteten*», einem Wiedertäuferroman. Dazwischen veröffentlichte sie historisch-biographische Erzählungen über Ulrich von Hutten (1954), über Paracelsus und über Thomas Münzer (beide 1955). Ihr jüngster Paracelsus-Roman mit dem geheimnisvollen Titel «*Paracelsus und Der Garten der Lüste*» datiert von 1972; er hat, was einen Begriff von seiner Verbreitung vermittelt, in Buchform bereits eine Gesamtauflage von 120 000 Exemplaren erlebt, nachdem er in der «*Wochenpost*», der größten Wochenzeitung der DDR mit einer Auflage von 1 100 000 Exemplaren, sowie in der Basler «*National-Zeitung*» im Vorabdruck erschienen war. «Die historischen Romane Rosemarie Schuders» – so urteilt Wolfgang Hartwig in einer Rezension (im «*Romanführer A–Z*», Berlin 1974, Bd. II/2, p. 274) – «knüpfen an die historischen Romanwerke Lion Feuchtwangers und Heinrich Manns an, indem sie in der Vergangenheit nicht nur das Vergangene darstellen, sondern vor allem die zukunftsweisenden Kräfte der Gesellschaft sichtbar machen und – ohne oberflächliche Aktualisierung – dem Leser am historisch bemerkenswerten Vorgang das Bewußtsein der Geschichtlichkeit auch der Gegenwart vermitteln». In seiner weitgespannten Studie «*Paracelsus in der Weltliteratur. Beiträge*

* Sie ist soeben als Band 20 (1980) der Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung erschienen unter dem Titel: «*Paracelsus in der deutschen Romantik. Eine Untersuchung zur Geschichte der Paracelsus-Rezeption und zu geistesgeschichtlichen Hintergründen der Romantik. Mit einem Anhang über die Entstehung und Entwicklung der Elementargeister-Vorstellungen seit dem Mittelalter*». Siehe auch S. 240 ff.

zur Wirkungsgeschichte Hohenheims» (Germ.-Roman. Mschr. 42, N.F. 11 (1961), p. 261) bespricht Karl-Heinz Weimann u. a. auch die Paracelsus-Romane des 20. Jahrhunderts, unter denen der kurz vor Ende und nach dem Ersten Weltkrieg erschienene, dreibändige von Kolbenheyer wohl der populärste, aber wegen seiner dem Nationalsozialismus nahestehenden Sicht auch der umstrittenste geblieben ist. Rosemarie Schuders Konzeption weist demgegenüber den Vorzug auf, daß (so Weimann) «ihr künstlerisches Paracelsusbild dem wissenschaftlichen Paracelsusbild der Gegenwart am nächsten steht.»

Unsere gekürzte Wiedergabe des Gesprächs stützt sich auf eine von der Autorin genehmigte Mitschrift der aus dem Stegreif formulierten Fragen und Antworten. Sich selber stellte Frau Schuder der Versammlung folgendermaßen vor: «In einem Brief an seinen französischen Freund Felix Bertaux erklärt Heinrich Mann über seinen Roman «Henri Quatre», dies sei ein Buch, das ihn, den Romancier, ganz enthält. Und da wir nun, gestützt auf diesen Zeugen, feststellen müssen, ein Roman, mit welchem Thema auch immer, ist auch ein Bekenntnis seines Verfassers, betrachte ich es als zu Ihrer Unterrichtung gehörig, bei unserem Thema «Paracelsus im Roman» Bekenntnis über mich, den Romanschreibenden zu geben. Um auch die Antwort auf die Frage vorwegzunehmen, warum denn nun noch einmal ein Roman über Paracelsus: Ich bin vom Jahrgang 1928. Geboren in Jena. Und zur Schule gegangen in Jena. Nicht wurde uns zu meiner Schulzeit gelehrt, daß Karl Marx an der Universität unserer Stadt promoviert hat, wohl aber wurde uns im Geschichtsunterricht in dieser Zeit bis zum Mai 1945 unter anderem auch beigebracht, daß Paracelsus der Vorläufer der Rassentheorie gewesen sei. Im Mai 1945 räumte meine Klasse vom Jahrgang 1928 in einem Flügel der alten Universität die Trümmer beiseite, es war dort, wo alte, kostbare Bücher des historischen Seminars aus dem Schutt geborgen wurden. Zerlöcherte Einbände, zerschlagene Haltespangen, zerrissene Seiten unter Steinen und Staub. Sichtbar. Aber das, was unsichtbar zerlöchert, zerschlagen, zerrissen war, verstaubt, verschüttet in den Köpfen? Dafür, für diese meine lieben Landsleute versuchte ich, Geschichte zu erklären. Im Roman die Zusammenhänge von Oekonomie, Politik und Ideologie herzustellen, also auch am Beispiel von Paracelsus. Gestützt auf die wissenschaftlichen Untersuchungen, wie sie so vielfältig in der Internationalen Paracelsusgesellschaft und der Schweizer Paracelsusgesellschaft zusammenfließen, Sie gestatten mir, daß ich die beiden Präsidenten, Professor Blaser und Professor Goldammer, vor allem nenne, gestützt auf einen jahrzehntealten Umgang mit Forschungsergebnissen insbesondere aus der Zeit des Bauernkrieges unserer Historiker, sah ich es als meine Aufgabe an, Neues aufzufinden. Ich nannte meine Arbeit «Paracelsus und Der Garten der Lüste»».

Frage 1: Warum der Titel: Paracelsus und Der Garten der Lüste?

Antwort: Der Titel ist schon ein Stück meiner Methode zum Deutlichmachen der Absichten: Gleichnisse wählen. – Hier das Gleichnis: ein Platz, ein Raum wird vom Romanhelden, wenn wir Paracelsus einmal so nennen wollen, gesucht, von dem aus er wirken kann. Der Garten der Lüste ist aber auch, wie Sie wissen, der Name des wohl bekanntesten Bildes des niederländischen Malers Hieronymus Bosch. Ein zweites Gleichnis bietet sich hier wieder an. Dieses Triptychon soll in der Liste der vom spanischen Eroberer requirierten Bilder als: «Ein Gemälde über die Veränderung der Welt» geführt worden sein. Auch hier bieten sich natürlich Gleichnisse über die Absichten des Malers und unseres Paracelsus an.

Frage 2: Was hat denn Bosch mit Paracelsus zu tun?

Antwort: Das ist auch wieder eine Frage nach meiner Methode. Ich vergewaltige die Geschichte nicht. Der Maler ist zehn Jahre vor dem Beginn meiner Romanhandlung gestorben, also 1516. Die beiden können sich nicht persönlich gekannt haben, also werden sie im Roman sich auch nicht begegnen. Aber eines haben sie sicherlich gemeinsam. Sie lebten in einer Zeit, von der Friedrich Engels in seiner Abhandlung über den Bauernkrieg sagte: Es war eine Zeit, die Riesen brauchte und Riesen zeugte. Riesen an Denkkraft und Charakterstärke. Das aber allein würde nicht ausreichen. Ihre geistige Verwandtschaft, ihr Kampf, jeder mit den Mitteln seiner Kunst gegen die Dunkelmänner, wird im Buch dargestellt. Die Verbindung habe ich mit einem Kunstgriff hergestellt. Mit den Briefen des historischen Basilius Amerbach an eine unbekannte Frau Helena. Ein Kunstgriff, der einem Romanautor sicher gestattet ist.

Frage 3: Warum haben Sie die Handlung auf Basel beschränkt?

Antwort: Ich habe keine Biographie geschrieben. Ich habe auch nicht versucht, die alte Sprache heraufzubeschwören. Ich wollte kein Historienbild malen. Für mich war Basel der geeignete Ort für die Frage: Wie verhält sich ein Mann wie Paracelsus, dieser Riese an Denkkraft und vor allem an Charakterstärke, ein Jahr nach dem Scheitern des Bauernkrieges in dieser neuen Gesellschaftsstruktur der großen, weltoffenen Handelsstadt Basel, in der sich die großen Geister wie Erasmus versammelt hatten: Holbein, Froben, Oekolampad, Bonifacius Amerbach, Hans Denck.

Frage 4: Sie nennen hier die Männer, die damals in Basel wirkten. Sie haben über manche eine andere Auffassung, zum Beispiel über Oporinus, der später ein berühmter Verleger wurde. Wie weit geht hier Ihre Erfindung? Wo sehen Sie den Hauptgegensatz zwischen Paracelsus und Oporinus, der in jungen Jahren jenen ominösen Brief schrieb, der

bis heute zur Beurteilung des Charakters des Paracelsus das Schema geliefert hat?

Antwort: Sie kennen alle, meine lieben Freunde, dieses große Wort des Paracelsus: Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe. Dieses habe ich versucht, in der Sprache des Schriftstellers so auf den Seiten 141–43 meines Buches auszudrücken:

«Theophrast hatte nicht die Zeit, zu überlegen, was das Besondere an dem neuen Schüler Oporinus war. Vom ersten Tag seines Aufenthalts in Basel an kamen Hilfesuchende, die er nicht abweisen konnte. Er bereitete die Vorlesungen vor. Er richtete seinen Experimentierofen ein. Der neue Gehilfe und Schüler störte nicht, er war aufmerksam und gab sich Mühe. Theophrast gewöhnte sich an den täglichen Begleiter.

Die alte Wäscherin mit den rissigen Händen setzte sich ruhig hin, sprach eine Weile nichts. Theophrast wies sie nicht ab. Von da an kam sie jeden Tag.

Oporinus beschwerte sich: «Sie ist nicht krank. Ihr fehlt nichts. Was will sie?»

«Sie ist allein.»

«Alleinsein ist keine Krankheit.»

«Wie wenig weißt du vom Menschen. Wirst du es denn nie lernen, Herbst?» Wenn Theophrast ungehalten war, sagte er Herbst. Die Frau blickte dankbar vor sich hin. Sie lächelte schon nicht mehr. Sie konnte es nicht wegen der Anstrengung. Sie hatte ein arbeitsames Leben gehabt. Sechs Kinder und alle gestorben. Auch der Mann aus ihrem Leben davongelaufen. Nie mehr hatte sie etwas von ihm gehört. Sie war als Wäscherin gegangen, um ihren Kindern das Brot zu verschaffen. Sie war berühmt gewesen als die beste Wäscherin in Basel. Die Reichen hatten sie in ihr Haus gerufen. Ihre Kinder hatten ihr Kraft gegeben für das mühsame Dasein. Nun waren sie alle, für die sie zu sorgen hatte, tot. Die Pest und Schwäche. Sie wußte es nicht, warum Gott sie so geschlagen hatte. Während ihr Mann weit weg in der Welt war, irgendwo, mußte sie sechsmal das Sterben sehen, an den eigenen Kindern. War es ein Trost, daß sie in ihren Armen entschlafen waren? Sie hatte niemanden, den sie danach fragen konnte. Über sie war nun die Zeit der großen Stummheit hereingebrochen. Es gab niemanden, mit dem sie reden konnte, niemanden, der ihr zugehört hätte. Niemanden, dem sie auch nur den Namen ihrer sechs Kinder hätte einmal sagen können, damit sie für sich die Erinnerung wachrief an diese Zeit, die doch erfüllt gewesen war. Abends zwar müde und erschöpft, aber doch erwartet. Nun wartete niemand mehr. Schon lange nicht.

Sie hatte vor der Apotheke des Baer gestanden. Die Tür war offen gewesen. Sie hatte einen Streit gehört, wie der Apotheker auf den neuen Stadtarzt schimpfte. Sie hatte nicht verstanden, warum, sie hatte nur

gehört, daß sich nun die Zeiten für Apotheker verschlechtern würden. Dann kam das Gerücht auch zu ihr: Wer arm ist, braucht bei diesem Mann nichts zu zahlen. Ich bin nicht krank, dachte sie sich. Ich bin nur traurig. Ist Traurigkeit eine Krankheit? Die Toten kann er mir nicht wieder zum Leben erwecken. Jeden Tag hörte sie Neues über ihn, wenn sie allein durch die Straßen ging, da und dort hineinschaute. Beim Bäcker hörte sie etwas über ihn. Die Huren redeten über ihn, mit Dankbarkeit und einer merkwürdigen Ehrfurcht. Die Wäscherin war noch nicht so abgestorben, daß sie keine Neugierde gespürt hätte. Sie wollte diesen Mann einfach sehen. Nichts weiter.

Und von da an ging sie jeden Tag zu ihm. Sie holte sich Kraft bei ihm. Hier konnte sie von den sechs Kindern reden. Und durch ihre Erzählungen standen sie noch einmal da, als seien sie leibhaftig anwesend. Über die kindlichen Dummheiten lachte jemand mit ihr. Das hielt sie einen Tag aufrecht, und sie überlegte sich schon, welche Geschichten sie ihm am nächsten Tag erzählen könnte. Wie an einer Schnur ließ sie sich daran leiten oder wie an einem Rosenkranz, den sie Perle für Perle abbetete. Er hatte sich darauf eingelassen, er hatte es angenommen. Nun mußte es regelmäßig ausgeübt werden. Er wußte, wenn auch nur eine Perle fehlt, wird die Frau stürzen. Nicht leiblich, nicht vor aller Augen, und sagte es dem Schüler Oporinus: «Das ist etwas, das du nicht lernen kannst. Das kann dir niemand erklären. Das mußt du spüren.»

Bemühen, daß Oporinus das Gespür bekommt. Da war immer wieder: die Sehnsucht, sich dem Schüler so mitzuteilen, daß es am Ende gleich ist, ob er mit der Frau spricht oder ich. Der Schüler, der einem selber fast gleicht, ist der größte Trost vor der Angst, weggehen zu müssen, mitten aus der Arbeit.»

Frage 5: Sie begründen die Flucht aus Basel, indem Sie sagen, Paracelsus habe unter der Anschuldigung gestanden, unerlaubten Umgang mit Dämonen zu pflegen. Was brachte Sie auf diese Idee?

Antwort: Diese Anschuldigung über den unerlaubten Umgang mit Dämonen wurde immer dann erhoben, wenn es galt, mißliebige Personen auszuschalten oder zu vertreiben. Ich darf Sie erinnern, daß dafür 1487 ein Werk geschaffen wurde, eine Mischung zwischen Strafgesetzbuch und Strafprozeßordnung, der «Malleus maleficarum». Dieses in drei Abteilungen gegliederte Buch hatte eine riesige Bedeutung. Von 1487 bis 1669 wurde es 29mal gedruckt. Es war das Werk der Dunkel männer. Ein Instrument der Ketzerverfolgung, vergleichbar dem Judenhaß der Nazis. Beide Methoden beruhten auf demselben Prinzip; auf Grund alter Vorurteile, alten Aberglaubens wurden antihumane Ideologien neu erweckt, um ganz bestimmten materiellen Interessen zu dienen. Aber diese künstlich wiederbelebten Ideologien bekamen durch

ihre Massenverbreitung eine Eigengesetzlichkeit. Der «Malleus» löste eine Unzahl von Hexenprozessen und Hexenverbrennungen aus. Selbst die von Rom abgefallenen Ketzer, die Evangelischen, benutzten dieses fürchterliche Instrument, um Hexen zu verbrennen. Sie hatten völlig vergessen, daß der Hexenhammer aufgesetzt worden war, um Ketzer zu bekämpfen.

Frage 6: Darf ich Sie bitten, uns zum Abschluß unseres Gesprächs, für das ich Ihnen in unser aller Namen herzlich danke, zu zeigen, wie Sie das für den Fall unseres Paracelsus dargestellt haben?

Antwort: Das liest sich auf den Seiten 341–43 so:

«Sie sagten über den Doktor Theophrast:

Er ist ein Verführer des Volkes.

Er ist mit dem Teufel im Bunde.

Er hat seine Kunst von bösen Dämonen gelernt.

Er ist ein Magier. Ein Zauberer.

Bei der Verhaftung im eigenen Haus darf dem Einzuäschernden keine Zeit gelassen werden, in eine Kammer zu treten, weil der Verdacht besteht, er nimmt dort Zaubermittel.

Der Richter möge die doppelte Einkerkерung beachten, die eine zur Strafe, die andere zur Bewachung.

Wenn also die Knechte vom Rathaus in die Stube deines Lehrers treten, kannst du nicht sagen, Oporinus: Das habe ich nicht gewußt. Das habe ich nicht gewollt. Du hast alles getan, um diesen Augenblick herbeizuführen. Du hast dich fragen lassen und hast ihnen genau berichtet: Ja, er-hat auf der Hohen Schule nicht mehr in Latein gelehrt. Er hat die Bader und Scherer eingeladen in diese heiligen Räume, sonst hoher Wissenschaft vorbehalten, damit sie auch lernen sollten. Ja, er hat in jeder Vorlesung gesagt: Fragt bei den Bauern, die wissen es besser als ihr, die ihr nur am Buchstaben hängt. Ihr sagt, es steht nicht in den Büchern, also kann es auch nicht sein.

Ja, er hat das Lehrbuch der alten Medizin ins Feuer geworfen. Du hast daneben gestanden in diesem schönen Sommer, Schüler Oporinus. Und du kennst am besten seine Beschwörung des Tierreichs. Er hat es dir fast täglich so eindringlich gesagt, daß du die Professoren kaum noch anders wahrgenommen hast: du hast gesehen, was er gesagt: Da sind Blindschleichen und Moldwürmer, Molche, die in euren roten Kappen und mit Hagedorn gekrönten Häuptern nisten.

Und was willst du dann machen, Oporinus, wenn du im Prozeß als Zeuge aussagen sollst zu der Frage, ob ein Zauberer sich mit den Menschen zu schaffen machen kann, indem er sie durch Gaukelkunst in Tiere verwandelt.

Was willst du sagen, wenn sie dich fragen, wo die Tiergestalt sei, im Sinn oder in der Wirklichkeit oder in der Luft. Was willst du entgegnen,

wenn sie dir mit alten Gesetz und mit den Worten des Kirchenvaters Augustinus beweisen, es ist möglich, daß der Teufel die Phantasie des Menschen täuschen kann, daß der Mensch als ein wahres Tier erscheint.

Sie werden dich nicht fragen, wie macht er denn die Tiere? Sie wissen es, es steht in ihrem alten Gesetz, sie sagen es dir: Der Dämon verwandelt nicht durch die fühlende und vorstellende Kraft, sondern er verwandelt durch Umgestalten. Er tut es nicht durch Teilung der Substanz des Organs, weil sonst ein Gefühl des Schmerzes folgte, sondern durch Bewegung der Geister und Säfte.

Es ist nicht die Frage, wer hat ihn denn Cacophrastus genannt. Es ist das Wesentliche, daß er Cacophrastus genannt wurde. Dämon.

Und es wird dir, Schüler, vorgehalten werden, wenn du bei diesem Prozeß in den Zeugenstand trittst: Die Dämonen vollbringen alle ihre Taten durch Verstand und Willen. Was den Verstand anbetrifft, durch dreifältige Schärfe des Wissens sind sie stark, durch Subtilität der Natur, langjährige Erfahrung.

Der Wille des Dämons haftet unbeweglich am Bösen. Immerzu sündigen mit den Sünden des Übermutes.

Der Dämon erkennt die Gedanken unserer Herzen.

Und wenn du fragst, was ist ein Dämon, wird dir vorgehalten werden: Ein unreiner Geist, wenn auch nicht unsauber von Natur, ihm wohnt inne sinnlose Begehrlichkeit, schrankenlose Phantasie – nämlich bezüglich der geistigen Sünden –, Stolz. Vernünftig im Geiste. Immer auf neuen Trug bedacht. Sie verändern die Sinne. Erforschen die Triebe. Stören die Wachenden. Schrecken die Schlafenden. Verwandeln sich in Engel des Lichts. Tragen immer die Hölle bei sich. Verlangen göttliche Verehrung. Zauberkünste geschehen durch sie. Über die Guten wollen sie herrschen. Sie suchen die Einheit der Kirche zu zerstören.

Und du wirst gefragt werden: Was haben Sie denn für diesen Ihren Lehrer Theophrast empfunden? Wie war es, als Sie ihn zu den Kranken begleiteten? Haben Sie da Neid empfunden oder Bewunderung, wenn Sie die Wirkung des Arztes auf die Leidenden sahen, wenn Sie das Vertrauen spürten. Wünschten Sie sich dann: Ich möchte auch so werden wie er. Wie war es, wenn Sie mit ihm gemeinsam am Experimentierofen standen. Waren auch Sie dann von dem Wunsch beseelt, die Quintessenz zu finden, das fünfte Wesen, im Metall, in den Kräutern?

Und was willst du entgegenen, Oporinus, wenn man dich, den Zeugen, darauf aufmerksam macht: Wer einen Ketzer anbetet, ist selber ein Ketzer. Aber wer den Dämon anbetet, sündigt schlimmer als der, der einen Ketzer anbetet. Man wird dich fragen, und was geschieht mit demjenigen, der einem anhängt, der beides ist, Ketzer und Dämon?

Die Angst wandelte sich. Er sah ein, nicht er brauchte die Angst um

sein Leben auszustehen. Er wird ja nicht gehört werden als Zeuge zugunsten der Verteidigung, sondern als ein Zeuge zugunsten der Anklage.

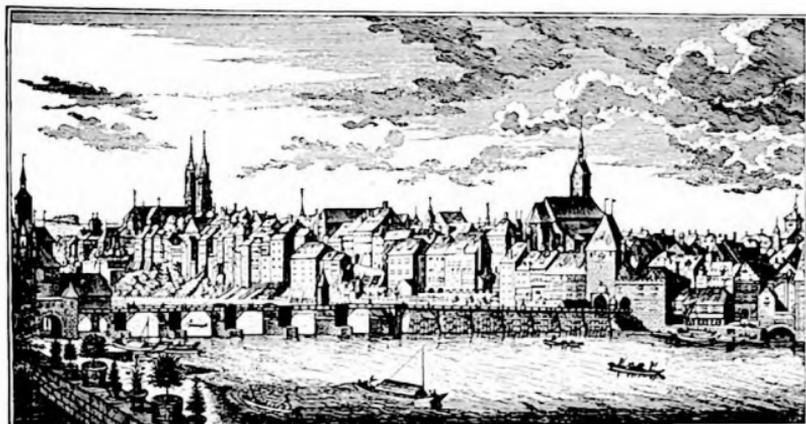
Und er begann einzusehen, die Richter und deren Helfer im Saal, die würden ihm nichts antun, die könnten ihm nichts antun. Aber draußen, auf der Straße vor dem Gericht. Da werden sie sich zusammenrotten, alles Gesindel wird vom Kohlenberg heruntergeschwemmt kommen. Und draußen wird das Gericht über ihn, den Schüler einbrechen. Auf ihn werden sie mit den Fingern zeigen. Ihn werden sie bespucken. Und es wird zeit seines Lebens von ihm nicht weggehen: Er ist der Schüler, der seinen Lehrer auf den Scheiterhaufen brachte.»

Mit dieser letzten Leseprobe aus ihrem neuartigen Paracelsus-Roman verabschiedete sich Rosemarie Schuder, die von ihren interessierten Zuhörern lebhaften Beifall ernten durfte.

Mit Worten dankbarer Anerkennung an alle, die in wochen- und monatelanger Vorbereitung die erfolgreiche Abwicklung des reichbeachteten und reichbeschenkenden Tagungsprogramms möglich gemacht hatten, schloß der Präsident am frühen Abend die Versammlung und richtete einen herzlichen Appell an alle, sich recht zahlreich an der nächsten Jahresversammlung in Basel zu beteiligen, die ausnahmsweise, statt im Herbst, im Frühling stattfinden soll, weil es dann genau 450 Jahre her sein werden, daß Paracelsus (am 5. Juni 1527) mit dem Anschlag der «Intimatio» – seines epochemachenden Ankündigungsprogramms – seine Lehrtätigkeit als Professor an der Universität begann. Dieses denkwürdige Jubiläum soll gleichzeitig mit dem 35jährigen Bestehen unserer Gesellschaft in besonders festlichem Rahmen begangen werden.

Basel – 4./5. Juni 1977

Neben der statutarisch festgelegten Doppelfunktion unserer üblichen Zusammenkünfte (Arbeitstagung und Generalversammlung) hatte diesmal der Basler Kongreß eine dritte Aufgabe zu erfüllen, und zwar eine solche von historischer Bedeutung, galt es doch, in würdiger Form der 450. Wiederkehr jenes Tages zu gedenken, an dem Paracelsus in Basel sein Amt als Stadtarzt und Universitätsprofessor antrat, und damit die Feier unseres 35. Geburtsjahrs zu verbinden. Im Anschluß an die Gesellschaftschronik (S. 55 ff.) wird über die Basler Jubiläumstagung ausführlich in Wort und Bild berichtet; hier beschränken wir uns, indem wir deren Wiedergabe vorwegnehmen, auf die rein gesellschaftsinternen Traktanden, die am 5. Juni an der *Generalversammlung* zur Sprache kamen. – Der *Jahresbericht* des Präsidenten nahm



«Prospect der Rheinbrücke zu Basel von Seiten der kleinen Stadt» von Emanuel Büchel, datiert 1761. In der Bildmitte, unterhalb der eintürmigen Martinskirche, ist das sogenannte «Untere Collegium» erkennbar, das alte Kollegiengebäude der Universität, wo einst Paracelsus lehrte.

wenig Zeit in Anspruch, da seit der Herbsttagung vom 16./17. Oktober in Einsiedeln noch keine acht Monate verstrichen waren. Die Tätigkeit des Vorstandes konzentrierte sich während der Berichtszeit auf drei Hauptaufgaben: 1. Herausgabe von Band IX der NOVA ACTA PARACELSICA, der vor Wochenfrist, gerade noch rechtzeitig, um den Tagungsteilnehmern präsentiert zu werden, das Licht der Welt erblicken konnte, 2. Herausgabe von Nummer 3 unseres Mitteilungsblattes mit ausführlicher Information über alle organisatorischen Details im Hinblick auf die bevorstehenden Veranstaltungen (das dem bewährten Teamwork des Ehepaars *Sonja und Fritz Umiker-Passera* zu verdanken ist) und 3. die Kongreßvorbereitung durch das Organisationskomitee, dem außer dem Vorstand in corpore die Herren Dr. *Jean Druey* und *Karl Vogt-Wegelin* angehörten. An einer dringenden Sitzung in Basel legte der Präsident am 16. April das Tagungsbudget vor, das in Anbetracht der prekären Finanzlage damals noch zu ernststen Bedenken Anlaß gab. An der GV vom 17. Oktober 1976 hatte uns Herr *Karl Eberle* einen Vermögensstand von Fr. 12 232.50 nachgewiesen. Bis zum 16. April 1977 waren, vorwiegend aus Spenden und Stiftungen für Band IX des Jahrbuchs, Fr. 6 767.50 hinzugekommen, so daß wir damals mit einem Gesamtkapital von Fr. 21 000.– rechnen konnten. Davon waren allerdings Druckkosten im Betrag von schätzungsweise Fr. 18 000.– (die definitive Rechnung stand z. Zt. noch aus) in Abzug zu bringen, so daß uns, zwölf Wochen vor Kongreßbeginn, bestenfalls Fr. 3 000.– für die Gedenktafel und die Durchführung der Jubiläums-

tagung zur Verfügung standen! Es war ein Glücksfall sondergleichen, daß uns damals dank dem persönlichen Werbeeinsatz aller Vorstandskollegen, speziell auch der wirkungsvollen Intervention unseres Ehrenmitglieds Dr. *Jean Druey*, private und institutionelle Gönner so tatkräftig unterstützten, daß wir es riskieren konnten, die Inschrifttafel in bescheidener Ausführung (wobei – das wäre hier noch nachzutragen – die Absicht besteht, sie später, um eine künstlerisch wertvolle Porträtsbüste des Paracelsus ergänzt (vgl. S. 66 f.), zu einer würdigen Gedenkstätte auszugestalten) herstellen zu lassen und die übrigen Tagungsvorbereitungen in dem geplanten Ausmaß voranzutreiben. – Da das Datum der Generalversammlung vorverlegt worden war, konnte zu diesem Zeitpunkt noch keine definitive *Rechnungsablage* erfolgen, erklärte *Karl Vogt-Wegelin*, der sich in Abwesenheit des Kassiers zu diesem Traktandum äußerte. Die genauen, von unseren Revisoren überprüften und beglaubigten Zahlen würden zu gegebener Zeit den Mitgliedern im Mitteilungsblatt Nr. 5 zur Kenntnis gebracht werden (vgl. auch die Zusammenfassung auf S. 33 dieser Gesellschaftschronik). – Auch das dritte Traktandum, es galt der Bestätigung zweier *Mutationen im Vorstand*, war rasch erledigt. Vizepräsident Dr. *H. R. Fehlmann* konnte von seiner interimistischen Tätigkeit als Sekretär (vgl. S. 17) entbunden, und diese Funktion mit sofortiger Wirkung der bisherigen Aktuarin, Frau *S. Umiker-Passera*, übertragen werden. Ferner wurde die Aufnahme eines weiteren Beisitzers von der GV gutgeheißen, und Herr *Karl Vogt-Wegelin*, der sein großes Organisations-talent bei der Vorbereitung und Durchführung dieser Tagung unter Beweis gestellt hat, in diesem Amt bestätigt. Zum nächstjährigen Versammlungsort wurde *Zürich* gewählt; Datum: 1. Oktober 1978. Damit fand die auf 14.00 im «Merian-Saal» anberaumte Generalversammlung nach nur halbstündiger Dauer ihren Abschluß.

Zürich – 1. Oktober 1978

Mit der Wahl Zürichs als Versammlungsort und der Konzentration der Veranstaltungen auf einen einzigen Tag wurde dem Bedürfnis Rechnung getragen, die Kosten sowohl für die Teilnehmer als auch für die Gesellschaftskasse möglichst niedrig zu halten, um die recht erheblichen Spesen, die uns bei der Jubiläumstagung in Basel, besonders aber durch die Herausgabe des IX. Bandes der NOVA ACTA PARACELSICA erwachsen sind, etwas auszugleichen. Der Einberufung des Zürcher Treffens auf Sonntag, den 1. Oktober gingen zwei Vorstandssitzungen voraus. Die erste, sie fand am 8. April 1978 im Domizil unseres Sekretariates in MuttENZ bei Basel statt, diente vor allem der Planung und Vorbereitung, die zweite vom 28. Juli in der «Linde» zu Ein-

siedeln galt, neben der endgültigen Festlegung des Programms, der Orientierung über den Stand des neuen Jahrbuchs und der Vorbereitung eines Heilpflanzen-Projektes, das in Verbindung mit unserer nächstjährigen Tagung vom 13./14. Oktober 1979 in Einsiedeln zur Diskussion stand. – Nachzutragen wäre noch, daß unser verdienstvolles Mitglied Dr. *Wilhelm Martin Zinn*, der medizinische Leiter der Klinik Bad Ragaz und Chefarzt der Rheumaklinik Valens, diesen Sommer die Ehre hatte, den 3. Weltkongreß der «International Rehabilitation Medicine Association» in Basel zu präsidieren, der vom 2. bis 7. Juli 1978 in den Räumen der Schweizer Mustermesse weit über tausend Teilnehmer aus aller Herren Länder zusammengeführt hat. Daß Paracelsus als Wegbereiter einer karitativen Medizin auch im Rahmen dieser Großveranstaltung nicht vergessen wurde, die dem vielschichtigen Problem der bestmöglichen Betreuung Behinderter und deren Wiedereingliederung in ihre soziale Umwelt gewidmet war, dafür hatte Dr. Zinn als «spiritus rector» gesorgt, indem er (am 6. Juli) eine Gastvorlesung von Prof. *R.-H. Blaser* über «Theophrastus Paracelsus – ein verkannter Vorläufer» ins Programm aufnahm.

Pünktlich um 10 Uhr 15 konnte der Präsident die versammelten Mitglieder im Zunfthaus zur Saffran am Limmatquai begrüßen und seiner Freude darüber Ausdruck geben, daß, obwohl eine beträchtliche Zahl von Absenzen zu bedauern war, doch eine ansehnliche Schar unentwegter Getreuer – in deren Mitte unser hochgeachtetes Gründungsmitglied Dr. *Erwin Jaeckle* – mit ihrer Gegenwart ihr anhaltendes Interesse für unseren Patron und ihre Treue zu den Zielen unserer Gesellschaft bekundet haben. Zwei Paracelsusfreunde wurden im Berichtsjahr durch den Tod abberufen: am 20. Mai 1978 im Alter von 88 Jahren unser Ehrenmitglied Prof. Dr. *Walter Eichrodt*, ehemaliger Ordinarius für alttestamentliche Wissenschaft und Religionsgeschichte an der Universität Basel, und am 14. August 1978 in ihrem 87. Lebensjahr Frau *Monika Hartmann-Heim* in Bern. Ehre ihrem Andenken!

Aus Salzburg, wo am vorigen Wochenende unsere jüngere und größere Schwester, die Internationale Paracelsus-Gesellschaft, getagt hatte, konnte der Präsident den Mitgliedern herzliche Grüße überbringen; er durfte von denen, die im Vorjahr bei uns in Basel weilten, viel Lob und Anerkennung ernten für unsere Veranstaltungen im Jubiläumsjahr. Insbesondere wurde die in unseren Kreisen herrschende freundschaftlich-familiäre Atmosphäre gerühmt, die unsere Gesellschaft – entsprechend ihrer französischen Bezeichnung «Société suisse des Amis de Paracelse» – auszeichne. Nachdenklich stimmt allerdings demgegenüber, daß es uns, allen Bemühungen zum Trotz, nicht gelungen ist, hier in Zürich mehr als ein Viertel unseres derzeitigen Mitgliederbestandes zusammenzubringen. Zwar dürfen wir mit Genugtuung feststellen und darin ein ermutigendes Zeichen gedeihlicher Aufwärts-

entwicklung erblicken, daß unsere Mitgliederzahl seit der rekonstituierenden Generalversammlung von 1973 dank initiativer und tatkräftiger Werbung einzelner Freunde auf heute 124 angestiegen ist. In Anbetracht der Tatsache, daß das Interesse an Studien, wie wir sie betreiben, naturgemäß immer auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von ernsthaften Paracelsusanhängern beschränkt bleiben wird, und daß im Vergleich zur unsrigen die Internationale Paracelsus-Gesellschaft gegenwärtig auch nicht mehr als 187 Mitglieder zählt, dürfen wir mit unserer bescheidenen, aber stetigen Wachstumsquote zufrieden sein. Nicht zufriedengeben sollten wir uns allerdings mit der doch relativ geringen Teilnahmebereitschaft an der Veranstaltungen unserer Gesellschaft. In Salzburg treffen sich jeweils Paracelsusfreunde aus mehreren Ländern; diesmal waren z. B. ein Amerikaner, eine Kanadierin, ja sogar zwei Mitglieder aus Südafrika dabei. Auch wenn in Salzburg die Teilnehmerzahl nicht viel größer war als bei uns, kann dort die verhältnismäßig schwache Beteiligung auf die Tatsache zurückgeführt werden, daß die Fahrt nach Salzburg (von wo auch immer man herreisen muß) ungleich beschwerlicher und kostspieliger ist als beispielsweise die Reise von einem beliebigen Punkt unseres kleinen Landes nach Zürich. Folglich muß die bei uns leider festzustellende Lethargie andere Gründe haben. Dem Vorstand wäre sehr daran gelegen (und im Mitteilungsblatt wurde auch schon wiederholt nachdrücklich dazu aufgerufen), Anregungen, Kritik oder Wünsche aus dem Mitgliederkreise zu empfangen, die möglicherweise, wenn sich alle im Interesse der Ziele und Aufgaben unserer Gesellschaft ernsthaft darum bemühen, zur Behebung dieser bedauerlichen Passivität oder Gleichgültigkeit führen könnte. Es sind dies Symptome, die in unserer abgestumpften und abgebrühten Welt immer mehr überhandnehmen, aber in einer Gesellschaft wie der unsrigen, die sich dem Paracelsus verschrieben hat, der einmal sagte: «Besser ist Ruhe denn Unruhe, nützlicher aber Unruhe denn Ruhe!», haben sie einfach keine Daseinsberechtigung!

Den *wissenschaftlichen* Teil des Programms bestritten am Vormittag drei Referenten, die allesamt (der Präsident bat die anwesenden Zürcher, das zu verzeihen) dem Medizingeschichtlichen Seminar der Universität Basel angehören. Als erster Redner behandelte Dr. phil. *Willem Frans Daems*, Vorstandsmitglied unserer Gesellschaft und Inhaber eines Lehrauftrags für Geschichte der Medizin an der Universität Würzburg, die Frage: «*Sind die sogenannten «Zwölf Rosenkreuzer-Pflanzen» mit Paracelsus in Beziehung zu bringen?»*. Da seine Ausführungen im nächsten Jahrbuch zum Abdruck gelangen sollen, sei hier davon nur so viel festgehalten, daß in dem unter dem Namen «Paracelso» 1945 in Buenos Aires herausgegebenen Werk mit dem Titel «*Botanica oculta, Las plantas mágicas*» siebenmal die Rede ist von «*una de los doce plantas de los Rosacruces*». Ob es bei den Rosen-

kreuzern der Renaissancezeit tatsächlich eine eigene Zwölferreihe von Pflanzen gegeben hat, ist zwar, da die Zahl 12 im Rosenkreuzertum eine entscheidende Rolle spielt, naheliegend; auch daß nur sieben davon – die «hellichten» – genannt werden, die fünf übrigen aber in der Finsternis bleiben mußten, kann echt rosenkreuzerisch sein. Ebenso fragwürdig aber wie das Ganze bleibt vor allem auch, um welche es sich bei den fünf nicht genannten Pflanzen gehandelt haben mag. Da die Untersuchung zu keinem Ergebnis geführt hat, bleibt die Frage offen.

Mit Dr. phil. *Marie-Louise Portmann* trat erstmals in der Geschichte unserer Gesellschaft eine Frau ans Rednerpult. Als wissenschaftliche Assistentin von Prof. Dr. *Heinrich Buess*, dem Lehrstuhlinhaber für Medizingeschichte an der Universität Basel, ist sie eine vortreffliche (wenn nicht gar die beste) Kennerin großer Basler Arztpersönlichkeiten, speziell des 16. Jahrhunderts. Dazu gehört Theodor Zwinger (1533–1588), dem sie umfassende Studien gewidmet hat, jener berühmte Arzt, Philosoph und Humanist, der fünf Jahre nach des Paracelsus Flucht aus Basel zur Welt kam (zu einer Zeit also, da noch viele Augenzeugen lebten), und zwar als Sohn der Christiana Oporin, der Schwester jenes Mannes, der seinerzeit dem Theophrast als Famulus gedient hat. «*Paracelsus im Urteil von Theodor Zwinger*» war denn auch ihr Beitrag betitelt, mit dem sie unser Wissen über die Paracelsus-Rezeption im alten Basel ein gutes Stück gefördert hat. Wie die Referentin überzeugend darlegte, stand Theodor Zwinger, in dessen Weltbild viel Paracelsisches eingeflossen ist, seinem umstrittenen Vorgänger zwar wohlwollend, aber nicht unkritisch gegenüber. Zwingers Übersicht über die Anschauungen des Paracelsus in seiner «*Physiologia medica*», die noch vor dem Erscheinen von Husers Gesamtausgabe entstand, läßt erkennen, daß ihm vieles aus mündlicher Tradition zugekommen sein muß. (Auch dieser hochinteressante Vortrag ist zur Wiedergabe im nächsten Band der NOVA ACTA PARACELSICA vorgesehen.)

Der dritte im Bunde war unser prominentes Mitglied Dr. med. et phil. *René Bernoulli*. Ehrendozent für Geschichte der Medizin an der Universität Basel. Sein Thema lautete: «*Montaigne und Paracelsus*». Da wir hoffen, daß der Autor seinen Beitrag, der den wissenschaftlichen Teil unserer Tagung aufs Schönste bereichert hat, gelegentlich unserem Jahrbuch überläßt, soll hier nur kurz darauf eingegangen werden. Michel de Montaigne (1533–1592), der große Philosoph und Schriftsteller, dessen berühmten «*Essais*» sich auch außerhalb Frankreichs bis in unsere Tage auf die gesamte europäische Literatur ausgewirkt haben, gehört zu jenen Denkern der französischen Renaissance, deren Studium sich Dr. Bernoulli mit Akribie und besonderer Hingabe gewidmet hat; kein Wunder, möchte man sagen, da schon Nietzsche

seine Hochachtung für Montaigne mit den Worten bekundete: «Daß ein solcher Mensch geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust, auf dieser Erde zu leben, vermehrt worden»! Montaigne wie Paracelsus schrieben und dachten in ihrer Muttersprache; der Stil des großen Gascongners ist wie der unseres Einsiedlers eigenwillig und deshalb praktisch ebensowenig adäquat übersetzbar. Der Titel von Montaignes' «Essais» geht auf lateinisch *exagium* zurück (von *exigere*, d.h. zunächst «verlangen», «fordern», dann, in übertragenem Sinne, «untersuchen», «prüfen», «abwägen») und will besagen, daß das, was er uns mitteilt, auf Beobachtung, auf prüfender Untersuchung beruht. Es läßt damit eine philosophische Grundhaltung erkennen, die Paracelsus – man denke nur an dessen Grundsatz «*experimenta ac ratio*» – mit Montaigne verbindet. Methodologisch geht der Empirie, dem Erfahrungswissen, die Skepsis voraus; sie bildet bei Paracelsus wie bei Montaigne den Ursprung ihres Reflektierens. Das kommt z. B. auch in der Einstellung der beiden zu den Gelehrten ihrer Zeit zum Ausdruck. Der methodologische Skeptizismus führte aber weder bei Paracelsus noch bei Montaigne zu einem religiösen Indifferentismus; beide waren gläubige Menschen. Angesichts der zwischen Medizin und Philosophie bestehenden Beziehungen überrascht es nicht, wenn Montaigne die Medizin in den methodologischen Zweifel miteinbezieht. In seinen «Essais» kommt er verschiedentlich auch auf Paracelsus zu sprechen, von dem er – wohl aus einem Gespräch mit einem paracelsisch gesinnten Gelehrten – wußte, daß er zu jenen Ausnahmestalten zählte, die als revolutionär eingestellte Ärzte die Ohnmacht der damaligen Medizin erkannten. Als radikaler Skeptiker hält es aber Montaigne für unklug, sich Paracelsus vorbehaltlos anzuvertrauen, und nimmt damit ihm gegenüber (ohne ihn jedoch anzugreifen, was bei seiner allgemeinen Skepsis, die er Medizin und Ärzten entgegenbringt, einem durchaus positiven Urteil gleichkommt) eine Haltung ein, die derjenigen von Theodor Zwinger auffallend gleicht, mit dem Montaigne in der ersten Oktoberwoche des Jahres 1580 auf der Durchreise nach Italien in Basel Gespräche geführt hat, bei denen zweifellos auch von Paracelsus die Rede war. Da Montaigne der deutschen Sprache nicht mächtig war, kann er Paracelsus nicht im Originalwortlaut gekannt haben; gewiß besaß er in seiner reichhaltigen Bibliothek eine oder mehrere der schon vor 1572 erschienenen lateinischen und französischen Übersetzungen seiner Werke. Jedenfalls darf es als erwiesen gelten, daß Paracelsus zu jenen Quellen gehört, aus denen Montaigne in der ihm eigentümlichen Weise geschöpft hat.

Im privaten Gespräch mit Freunden und Referenten während des anschließenden Aperitifs, den die Gesellschaft allen Tagungsteilnehmern im Vestibül offerierte, sowie beim gemeinsamen Mittagessen im schönen Speisesaal unterhielt man sich noch lange und angeregt über

das Gehörte, bis der Präsident, als man bei Kaffee angelangt war, die Mitglieder um ihre Aufmerksamkeit bat für den nächsten Programmpunkt: die Traktanden der ordentlichen *Generalversammlung*. Nach dem Rechenschaftsbericht über das Geschäftsjahr und der Orientierung über den Stand der NOVA ACTA PARACELSICA Band X (praktisch liegen alle Beiträge der Basler Tagung satzfertig vor mit Ausnahme des Festvortrags und des noch in Arbeit befindlichen Sach- und Autorenregisters zu allen bisher erschienenen Jahrgängen; infolgedessen war es noch nicht möglich, einen verbindlichen Kostenvorschlag einzuholen) konnte, da keine Neuwahlen fällig waren, gleich zur Rechnungsablage durch Kassier *Karl Eberle* geschritten werden. Die von den Herren *Benno Bettschart* und Dr. *Carl Birchler* geprüfte, per Ende Juli 1978 abgeschlossene Jahresrechnung wies, nach Abzug der relativ hohen Druckkosten von Band IX der NOVA ACTA PARACELSICA, einen Vermögensstand von Fr. 10914.70 auf. Kassier und Rechnungsprüfer wurden mit bestem Dank für ihre Mühewaltung *Decharge* erteilt. – Unter *Varia* gelangte sodann das vorerwähnte Veranstaltungsprojekt im Zusammenhang mit der nächstjährigen, wiederum zweitägig (am 13./14. Oktober 1979) geplanten Zusammenkunft in Einsiedeln zur Sprache. Es stand das Vorhaben zur Diskussion, am Vortag unserer regulären Jahresversammlung im Großen Saal des Klosters Einsiedeln ein selbständiges, der breiteren Öffentlichkeit zugängliches Symposium über das Thema «*Heilen mit Heilpflanzen*» abzuhalten. Dabei sollte der Grundgedanke wegleitend sein, einerseits die Erinnerung an das phytotherapeutische Vermächtnis des Paracelsus lebendig zu erhalten, andererseits das heutzutage wiedererwachte Interesse an den Heilkräften der Natur in richtige Bahnen zu lenken. Die Idee zu diesem «*Heilpflanzen-Symposium*», das im Vorjahr unter dem Patronat der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie mit großem Erfolg im Kloster Eberbach am Rhein unter Mitwirkung einer Reihe namhafter Wissenschaftler vor geladenen Gästen, Vertretern der in- und ausländischen Presse und mehreren hundert Teilnehmern durchgeführt worden war, entsprang der Initiative der Herren *Günther* und Dr. *Ralph Kaufmann* (Vater und Sohn), die es übernommen hatten, eine auf unsere Schweizer Verhältnisse abgestimmte Variante dieser Veranstaltung unter der Schirmherrschaft der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft auszuarbeiten. In der Überzeugung, daß sich eine Veranstaltung dieser Art (auf die übrigens in der Presse nachdrücklich aufmerksam gemacht würde) als Vorspann zu unserer anderntags stattfindenden Jahresversammlung vorteilhaft auswirken könnte, trat der Vorstand dafür ein, der Generalversammlung (speziell im Hinblick auf die uns damit gebotene Werbemöglichkeit neuer Mitglieder) die Annahme des Projektes zu empfehlen, dies um so mehr, als sich die Herren Kaufmann verpflichteten, sowohl die Organisation als

auch die materielle Durchführung des Symposions, insbesondere die Beschaffung der hierfür erforderlichen Mittel in eigener Verantwortung zu übernehmen. Sie garantierten uns ferner, daß keine der als Sponsoren in Betracht kommenden Firmen irgendwelchen direkten oder indirekten Einfluß auf die Organisation und den Ablauf des Symposions, etwa auch im Sinne einer Namensnennung von Firma oder Produkt, nehmen könnten. Nach einer angeregten Diskussion, in deren Verlauf sich Billigung und Bedenken die Waage hielten, entschied sich schließlich die Mehrheit dafür, auf das Angebot der Herren Kaufmann unter den genannten Bedingungen einzugehen und, im Einvernehmen mit ihnen, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen.

Da niemand mehr das Wort wünschte, hob der Präsident, indem er allen herzlich dankte, die auch diese Tagung wieder zu einem schönen und gehaltvollen Erlebnis hatte werden lassen, um 14.45 die Tafel auf. Zum Ausklang der Jahresversammlung stand nun noch ein Besuch des Medizinhistorischen Museums der Universität Zürich auf dem Programm. Trotz der Unbill der Witterung schlossen sich alle Tagungsteilnehmer unverdrossen unserem ortskundigen Alt-Präsidenten Dr. *Friedrich Dobler* an, der sie wohlbehalten zum Haupteingang der Universität an der Rämistraße führte, wo sie Konservator Dr. med. *Urs Boschung* zur Besichtigung seiner einzigartigen Sammlung erwartete, die ihnen, von ihm anschaulich kommentiert, den langen und mühsamen Weg vor Augen führte, den die Medizin von den frühesten Anfängen des Heilwesens bis zu Paracelsus und seit ihm bis zur jüngsten Vergangenheit zurückgelegt hat. Im Namen der Besuchergruppe bedankte sich der Präsident für die wohlgelungene Führung und wünschte allen, als dann gegen Abend die Abschiedsstunde schlug, eine glückliche Heimkehr.

Einsiedeln – 13./14. Oktober 1979

So wie die milde Herbstsonne, die uns damals in Einsiedeln empfing, die von einem wolkenlos heiteren Himmel überwölbte Landschaft in schönstem Glanz erstrahlen ließ, so zerstreute der offensichtliche Erfolg unseres Kongresses, der sich der persönlichen Gunst unseres Bundespräsidenten Dr. *Hans Hürlimann* erfreuen durfte – eine Auszeichnung, die zugleich die Bedeutung widerspiegelt, die man höhern- und höchstenorts unserer Tagung beimaß –, die letzten Bedenken, die noch im Vorjahr dagegen bestanden haben mochten, und gaben dem Optimismus seiner Organisatoren recht.

Wie geplant, wurde zum Auftakt unserer traditionellen Jahresversammlung am ersten Verhandlungstag im Großen Saal der Benediktinerabtei ein öffentliches Symposion unter dem Motto «*Heilen mit*

Heilpflanzen» abgehalten. An die zweihundert Gäste, vorwiegend Ärzte, Apotheker und Drogisten, die von berufswegen mit Fragen der Grenzen und Möglichkeiten der Phytotherapie konfrontiert sind, aber auch eine ansehnliche Schar unentwegter Paracelsusfreunde sowie Vertreter der in- und ausländischen Presse waren der Einladung gefolgt und füllten den festlich geschmückten ehemaligen «Fürstensaal» bis auf den letzten Platz. Sie alle waren gewillt, der Pflanzenheilkunde, die – wie die Medizinhistoriker wissen – seit Jahrtausenden den Grundstock jeder arzneilichen Behandlung überhaupt gebildet hat, im Lichte moderner Erkenntnisse jene Beachtung zu schenken, die sie im Dienste unserer Gesundheit auch heute noch – oder besser: heute erst recht wieder – verdient.

Nach der Begrüßung durch den Herrn Abt des Stiftes Einsiedeln, Dr. *Georg Holzheer*, wurde unserem Präsidenten die Ehre zuteil, den Kongreß zu eröffnen, dem Hausherrn in aller Namen zu danken für seine liebenswürdigen, vom Geist der großen Tradition der «Heremus Sacra» und ihrer weitherzigen Zeitaufgeschlossenheit getragenen Worte und die Großzügigkeit, mit der er uns in diesen erhabenen Räumen Gastrecht gewährte, und die Grußbotschaft des Herrn Bundespräsidenten, Bundesrat Dr. *Hans Hürlimann*, zu verlesen, die folgenden Wortlaut hatte:

«Es sind 40 Jahre her, daß im Rahmen der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich im Rückblick auf schweizerische Forschung und Wissenschaft auch Paracelsus gewürdigt worden ist: als ein großer Vorläufer, ein Pfeiler, auf den spätere Gelehrten generationen in unserem Lande sich gestützt haben, als Sohn des Landes und als Europäer, als genialer Einzelgänger, der wie Gessner, Haller, Euler beigetragen hat zum geistigen Reichtum der Menschheit.

Das gewaltige Werk, das Paracelsus hinterlassen hat und das noch nicht ganz gehoben ist, zugänglich zu machen, ist eine der vornehmsten Aufgaben auch der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft. Dadurch trägt sie bei, eine Gedankenwelt lebendig zu erhalten, vor Vergessenheit und Mißkredit zu schützen, die uns anmutet wie ein Bergwerk eigentümlicher und doch vertrauter Mineralien, wie ein geheimnisvolles und doch von ferne bekanntes Labyrinth.

Wie jedes Zeitalter erzeugt auch das unsere, das technische, Bedürfnisse nach Gegenkräften, nach neuen und andersartigen Dimensionen und Werten. Ohne Zweifel kann das Werk Paracelsus' dafür eine Quelle sein: «Wie Paracelsus» – so schreibt C. G. Jung – «einst ein Bahnbrecher der medizinischen Wissenschaft war, so wird er uns heute, wie es scheint, zum Symbol einer wichtigen Veränderung unserer Anschauung vom Wesen der Krankheit sowohl, wie vom Wesen des Lebendigen überhaupt.»

Und eines kann er insbesondere uns Schweizer lehren: «daß – um

ein Wort des Paracelsus-Forschers Pater Ildefons Betschart aufzunehmen – Zugehörigkeit zum Vaterland und, daraus folgend, Treue und Stolz zur Heimat keineswegs die große Geisteswelt verengen muß, daß mit den Grenzen des Heimatbodens die Grenzen des Geistes noch längst nicht gezogen sind.»

In diesem Sinne entbiete ich Ihnen die herzlichsten Grüße und Wünsche für Ihre Tagung. *Hans Hürlimann, Bundespräsident*

Um im Programm keine unnötige Verzögerung eintreten zu lassen, ging der Präsident sodann gleich zu seinem angekündigten Kurzreferat über, das, beim phytotherapeutischen Vermächtnis des Paracelsus anknüpfend, den Boden vorbereiten sollte für die ihm folgenden Kollegen, die es übernommen hatten, das Thema «Heilen mit Heilpflanzen» in medizinhistorischer, pharmakognostischer und internistischer bzw. allgemeinmedizinischer Sicht zu behandeln. Seine Ausführungen unter dem Titel «*Die ganze Welt ein Apotheken*» – *Paracelsus und die Heilpflanzen*» und die anschließenden Referate von Prof. Dr. Ernst Steingger, Direktor des Pharmazeutischen Instituts der Universität Bern, über «*Alte Heil- und Genußpflanzen – Moderne Forschung*», von Dr. Willem Frans Daems, Apotheker (Arlesheim) und Lehrbeauftragter für Geschichte der Medizin an der Universität Würzburg, über «*Heilpflanzenkunde von Gestern und Morgen*» sowie von Dr. Rudolf Fritz Weiss, Facharzt für innere Krankheiten in Aitrach/Württemberg, über «*Die Stellung der Heilpflanzen in der modernen Therapie*» sind in einer von Dr. Ralph Kaufmann, St. Gallen, herausgegebenen Broschüre im Druck erschienen, weshalb hier nicht näher darauf eingegangen werden soll. Zu sagen wäre höchstens, daß das Auditorium allen Vorträgen mit sichtlichem Interesse gefolgt ist und jedem Referenten reichlich Beifall zollte.

Nach einer Kaffee-Pause wechselte die Versammlung in den Vortragssaal der «Alten Mühle» hinüber, wo Apotheker Dr. Alois Betschart mit seinen vielbewunderten Farbdias über «*Heilpflanzen im Gebiet des Klosters Einsiedeln*» referierte. Um 17 Uhr fand dann, wiederum im Großen Saal, wo übrigens Stiftsbibliothekar Pater Dr. Kuno Bugmann in mehreren Vitrinen seltene Paracelsica, wertvolle Kräuterbücher und andere botanische Sehenswürdigkeiten aus dem Klosterbesitz zur Schau gestellt hatte, im Beisein aller Referenten, unter der Leitung von Dr. med. et phil. René Bernoulli, Ophthalmologe und Ehrendozent der Universität Basel, eine *Podiums-Diskussion* statt, an der Fragen aus dem Hörerkreis von den Fachvertretern besprochen und beantwortet wurden.

Zum krönenden Abschluß des Symposions gab HH Pater Cornelius Winiger um 18.30 in der Stiftskirche ein Orgelkonzert, das wohl niemand so schnell vergessen wird; mit unerhörter Meisterschaft zele-

brierte er auf dem königlichen Instrument von Johann Sebastian Bach (1685–1750) die berühmte Toccata und Fuge in d-moll (BMV 565), aus dem «Livre d'orgue» von Louis Marchand (1669–1732) die Stücke «Cromorne en taille», «Trio», «Basse de trompète», «Tierce en taille» sowie «Dialogue» und von Max Reger (1873–1916) die Phantasie über den Namen B-A-C-H (op. 46). – Tiefbeeindruckt begaben sich anschließend die Tagungsteilnehmer in Gruppen zu ihren Gaststätten; unsere Mitglieder fanden sich zum gemeinsamen Nachtstuhl in der altvertrauten «Linde» ein, wo sich die Tafelrunde noch lange angeregt über das Erlebte unterhielt.

Das sonntägliche Wochenende vom 14. Oktober war dann im gewohnten, bescheidenen Rahmen der *Jahresversammlung der Paracelsusfreunde* gewidmet. Erfreulicherweise fanden sich bei uns auch Gäste vom Vortag ein, von denen sich mehrere vom hier Gebotenen dazu anregen ließen, unserer Gesellschaft beizutreten. Schlag 11 Uhr wie vorgesehen konnte der Präsident in der «Alten Mühle» Mitglieder und Gäste begrüßen, darunter Prof. Dr. *Leopold Müller* aus Salzburg, prominentes Vorstandsmitglied der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, und seine liebenswürdige Gattin. Im Hinblick auf das vielversprechende Programm, aber angesichts der doch reichlich leergebliebenen Plätze im Vortragssaal, gab er der Überzeugung Ausdruck, daß die Anwesenden, wenn es dann am Abend wieder Abschied zu nehmen gelte, gewiß dem berühmten Liebesabenteurer Casanova beipflichten würden, der in seinen Memoiren erstmals das vielzitierte Wort verwendet hat: «Die Abwesenden haben immer unrecht!» Er sagte das vor allem mit Rücksicht auf die beiden Künstlerinnen: Frau *Emmy Hipp*, Basel (Rezitation) und Frau *Imme Atwood*, Dornach (Harfe), deren nun folgende Darbietungen zum festlichen Auftakt unseres Paracelsustages einen wesentlich größeren Zuhörerkerker verdient hätten. Zu bedauern war ferner, daß unser Ehrengast Frau *Gisela Beer* aus Schwaz in Tirol, die uns seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden ist, nicht, wie das Programm versprach, in unserer Mitte weilen konnte, da sie sich, noch an den Folgen eines kürzlich erlittenen Unfalls leidend, im letzten Augenblick telephonisch außerstande erklären mußte, die lange und beschwerliche Reise auf sich zu nehmen. Es hätte der betagten Dichterin, die alle Paracelsusfreunde herzlich grüßen ließ, die allergrößte Freude bereitet, dem musikalisch umrahmten Vortrag einiger ihrer Gedichte beizuwohnen; vor allem aber hätte es sie beglückt, den Geburtsort jenes Mannes zu besuchen, dessen Lebensspuren sie jahrelang in ihrer näheren und weiteren Umgebung nachgeforscht und in ihren Dichtungen verewigt hat, – so z. B. in ihrem Roman «Der glänzende Strom» um die Tiroler Silberbergstadt Schwaz, wo der junge Paracelsus nachweislich in Bergwerken und Schmelzhütten tätig war, und vor allem in ihrem Gedichtzyklus «Paracelsus in Salzburg», in

dem sie – ähnlich wie Conrad Ferdinand Meyer in «Huttens letzte Tage» und dessen Stil und Vorbild verpflichtet – den frühen Lebensabend des Paracelsus in Erinnerungen und Erfahrungen, Gedanken und Weisheiten des Vielgewanderten in lyrischer Form behandelt hat. Der ganze Zyklus wurde 1941 in Wien, anlässlich der 400. Wiederkehr von Hohenheims Tod, von einem Kammermusik-Ensemble mit Sätzen aus Schubertschen Streichquartetten umrahmt, in der Adalbert Stifter-Gesellschaft öffentlich vorgetragen. Einiges davon (aus zeitlichen Gründen etwas gekürzt und in anderer Reihenfolge als im bisher unveröffentlichten Manuskript der Dichterin) hat *Sonja Umiker-Passera* für unsere Matinee ausgewählt und, zusammen mit den beiden Ausführenden, zu einem Programm zusammengestellt, in das sich die Sprecherin und die Harfenistin folgendermaßen teilten: Kleine Harfenimprovisation – «Vorspruch» – Kleine Harfenimprovisation – «Du weißt es, Herr», «Die Saat», «Die Mutter», «Der Vater», «Die Armut», «Alterius non sit qui suus esse potest» – Sonate in c-moll von F.J. Nadermann mit den Sätzen: Prélude, Sonatine, Toccata – «Schwank», «Der rechte Arzt», «Deutsch», «Die Jagd», «Die Freunde» – Largo von J.S. Bach-Grandjany – «Der Wundergarten Gottes», «Das große Du», «Bekennnis», «Einsamkeit», «Zeitenwende», «Der Schatz», «Dir entgegen» – Passacaglia von G.F. Händel. Beide Künstlerinnen erteten herzlichen Beifall und wurden mit Blumen bedacht, während die Schöpferin der Gedichte sich einige Tage später daheim ihre schön gesprochenen Verse, die Begleitmusik, den Dank des Präsidenten und den Applaus ihrer ergriffenen Zuhörer vom Tonband abhören konnte, das sie sich zur Erinnerung erbeten hatte. In der darauf folgenden Pause erfreuten sich die Gedichte von Gisela Beer bei den Teilnehmern einer so lebhaften Nachfrage, daß, sofern die Verfasserin hierzu ihr Einverständnis gibt, an deren Abdruck auf Subskription gedacht werden könnte.

In Erfüllung eines vielfach, speziell von Neumitgliedern, geäußerten Wunsches brachte der zweite Teil unserer Vormittagsveranstaltung eine Wiederaufführung des Farb-Tonfilms «Theophrastus Paracelsus» von *Lia Simonyi*, Zürich. Leider konnte seine Urheberin infolge anderweitiger Beanspruchung diesmal nicht in unserer Mitte weilen; sie hat es sich aber nicht nehmen lassen, das bereits reichlich abgespielte Exemplar des Films aus dem Besitz des Einsiedler Verkehrsvereins, der ihn unzählige Male Besuchern aus aller Welt vorgeführt hat, eigens für die heutige Vorführung zu überprüfen und, soweit möglich, wieder in stand zu setzen. Es wäre Frau Simonyi das Erlebnis zu gönnen gewesen, daß ihr Film seit seiner Uraufführung am 12. November 1971 in Zürich – wie die starke Resonanz beweist, die er noch immer findet – nichts von seiner Frische und begeisternden Wirkung eingebüßt hat. – Hochgestimmt begaben sich Mitglieder und Gäste daraufhin zum gemeinsamen Mittagessen in die «Linde», wo beabsichtigt war, die Gene-

ralversammlung beim «schwarzen Kaffee» abzuhalten. Das gesellige Beisammensein der Paracelsusfreunde forderte aber so ausgiebig seine Rechte, daß eine Verspätung unvermeidlich war und es geraten schien, den geschäftlichen Teil der Tagung – mit allgemeiner Zustimmung – der auf 15.15 bis 17.00 angesetzten *wissenschaftlichen Sitzung* in der «Alten Mühle» folgen zu lassen.

Das erste Thema des Nachmittags war Paracelsus, dem Arzt und Therapeuten gewidmet, das zweite der Nachwirkung seiner «philosophia adepta» in der Dichtung des Novalis, einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der Romantik. Dr. *W. F. Daems*, der die Einführung übernommen hatte, stellte den ersten Vortragenden, Prof. Dr. *Peter Dilg* aus Marburg/Lahn vor, dessen Gattin – Frau Dr. rer. nat. Rosemarie Dilg-Frank – wir übrigens die Sach- und Autorenindices im Anhang dieses Bandes verdanken, und würdigte die Verdienste des am Institut für Geschichte der Pharmazie der Marburger Philipps-Universität tätigen Gelehrten; dazu gehört vor allem die gemeinsam mit dem Berliner Pharmaziehistoriker Prof. Dr. Guido Jüttner verfaßte «Pharmazeutische Terminologie», ein Standardwerk, das 1975 bereits in zweiter Auflage erschien. Es war ein hoher Genuß, seinem lebendigen und pointierten Vortrag zu folgen, den er betitelt hatte: «*Paracelsus und die Ehrenrettung der «einfachen Arznei» im 16. Jahrhundert*». «Je länger die Rezepte, desto geringer die Tugend», pflegte Paracelsus zu sagen, dem in erster Linie die gute Arzneiversorgung seiner Kranken am Herzen lag, und der daher, wie seine Basler Ratseingaben, seine Rechtfertigung im «Paragranum» und in den «Defensionen» beweisen, gegen die Vorliebe der zeitgenössischen Ärzte erbittert Beschwerde führte, die langen, aber einträglichen Rezepte der galenisch-arabistischen Ärzte, die oft bis zu siebzig Ingredienzien enthielten, seinen neuen einfachen, aber wirksamen Mitteln vorzuziehen, die er vielfach selbst in seinem Laboratorium herstellte. – Für den zweiten Vortrag war ein Referat vorgesehen, das uns Neues und Sensationelles in Wort und Bild aus der Familiengeschichte der Hohenheimer erwarten ließ. Prof. Dr. *Hansmartin Decker-Hauff*, Direktor des Instituts für geschichtliche Landeskunde an der Universität Tübingen und ehemaliger Staatsarchivar am Hauptstaatsarchiv in Stuttgart, hatte im Vorjahr an der Salzburger Paracelsus-Tagung über seine genealogischen Neufunde berichtet und anschließend, im Gespräch mit unserem Präsidenten, seine Absicht bekundet, seine Nachforschungen auch auf die Einsiedler Vorfahren des Paracelsus auszudehnen. Prof. Decker-Hauff erklärte sich damals bereit, seinen faszinierenden Lichtbildervortrag bei uns zu wiederholen, und es war bereits mit den Salzburgern ausgemacht, daß wir den Wortlaut seiner Darlegungen (da Decker-Hauff grundsätzlich frei, d. h. ohne Manuskript zu sprechen pflegt) auf Tonband festhalten würden, um deren spätere Publikation möglich zu

machen. Da erreichte uns die Nachricht, daß er infolge schwerer Erkrankung dazu außerstande sei, und wir mußten raschestens umdisponieren. Unsere Wahl fiel sodann auf Prof. Dr. *Hans Schadewaldt*, den Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität Düsseldorf, der bereits seine Mitwirkung am Heilpflanzen-Symposium zugesagt hatte; aber auch sein Vortrag bei uns ließ sich, da er plötzlich erkrankte, nicht realisieren. Ein dritter in Aussicht stehender Vortrag unseres prominenten Mitglieds Prof. Dr. *Siegfried Scheidegger*, der seit seiner Emeritierung als Paläopathologe am Naturhistorischen Museum in Basel tätig ist, kam, da der Referent damals landesabwesend war, ebenfalls nicht zustande, und so mußte denn nolens volens unser Präsident in die Lücke springen mit seinem Vortrag: «*Schöpferische Nachwirkungen des Paracelsus im Werke des Novalis*», einer gekürzten Fassung seiner Dankrede, die er am 15. Mai 1976 beim Empfang des Paracelsus-Ringes der Stadt Villach gehalten hatte (abgedruckt in der Paracelsus-Schriftenreihe der Stadt Villach XIII, 1977, p. 35–56).

Damit fand der wissenschaftliche Teil der Tagung gegen 17 Uhr seinen Abschluß, und es konnte nun, da die Mitglieder gewillt waren auszuharren und die Beschlußfähigkeit somit gesichert war, die verspätete *Generalversammlung* nachgeholt werden. Der Präsident eröffnete seinen Jahresbericht mit der Nachricht, daß seit unserer letzten Zusammenkunft in Zürich vom 1. Oktober 1978 unser langjähriges Mitglied Dr. *Robert Müller*, Zahnarzt in Zürich, verstorben ist. Die Versammlung ehrte sein Andenken mit einer Minute des Schweigens. Aus unserer Personalchronik war zu melden, daß in diesem Jahr nicht weniger als sechs Jubilare unter unseren Mitgliedern zu beglückwünschen waren: Alt-Nationalrat Dr. *Erwin Jaeckle*, Zürich, und HH Pater Dr. *Kuno Bugmann*, Einsiedeln, die beide ihren 70. Geburtstag feiern konnten. Ihr 60. Lebensjahr haben vollendet: Prof. Dr. *Robert-Henri Blaser*, Neuchâtel, Dr. *Hans Rudolf Fehlmann*, Wildegg, und Dr. *Hermann E. Helmrich*, München; sein 50. unser Freund aus Jülich im Rheinland Dr. *Richard Gissler-Weber*. In diesem Zusammenhang erneuerte der Präsident seinen Appell an die Mitglieder, Frau *Sonja Umliker-Passera*, der Redaktorin unseres Mitteilungsblattes, persönliche Nachrichten aus unserem Kreis bekanntzugeben und sie im Interesse eines besseren Kontaktes zwischen den Paracelsusfreunden über alles Wissenswerte aus dem Gesellschaftsleben auf dem laufenden zu halten. – Die Vorbereitung sowohl des Heilpflanzen-Symposiums als auch der Veranstaltungen des heutigen Tages machten im Berichtsjahr zwei Vorstandssitzungen nötig: eine erste in Olten am 19. April, eine zweite am 23. August in Einsiedeln. Von der wissenschaftlichen Tätigkeit unseres Vorstandes außerhalb der Gesellschaft, aber dennoch im Dienste ihrer Interessen und Anliegen, sei der von unserem Vizepräsidenten Dr.

Fehlmann vom 13. bis 19. Juni souverän in Basel und Lausanne geleitete Internationale Kongreß für Geschichte der Pharmazie erwähnt, an dem sich sowohl Dr. *W. F. Daems* als Referent und Gestalter einer vielbeachteten Ausstellung «Alte Pharmazie und Medizin in Handschriften und Basler Drucken der Universitäts-Bibliothek Basel», als auch unser Präsident mit einem Vortrag über «Paracelsus und die Basler Apotheker» (abgedruckt in: *Pharmaceutica Acta Helvetiae*, 54. Jahrgang, 1979, p. 281–285) beteiligt haben. – Zweites wichtiges Traktandum war sodann die Rechnungsablage unseres Kassiers: unser Gesellschaftsvermögen betrug Ende September 1979 Fr. 12 931.70; es wies gegenüber dem Kassenbericht vom Vorjahr einen Zuwachs von Fr. 2017.– auf. Mit herzlichem Dank an Herrn *Karl Eberle* und die ihn zeitweilig selbstlos und immer lebenswürdig in seinem Amt vertretende Gattin sowie an die beiden Rechnungsprüfer für ihren verantwortungsvollen Einsatz im Dienste unserer Gesellschaft konnten alle Beteiligten einstimmig entlastet werden. – Nach dreijähriger Amtszeit war, wie unsere Satzungen bestimmen, eine *Neuwahl* des Vorstandes fällig. Rücktrittsgesuche lagen vor von Herrn *Karl Eberle* (datiert vom 24. Juli 1979) als Kassier und von Dr. *Friedrich Dobler* (10. August 1979), der uns seit seinem Rücktritt als Präsident im Jahre 1973 weiterhin als Beisitzer assistiert hat. Beiden Amtsmüden dankte der Präsident für ihre Treue und stete Hilfsbereitschaft: Herr *Eberle* hat genau 20 Jahre lang pflichtbewußt über unserer Kasse gewacht, und Dr. *Dobler* gehörte während zwei Jahrzehnten dem Vorstand an, versah von 1963–73 das Präsidentenamt und bereicherte unsere Tagungen auch durch eigene Beiträge; sowohl das hochinteressante, seinerzeit auf dem Etzelpaß vorgetragene Referat über die Einsiedler Waldleute, als auch den überaus kenntnisreichen Lichtbildervortrag über «Paracelsische Alchimie», den er in Bad Ragaz gehalten hat, überließ er uns leider (aus unbezwinglicher Bescheidenheit) nicht zum Abdruck in den *NOVA ACTA PARACELSICA*, doch bleiben beide denen, die sie gehört haben, als Glanzleistungen in bester Erinnerung. Nun galt es, die durch den Rücktritt dieser Kollegen freiwerdenden Posten im Vorstand «unter Verdankung der geleisteten Dienste» (wie die traditionelle Formel so schön lautet) neu zu besetzen. Der am 23. August in Einsiedeln versammelte Vorstand hat die Frage geeigneter Amtsnachfolger eingehend beraten. Während es ihm gelungen ist, für den aus dem Vorstand ausscheidenden Dr. *Dobler* in der Person unseres langjährigen treuen Mitglieds Dr. *Wilhelm Martin Zinn*, Ärztlicher Direktor der Medizinischen Abteilung Bad Ragaz, den bestmöglichen Ersatz zu finden und derselbe auch bereit ist, sich als Beisitzer zur Verfügung zu stellen, gestaltete sich die Frage der Nachfolge unseres Kassiers schwieriger. Er konnte hierfür im gegenwärtigen Zeitpunkt lediglich eine Interimslösung in Vorschlag bringen. Unser Beisitzer *Karl Vogt-Wegelin* hat sich

freundlicherweise anboten, das Amt des Finanzverwalters bis zur definitiven Wahl eines Nachfolgers, d. h. bis spätestens Mitte 1981, zu übernehmen. Die bisherigen Inhaber des Präsidiums, des Vizepräsidiums und des Sekretariats sowie die Beisitzer HH Pater Dr. *Kuno Bugmann*, Dr. *Willem F. Daems* und *Karl Vogt-Wegelin* erklärten sich bereit, im Falle ihrer Wiederwahl ihre Ämter bis 1982 weiterzuführen; als neue Kandidaten stellten sich zur Ersatzwahl für Dr. Friedrich Dobler: Dr. *Wilhelm Martin Zinn* sowie für Karl Eberle als Kassier ad interim bis Mitte 1981: *Karl Vogt-Wegelin*, der außerdem wie bisher als Beisitzer fungiert. Die Generalversammlung billigte daraufhin einstimmig den in dieser Zusammensetzung neugewählten Vorstand. Mit der Bitte an alle Mitglieder, in ihren Reihen nach geeigneten Amtsnachfolgern für den Kassier und seine beiden Rechnungsprüfer (bisher: Benno Bettschart und Dr. Carl Birchler, Einsiedeln) Ausschau zu halten, die bis zur nächsten GV zu bestimmen wären, ging der Präsident zum letzten Punkt der Tagesordnung über, zum *Diversen*, und setzte die Mitglieder davon in Kenntnis, daß der Vorstand in seiner Sitzung vom 19. April beschlossen hat, in Anbetracht der inzwischen angelegenen Teuerung sowie des Mißverhältnisses zwischen den Herstellungskosten unseres Jahrbuchs und des hierfür nach Abzug der Tagungs- und Betriebspesen jeweils zu erübrigenden Anteils aus der Beitragsleistung unserer Mitglieder, eine *Erhöhung des Jahresbeitrages* von bisher Fr. 20.– auf Fr. 30.– sowie die Erhebung eines beim Erscheinen eines neuen Bandes fälligen Druckkostenbeitrags von Fr. 10.– in Vorschlag zu bringen. Über diesen Doppelantrag wurde abgestimmt; die Mehrheit entschied sich für dessen Annahme (Dr. Bernoulli erinnerte an die bisher gehandhabte 50%ige Beitragsermäßigung für Studierende und nicht fixbesoldete Assistenzärzte; sie wird selbstverständlich, den neuen Ansätzen angepaßt, beibehalten). Die Neuerung tritt, so wurde von der GV beschlossen, auf den nächstfälligen Termin der Beitragserhebung im Jahre 1980 in Kraft. – Als damit das Geschäftliche erledigt war, bat Vizepräsident Dr. *H. R. Fehlmann* um das Wort und wartete mit einer Überraschung auf, die von allen Anwesenden mit Genugtuung zur Kenntnis genommen und mit herzlichem Applaus bedacht wurde: er überreichte Prof. *R.-H. Blaser* mit den besten Glückwünschen seiner Vorstandskollegen zu seinem 60. Geburtstag eine Festschrift, die unter dem Titel «*Paracelsus in Basel*» sieben Aufsätze des Jubilars über sein Lieblingsthema vereinigt. Sichtlich gerührt nahm der Präsident diese Ehrengabe entgegen und gab zunächst seiner Verlegenheit darüber Ausdruck, womit er ein so großes Geschenk verdient und wem er dafür am meisten zu danken habe; vorerst wohl, sagte er, allen, die unserer Gesellschaft angehören, da dieselbe, wie er sehe, gesamthaft als Herausgeberin seiner Studien zum Thema «*Paracelsus in Basel*» auf dem Titelblatt in Erscheinung trete, dann gewiß seinen lie-

ben Vorstandskollegen, die das Buch angeregt und in die Wege geleitet haben, aber nicht zuletzt dem St. Arbogast-Verlag und seiner Leiterin Frau Sonja Umiker-Passera, die es mit viel Liebe und Umsicht herausgebracht sowie auch ihrem Gatten Fritz Umiker, der sich als guter Geist reichlich daran beteiligt hat, ferner natürlich allen Donatoren und Subskribenten, ohne deren großzügige Hilfe der Band wohl unveröffentlicht geblieben wäre; daß man ihn gar als «Festschrift» deklariert habe und mit einem viel zu generösen Geleitwort von Prof. Kurt Goldammer, «dem ungekrönten König der Paracelsusforscher», versehen ließ, ehre ihn ebenso sehr, wie es ihn beglücke und beschäme.

Damit war der Augenblick erreicht, da es galt, wieder einmal für ein Jahr Abschied zu nehmen. Das zweitägige Programm hatte abermals vielfältige Erlebnisse und Anregungen geboten, so daß alle Besucher mit neuen Eindrücken bereichert und im Bewußtsein, das Wochenende in Einsiedeln auf den geistigen Spuren des Paracelsus sinnvoll verbracht zu haben, die Heimkehr antreten konnten. Der Präsident dankte in seinem Schlußwort den Referenten sowie allen, die zum guten Gelingen des Ganzen beigetragen hatten, herzlich und gab bekannt, daß man als nächsten Versammlungsort St. Gallen ins Auge fassen wolle, jene Stadt, mit der Paracelsus in mehrfacher Beziehung verbunden war. Allerdings zeigte es sich, daß dies im Herbst wegen der Koinzidenz mit der OLMA schwierig wäre, weshalb man sich schließlich auf *Solothurn* einigte und als Tagungsdatum das Wochenende vom 27./28. September 1980 vormerkte.

Solothurn – 27./28. September 1980

Die starke Beteiligung, die unseren vorjährigen Einsiedler Kongreß zumal am ersten Verhandlungstag auszeichnete, der dem besonders aktuellen und attraktiven Thema «Heilen mit Heilpflanzen» gewidmet war, hat sich an der Herbsttagung 1980 im malerischen Solothurn leider nicht wiederholt, obwohl, wie schon vor vier Jahren in Einsiedeln, die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft und die Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie beschlossen hatten, wieder einmal gemeinsame Sache zu machen.

Immerhin konnte *R.-H. Blaser*, als er an jenem 27. September – einem, wie wir uns erinnern, wunderschönen Altweibersommertag – um 15 Uhr im Vortragssaal des Hotels «Roter Turm» die Jahresversammlung eröffnete, eine stattliche Zahl von Teilnehmern aus beiden Lagern begrüßen und unter den prominenten Gästen in erster Linie Frau Dr. med. *Meta Dobler* willkommen heißen, die Präsidentin der Städtischen Gesundheitskommission, die in Vertretung des anderwei-

tig beanspruchten Herrn Stadtmann *Fritz Schneider* unserem Kongreß die Ehre erwies. Sowohl Herr Staatsarchivar Dr. *Helmut Gutzwiller* als auch Herr Kantonsapotheker *Dietschi* konnten zu ihrem Bedauern der Versammlung nur «in absentia» Glück und Erfolg wünschen, ebenso – vorläufig wenigstens – Herr Dr. *Hans Ulrich Dikemann*, der Präsident des Kantonalen Solothurnischen Apothekervereins, den seine Verpflichtungen erst im Laufe des späteren Nachmittags freigaben. Unter den zahlreichen Grußadressen, die uns erreichten, erfreute uns besonders diejenige unseres Ehrenmitglieds Prof. Dr. *Kurt Goldammer*, Marburg, des Präsidenten der mit uns befreundeten Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, der unserer Solothurner Tagung in gewohnt herzlicher Weise alle guten Wünsche für ein glückliches Gelingen entbot. «Nach so viel wohlgesinnten Worten», meinte dazu Prof. Blaser, «kann eigentlich heute und morgen nichts mehr schief gehen, und ich vertraue darauf, daß es uns auch diesmal glücken wird, eine würdige und gehaltvolle Doppelveranstaltung über die Runden zu bringen.» Damit erklärte er den Kongreß als eröffnet und übergab das Tagespräsidium seinem Freund und Kollegen Hans Rudolf Fehlmann.

Als Präsident der SGGP nahm jetzt Dr. *H.R. Fehlmann* die organisatorischen Zügel in die Hand und gab zunächst seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß es ihm gelungen ist, zur Behandlung des Themas «*Vergiftungen in der Gerichtsmedizin vom 16. bis 18. Jahrhundert*», das in der nun folgenden wissenschaftlichen Sitzung zur Diskussion stand, in Frau Prof. Dr. med. *Esther Fischer-Homberger* eine Spezialistin zu gewinnen, die, wie ihre einschlägigen Veröffentlichungen beweisen, mit der Geschichte der Psychiatrie und der Gerichtsmedizin besonders vertraut ist. Frau Fischer-Homberger ist seit 1978 Extraordinarius für Medizingeschichte an der Universität Bern und Direktorin der dortigen Medizinhistorischen Bibliothek.

Zu Beginn der Neuzeit stand der Giftbegriff – im Gegensatz zur modernen Auffassung, wonach man unter Gift eine chemisch erfaßbare Substanz versteht, die, in einer bestimmten Dosis verabreicht, einen lebenden Organismus in ganz spezifischer Weise schädigt – noch dem Begriff der Zauberei sehr nahe, da im 16. und frühen 17. Jahrhundert das lateinische «venenum» außer «Gift» auch «Zaubertrank» bzw. «Zaubertrank» bedeuten konnte und «veneficium» dementsprechend «Giftmischerei» oder «Zauberei». Die Wandlung aufzuzeigen, den der alte Veneficiumbegriff seit dem 16. Jahrhundert bis zum modernen Vergiftungsbegriff im 18. Jahrhundert durchgemacht hat, und zwar vor allem anhand gerichtsmmedizinischer Literatur, – das war das anspruchsvolle Ziel, das die Referentin ihrer medizingeschichtlichen Untersuchung gesteckt hatte. Da der Vortrag von Frau Fischer-Homberger vollinhaltlich in der medizinischen Fachpresse erschienen ist (vgl.

Schweizerische Ärztezeitung / Bulletin des médecins suisses. Band 61, 1980, Heft 51, S. 3399–3406), erübrigt sich in diesem Rahmen eine ausführliche Inhaltsangabe. Weil von speziellem Interesse für die Paracelsusfreunde, seien aber wenigstens ihre einleitenden Äußerungen über *die Stellung des Paracelsus in der Geschichte der Gifte* hier wörtlich wiedergegeben (der Berichterstatter erlaubt sich lediglich, hinter den Paracelsus-Zitaten, um sie dem interessierten Leser zugänglich zu machen, jeweils deren Standort in der Sudhoffschen Standardausgabe beizufügen): «Bei dieser Wandlung – heißt es auf S. 3399f. – spielt natürlich *Paracelsus* (Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, 1493–1541) eine besondere Rolle. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Paracelsus als derjenige gilt, der den chemischen Gedanken in die Medizin eingeführt hat, und daß er schon im 16. Jahrhundert nach einem chemischen Verständnis von Gesundheit und Krankheit suchte. So arbeitet Paracelsus auch schon im 16. Jahrhundert mit einem sehr modernen, stofflichen Giftbegriff. Er äußert sich darüber in einer seiner berühmten Verteidigungsschriften («Die dritte defension von wegen der beschreibung der neuen recepten», 1537/38 in: Sudhoffs Ausg. I/11, 136–141). In unserem Zusammenhang ist dies besonders interessant, weil damit auch des Paracelsus Äußerungen über die Vergiftung in den Umkreis der Gerichtsmedizin rücken. Tatsächlich hat sich Paracelsus gegen Vorwürfe verteidigen müssen, die ihn durchaus vor Gericht hätten bringen können. Es gebe Ärzte, schreibt er, «die da sagen das meine recept so ich schreib ein gift, corrosiv und extraction sein aller bösheit und giftigkeit der natur» (Sudhoffs Ausg. I/11, 136). Was ist aber überhaupt ein Gift, was nicht? Auch Gifte sind von Gott, und «got ist der recht artz und die erznei selbst» (Sudhoffs Ausg. I/11, 137). Meine Rezepte, schreibt Paracelsus, enthalten vielleicht Giftiges, aber sie nützen ja. «wenn ir iedes gift wolt recht auslegen, was ist das nit gift ist? alle ding sind gift und nichts on gift; allein die dosis macht das ein ding kein gift ist» (Sudhoffs Ausg. I/11, 138). Gerade das versteht ihr nicht, wirft Paracelsus seinen Gegnern vor – Ihr kennt keine kritische Dosis, und auch wenn ihr das giftige Quecksilber braucht, schmiert ihr damit, «so lang es hinein möge» (Sudhoffs Ausg. I/11, 139). Zudem läßt sich ein jeder Stoff durch die (chemische) Kunst in alle mögliche Gestalt bringen, «wie ein speis die auf einem tisch stehet (Sudhoffs Ausg. I/11, 139) ... ob gleichwol ein ding gift ist, es mag in kein gift gebracht werden. als ein exempel von dem arsenico, der der höchsten gift eines ist und ein drachma ein ietlichs ros tötet; feur in mit sale nitri, so ist es kein gift mer: zehen pfunt genossen ist on schaden» (Sudhoffs Ausg. I/11, 140). Wenn in meinen Rezepten Stoffe enthalten sind, welche giftig wirken können, argumentiert Paracelsus also, so sind sie doch in unschädlicher Dosis oder in unschädlicher Form enthalten, denn das ist kein Gift, «das dem men-

schen zu guten erschaußt .. wil mich also hiemit defendirt und beschirmit haben, das meine recepta nach ordnung der natur administirt und applicirt werden ...» (Sudhoffs Ausg. I/11, 140–41).

Um den Mitgliedern beider Gesellschaften möglichst viel Gelegenheit zu gegenseitigem Kennenlernen und geselliger Kontaktnahme zu bieten, was oft bei Kongressen mit allzu reichbefrachtetem Pensum zu kurz kommt, war im Einverständnis beider Vorstände beschlossen worden, an diesem Wochenende nur zwei größere wissenschaftliche Darbietungen im Programm vorzusehen, was allgemein sehr begrüßt wurde.

So empfanden unsere Gäste nach dem Vortrag von Frau Fischer-Homberger, der, wie zu erwarten war, unter den Pharmaziehistorikern eine lebhaftige Diskussion auslöste, um 17 Uhr die Fahrt mit dem Autobus zum Solothurner Bürgerspital, das etwas südlich der Stadt gelegen ist, als willkommene Abwechslung. Hier ist nämlich seit 1930 *die älteste Spitalapotheke der Schweiz* untergebracht, deren Existenz seit 1788 bezeugt ist. Noch bis 1975 soll in dieser altherwürdigen Offizin, die stets der Obhut von Spitalschwestern unterstand, gearbeitet worden sein; heute zählt sie zu den seltensten Sehenswürdigkeiten dieser Art. Das alte Bürgerspital befand sich ursprünglich (wie auch dessen Kirche «Zum Heiligen Geist») gegenüber der Altstadt am rechten Aareufer; es wurde 1375 durch Brand zerstört und 1420 an derselben Stelle wieder aufgebaut. 1734, nachdem es abermals einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen war, wurde das Spital neu errichtet, und 1736 entstand auch der heute noch erhaltene Barockbau der Hl.-Geist-Kirche, während die übrigen Bauten des alten Spitalbezirks aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen. In ihrer heutigen Erscheinungsform besteht die Spitalapotheke seit dem letzten Drittel des Dix-huitième; wie der Inschrift in einer der Fensternischen zu entnehmen ist, «verdingten die gnädigen Herren und Oberrn» die Holzarbeiten der Einrichtung «am 12. Mai 1788 an den Schreiner Xaver Kueffer von Solothurn». Es wäre müßig, im einzelnen schildern zu wollen, was sich in dem schönen Raum alles dem Auge des Betrachters darbietet; man denke beispielsweise nur an die unzähligen lateinisch beschrifteten Arzneigefäße auf den Regalen, die großen und kleinen Töpfe, Vasen Dosen und Flaschen, oder die Schubladen an den Wandgestellen aus lackiertem Holz, deren es kurioserweise genau so viele gibt wie Tage im Jahr, ohne die merkwürdigen Gewichtssätze zu vergessen, die noch die alten Bezeichnungen Unze, Lot und Drachme tragen, oder den barocken Bronzemörser, dessen Henkel von zwei Delphinen gebildet werden, und, aus späterer Zeit, den reichvergoldeten Rezepturtafelaufsatz im Empirestil sowie, als besondere Kostbarkeit, das guterhaltene Exemplar des lateinischen Kräuterbuchs von Leonhard Fuchs, das unter dem Titel «*De stirpium historia commentarii insignes*» 1542 in Basel

erschien ... usw., usw. Nicht nur die pharmaziehistorisch interessierten Mitglieder der SGGP, sondern auch die Paracelsusfreunde staunten über die Vielfalt an Sehens- und Wissenswertem, das ihnen die für den Apothekenbetrieb im Bürgerspital verantwortliche Sr. *Adelheid* ebenso sachkundig wie liebenswürdig zeigte und erklärte.

Als Auftakt zum gemeinsamen Nachtessen, zu dem man sich um 19.30 Uhr im Grill-Room des Hotels «Roter Turm» zusammenfand, offerierte der Solothurner Kantonale Apothekerverein, der durch seinen Präsidenten, Herrn Dr. *H. U. Dikenmann*, vertreten war, den Kongressisten einen Aperitif, dem alle, erfreut über die angenehme Überraschung, dankbar zusprachen. Dann begaben sich die Gäste zu Tisch, und der gesellige Teil des Abends begann, in dessen Verlauf ein junger Musiker aus Luzern mit großer Könnerschaft auf der Gitarre einige Stücke von Johann Sebastian Bach sowie eigene teils moderne, teils dem Barock nachempfundene Kompositionen zum besten gab. Bei angeregtem Gespräch verging die Zeit wie im Fluge, und der Sonntag war nicht mehr fern, als sich zu später Stunde die letzten Kongreßteilnehmer verabschiedeten.

In getrennten Sälen, aber unter *einem* Dache hielten am Sonntagmorgen um 10.30 Uhr beide Gesellschaften unter dem Vorsitz ihrer Präsidenten die obligate *Generalversammlung* ab. Prof. Blaser eröffnete die unsrige mit der erfreulichen Feststellung, daß diesmal doch eine relativ große Zahl von Paracelsusfreunden unserer Einladung Folge leisten konnte, obwohl sich mehrere Mitglieder für ihr Fernbleiben entschuldigen mußten. Auch der Vorstand war (bis auf den im Nebenraum präsidierenden Vize-Präsidenten *Fehlmann* und unseren derzeit landesabwesenden Beisitzer Dr. *W. F. Daems*) vollzählig. - Während wir uns einerseits darüber freuen durften, daß die SPG zur Zeit mit 172 Mitgliedern ihren bisherigen Höchststand erreicht hat, war andererseits der schmerzliche Verlust zweier Paracelsusfreunde zu beklagen. Es haben uns im Berichtsjahr verlassen: Herr Dr. iur. *Carl Birchler*, Einsiedeln, dem wir für zwanzig Jahre treuer Pflichterfüllung als Rechnungsprüfer unserer Gesellschaft zu danken haben, und Herr Prof. Dr. med. Dr. h. c. *Jakob Klaesi*, der ehemalige Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Waldau bei Bern, der im 98. Altersjahr auf Schloß Knonau gestorben ist. Manche Mitglieder aus den Gründerjahren der SPG mögen sich seiner und der leidenschaftlichen Debatten wohl noch erinnern, in die er sich gern mit Dr. Josef Strelbel, dem anderen Feuerkopf der Tafelrunde, verstrickte. Peter Friedli hat Prof. Klaesi in einem tiefempfundenen Nachruf, den er ihm am 21. August 1980 in der «Zürichsee-Zeitung» widmete, den «letzten Herrn der Psychiatrie» genannt und dazu aufgefordert, «in Dankbarkeit des Wirkens dieses außerordentlichen Menschen zu gedenken, der die Geschichte der Psychiatrie in unserem Jahrhundert mitgestaltete, unbelastet von jeder

Schule an das Geheimnis der Schizophrenie und der Neurosen herantrat und zu entschlüsseln versuchte, in kühnem Alleingang mit der Einführung der Schlafkur bei Erregten den Beginn der Psychopharmakologie markierte, als hinreißender Erzieher für Spezialärzte und Praktiker die Menschenkenntnis und Ganzheitsmedizin vermittelte, als Rector magnificus der Universität Bern einen Markstein setzte und als gediegener und gütiger Arzt das Schicksal der Ärmsten unserer Gesellschaft erleichterte.» Dankbar gedachte die Versammlung, indem sie sich schweigend zu ihren Ehren erhob, der beiden verstorbenen Mitglieder.

Da die Mitglieder bereits im Mitteilungsblatt Nr. 6 über die Vorgänge seit unserer letzten Zusammenkunft informiert worden waren, konnte sich der Präsident in seinem *Rechenschaftsbericht über das Geschäftsjahr 1979/80*, dem ersten Punkt der Tagesordnung, zunächst darauf beschränken, die Wahl *Solothurns* zum neuen Tagungsort zu begründen. Hierzu bewogen uns sowohl ideelle, als auch materielle Motive. Bekanntlich gehört es zur Tradition der SPG, daß sie sich, ihrem Patron zu Ehren, jeweils an Stätten zusammenfindet, die mit der Erinnerung an seine Person und sein Wirken in unserem Land verknüpft sind. So planten wir ursprünglich auch, in St. Gallen zu tagen, jener Stadt, wo Paracelsus in mehrfacher Beziehung bleibende Spuren hinterlassen hat, was aber wegen der Koinzidenz mit der OLMA am dafür vorgesehenen Zeitpunkt nicht möglich war. Gewiß haben wir Solothurn, die liebe alte Ambassadorsstadt an der Aare, in erster Linie wegen ihrer günstigen Lage und dem Zauber ihrer ein wenig mit Salzburg vergleichbaren historischen Atmosphäre gewählt. Die vage Ähnlichkeit allein mit der schönen Mozartstadt an der Salzach, wo Paracelsus zu St. Sebastian seine letzte Ruhestätte gefunden hat, würde aber noch nicht genügen, um unsere Herzen höher schlagen zu lassen, vor allem nicht als Antwort auf die berechtigte Frage: was hat denn Solothurn mit Paracelsus zu tun? Anders wäre es, wenn sich auch hier eine Verbindung mit dem Hohenheimer nachweisen ließe. Wer sich die Mühe nähme, die vierzehnbändige Sudhoff-Ausgabe seiner Werke und deren Register daraufhin zu untersuchen, würde jedoch enttäuscht das Fehlen des Namens Solothurn feststellen zu müssen und daraus den (wohl richtigen) Schluß ziehen, daß Paracelsus selbst den Fuß nie auf Solothurner Boden gesetzt hat. Und doch erfüllt sich auch hier das von der Paracelsusforschung schon reichlich belegte Gesetz, daß es fast kein Wissensgebiet gibt, das sich nicht zu ihm in Beziehung setzen ließe. Denn es führt tatsächlich eine, allerdings indirekte, aber nicht minder leuchtende Spur aus der Basler Zeit des Paracelsus hierher nach Solothurn. Diese Spur hat ein Mann hinterlassen, der nachweislich dem Meister schon in Straßburg und dann in Basel als «diener», d. h. als Famulus oder assistierender Student, zur Zeite stand: ein ge-

wisser Ulrich Gyger aus Pforzheim, dem wir später in Solothurn, wie die hiesigen Ratsmanuale dartun, unter seinem griechisch-lateinischen Humanistennamen «Chelius» als Stadt- und Leibarzt, später auch als Kurier und Agent des hier residierenden französischen Botschafters wiederbegegnen. Gyger hat im Dienste von Fürsten, Städten und Diplomaten als «politischer Arzt» Karriere gemacht und sich durch persönliche Besprechungen mit den hervorragendsten Führern der evangelischen Kirche um eine Einigung der Katholiken und Protestanten bemüht. (Prof. Blaser hat dieser faszinierenden Persönlichkeit, durch die etwas vom weltoffenen Geist des Paracelsus hierher nach Solothurn und von hier aus in die große Welt hinausgetragen worden ist, unter dem Titel «Ulrich Gyger, sin diener». Versuch einer biographischen Rekonstruktion» eine größere Studie gewidmet, die im Rahmen einer Festschrift zum 65. Geburtstag von Kurt Goldammer am 20. Januar 1981 erscheinen soll.) Soviel zur ideellen Begründung, weshalb wir Solothurn zum Versammlungsort gewählt haben. Mitbestimmend für diese Wahl war ferner der im Einverständnis mit dem Präsidenten der SGGP nicht zuletzt aus Sparsamkeitsgründen gefaßte Beschluß einer gemeinsamen Tagung beider Gesellschaften, um die Unkosten zu halbieren.

«Sparsamkeit» war denn auch, wie zur Zeit im Bundeshaus, die Parole, die für die Bemühungen des Vorstandes im laufenden Jahr wegleitend war. Er begnügte sich mit einer einzigen Vorstandssitzung, die am 22. Mai 1980 hier in Solothurn abgehalten wurde; sie diente neben der Rekognoszierung und Reservation der Tagungsortlichkeiten sowie der Programmplanung vor allem der Orientierung über die gegenwärtige Situation unserer Gesellschaft. Im Hinblick auf die Vorbereitung und Durchführung der Jahresversammlung bestand, was das Finanzielle betrifft, kein Grund zur Besorgnis. Eine schwere Hypothek dagegen bildete die bevorstehende Drucklegung des X. Bandes der NOVA ACTA PARACELSICA. Alle wissenschaftlichen Beiträge waren längst druckreif; die Verfasser warteten schon ungeduldig auf deren Veröffentlichung. Andererseits war, was die Berichterstattung über die Aktivität unserer Gesellschaft, die Würdigungen, Buchbesprechungen und andere redaktionelle Beiträge anbelangt, die einen erheblichen Teil der NOVA ACTA ausmachen, noch enorme editorische Arbeit zu leisten, bevor der abgeschlossene Band wie vereinbart drei verschiedenen Buchdruckereien zur Preiskalkulation eingereicht werden konnte. Eines stand von vornherein fest; so viel wie der IX. Band, der uns auf rund Fr. 20 000.– zu stehen kam, durfte der X., ihm umfangmäßig nur wenig nachstehende Band trotz der inzwischen im Druckergewerbe angestiegenen Preise nicht kosten. Die preisgünstigste Offerte, die vom Vorstand schliesslich gutgeheißen wurde, belief sich auf Fr. 14 700.– (die beiden anderen auf Fr. 27 000.– bzw. Fr.

19 240.–). Nun war guter Rat teuer, denn uns standen damals (da der Mitgliederbeitrag für 1980 noch nicht erhoben worden war) aus eigenen Mitteln nur etwa Fr. 8000.– zur Verfügung! Um die Restsumme aufzubringen, sahen wir uns erneut genötigt, mit Subventionsgesuchen an generöse Geldgeber zu gelangen. Die daraufhin vom Vorstand eingeleitete Aktion dauerte zum Zeitpunkt der Berichterstattung noch an, doch war sie bereits so erfolgreich, daß die bis dato gestiftete Summe von Fr. 5000.–, zusammen mit den inzwischen eingegangenen Mitgliederbeiträgen, zur Deckung des Risikos ausreichte und Band X der NOVA ACTA in Satz gegeben werden konnte. «Auch wenn wir damit vorderhand «aus dem Schneider» sind», schloß der Präsident seinen Jahresbericht, «darf uns das nicht übermütig stimmen, reißt doch der erhebliche Beitrag, den wir aus gesellschaftseigenen Mitteln an die Druckkosten leisten müssen, ein neues großes Loch in unsere recht instabile Kasse, und die Verwirklichung des schönen Projektes z. B., Paracelsus zu Ehren im Vestibül der Alten Basler Universität neben seiner Gedenktafel eine Porträtsbüste zu stiften, rückt damit weiterhin in unbestimmte Fernen ...»

Das nächste Traktandum galt den *Mutationen*. Der Vorstand funktioniert in seiner im Vorjahr neugewählten Zusammensetzung weiter; als *neue Rechnungsprüfer* in der Nachfolge von Dr. Carl Birchler und Dr. Benno Bettschart haben die Herren *Peter Müller-Jungkunz* Olten, und *Ernst Schwaller*, Eidg. dipl. Revisor der Allgemeinen Treuhand AG, Basel, als Mitglieder unserer Gesellschaft ihr verantwortungsvolles Amt bereits aufgenommen. – Dem Redaktionsstab der NOVA ACTA PARACELSICA – ihm gehören unter dem Vorsitz des Präsidenten die Herren P. Bugmann, Daems, Dobler und Fehlmann sowie Frau Umiker an – ist als neues Mitglied Herr Dr. phil. *William Ludwig Tissot*, Arlesheim, beigetreten.

Eine offene Frage bleibt vorderhand noch die Wahl eines neuen *Kassiers*, die nach dem Mitte 1981 fälligen Rücktritt des interimistischen Amtsinhabers, Herrn *Karl Vogt-Wegelin*, akut wird. Herr Vogt erklärte sich freundlicherweise, um uns aus der Verlegenheit zu helfen, bereit, seine Doppelfunktion als Beisitzer und Kassier ad interim noch bis zur nächstjährigen Herbsttagung weiterzuführen. Der Vorstand wird inzwischen die Frage der Kassiernachfolge aufmerksam weiterverfolgen und versuchen, eine praktikable Lösung bzw. einen geeigneten Kandidaten für das Schatzmeisteramt zu finden. – Dann hatte Herr Vogt das Wort zur satzungsgemäßen *Rechnungsablage*. Die von unseren Rechnungsrevisoren geprüfte und beglaubigte Jahresrechnung 1979/80 wies per 20. September 1980 – ohne ein noch ausstehendes Guthaben von Fr. 8800.– zu berücksichtigen – einen Vermögensstand von Fr. 9234.62 auf. Unter Applaus wurde dem Kassier und den Rechnungsprüfern *Decharge* erteilt.

Der folgende und letzte Punkt der Tagesordnung galt wie üblich der *Wahl unseres nächsten Versammlungsortes*. Zur Diskussion standen: St. Gallen, St. Moritz und Pfäfers. Für St. Gallen kommt, wie uns die Erfahrung lehrt, eigentlich nur ein Wochenende in der ersten Jahreshälfte in Frage. In Anbetracht des kurzen zeitlichen Abstandes von der jetzigen Tagung wäre es ratsam, wollte man sich für St. Gallen, eventuell verbunden mit einem Abstecher ins Appenzellerland, entscheiden, mindestens ein Jahr zu überspringen; dies auch deshalb, um für die Vorbereitung eines so anspruchsvollen Projektes genügend Zeit zu gewinnen. St. Moritz, dessen Heilquelle Paracelsus beschrieben hat, wäre zwar ein herrlicher Tagungsort, doch ist zu befürchten, daß angesichts der doch verhältnismäßig weiten Anreise und der wohl nicht unerheblichen Kosten von vornherein mit einer eher schwachen Beteiligung gerechnet werden müsste. Die Mehrheit der Anwesenden stimmte daraufhin für *Pfäfers*, und zwar wurde dafür das erste oder zweite Oktober-Wochenende 1981 ins Auge gefaßt.

Da nach der Generalversammlung, die damit abgeschlossen war, bis zum Mittagessen noch etwas Zeit blieb, nutzten viele die Gelegenheit zu einem kleinen Rundgang durch Solothurns bezaubernde Altstadt. Dann fand man sich wieder mit den Freunden der SGGP zur gemeinsamen Mahlzeit im Grill-Room des Hotels ein, wo es sich, als man beim Kaffee angelangt war, Priv.-Doz. Dr. *Fritz E. Ducommun*, der geistvolle und wortgewandte Pharmaziehistoriker aus Nyon, nicht nehmen ließ, damit auch unsere zweite Landessprache zu Ehren komme, in einer liebenswürdigen Tischrede einige köstliche Erinnerungen aus seiner Lehrzeit zum besten zu geben.

Während der erste Akt unserer gemeinsamen Jahresversammlung unter dem Vorsitz von Dr. *Fehlmann* ganz im Zeichen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie gestanden hatte, wurde der zweite Akt von den Paracelsusfreunden unter der Leitung ihres Präsidenten bestritten. Im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Teils, der um 15.15 Uhr seinen Anfang nahm, stand der mit Spannung erwartete Dia-Vortrag über die «*Kenntnis der verschiedenen Krankheiten zur Zeit des Paracelsus*» von Herrn Prof. Dr. med. *Siegfried Scheidegger*, der seit seiner Emeritierung als Paläopathologe am Basler Naturhistorischen Museum tätig ist. Seine Ausführungen, die durch instruktive Farbprojektionen von höchster Qualität ergänzt wurden, waren so reichhaltig, daß es unmöglich ist, hier näher als auf einige der wichtigsten Punkte einzugehen. Wir hoffen sehr, daß uns der Referent sein Manuskript und, wenn möglich, eine Auswahl seines einzigartigen Abbildungsmaterials zum integralen Abdruck im nächsten Band der NOVA ACTA überläßt. Vielfach werde behauptet, führte er u. a. aus, daß zur Zeit der Entdeckungsreisen in Europa neue Krankheiten aufgetreten seien, die Matrosen des Columbus in Europa eingeschleppt

hätten. Nicht nur die Syphilis soll damals neu entstanden sein, auch Scharlach, Tetanus und Skorbut. Skorbut ist aber keine Infektionskrankheit; er tritt jederzeit bei mangelhafter Versorgung mit Vitamin-C auf und läßt sich auch leicht experimentell erzeugen. Dieses Leiden ist sicher nicht neu und keinesfalls erst zur Zeit der Renaissance angekommen. Bei der Syphilis wird das Problem noch dadurch kompliziert, daß man zur Zeit des Paracelsus Pocken und Syphilis nicht als zwei verschiedene Krankheiten auseinanderhalten konnte. Die Annahme sogenannt «neuentstandener» Leiden hängt wohl damit zusammen, daß einige Krankheiten im Laufe der Jahrhunderte ihr Aussehen und ihre Symptomatologie geändert haben. Sicherlich trifft das aber nicht für alle Krankheiten zu. So wissen wir z. B. aufgrund einer genauen Beschreibung von Hippokrates, wie auf einer der Sporadeninseln in Griechenland eine Parotitisepidemie verlaufen ist. Die Darstellung ist dermaßen gut und exakt, daß sie ohne weiteres in ein modernes Lehrbuch der Infektionskrankheiten übernommen werden könnte. Dieses Krankheitsbild hat sich folglich seither nicht verändert. Einige andere Krankheiten wiederum haben wahrscheinlich ihr Aussehen im Laufe der Zeit gewandelt. Sicher trifft das für die Syphilis zu, die heute ein ganz anderes Bild zeigt als noch vor fünfzig oder hundert Jahren. Möglicherweise spielen dabei Therapieeinwirkungen eine Rolle, eine Hypothese, die jedoch von vielen abgelehnt wird. Vielleicht haben noch andere Faktoren zur Annahme neuer Krankheiten beigetragen. Ackerknecht z. B. rechnet dazu die Buchdruckerkunst, die damals Mitteilungen möglich machte, die es früher nicht gegeben hatte.

Das Thema und die fesselnde Art seiner Darstellung forderten nicht nur begeisternden Beifall, sondern auch immer neue Fragen heraus, zu denen Prof. Scheidegger bereitwillig und aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen schöpfend Stellung nahm. – «Wenn man das Thema der «Krankheitskenntnis zur Zeit des Paracelsus» noch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet», gab der Präsident in seinem *Schlußwort* zu bedenken, «und sich beispielsweise an Erwin Risaks berühmtes Buch aus den Dreißigerjahren «Der klinische Blick» erinnert, in dem der Autor die diagnostischen Fähigkeiten beschreibt, die – in Ermangelung moderner Methoden – noch den älteren Ärzten seiner Generation zu Gebote standen und ihnen ermöglichten, allein mit Hilfe ihrer besonders geschärften Wahrnehmungsorgane (d. h. des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs, des Geschmacks und des Tastsinns) bestimmte Krankheiten zu diagnostizieren, so drängt sich einem die Frage auf, in wieviel höherem Maße wohl noch ein Paracelsus dazu fähig gewesen sein muß, der zudem hinter die äußeren Symptome zu blicken und sogar geistig-seelische Krankheitszusammenhänge zu erkennen vermochte?» – Mit herzlichem Dank an alle Beteiligten – die Organisatoren, die Referenten und die Teilnehmer – setzte Prof. Blaser kurz nach

17 Uhr den Schlußpunkt hinter die wiederum wohlgelungene gemeinsame Tagung 1980.

Die Redaktion

Postskriptum nach Redaktionsschluß

Am 20. Januar 1981 vollendete Prof. Dr. *Kurt Goldammer*, unser langjähriges Mitglied und jüngstes Ehrenmitglied, sein 65. Lebensjahr und trat damit zugleich in den akademischen Ruhestand. Als Delegierter unserer Gesellschaft nahm Prof. R.-H. Blaser an der schlichten Feier teil, die von den engsten Mitarbeitern des Jubilars in den Räumen seines Instituts, am Sitz der von ihm gegründeten und geleiteten Paracelsus-Edition in Marburg veranstaltet wurde. Er überbrachte ihm dort in einer kurzen Ansprache die Glückwünsche unserer Gesellschaft und, gleichsam als wohlverdiente Treueprämie, den neuerschienenen Bildband von Paul Huber «Heilige Berge – Sinai, Athos, Golgota; Ikonen, Fresken, Miniaturen» mit einer Dedicatio in klassischem Latein unseres Humanisten P. Kuno Bugmann.

Frau Dr. rer. nat. *Rosemarie Dilg-Frank* hat auf Initiative von Prof. *Gunter Mann*, dem Vorsitzenden der Kommission für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz, zu diesem Anlaß die Herausgabe einer Festschrift besorgt, die als Doppelheft des «Medizinhistorischen Journals» (Band 16, 1981) sowie als Buchausgabe im Verlag von Gustav Fischer, Stuttgart–New York, unter dem Titel «*Kreatur und Kosmos, Internationale Beiträge zur Paracelsusforschung*» erschienen ist und außer einem Vorwort der Herausgeberin und einem Namenindex elf wissenschaftliche Arbeiten aus der Bundesrepublik Deutschland, aus Frankreich, Großbritannien, Kanada Österreich, der Schweiz und den Vereinigten Staaten umfaßt. Den schweizerischen Beitrag, betitelt «Ulrich Gyger, sin diener». Versuch einer biographischen Rekonstruktion», widmete ihm unser Präsident *Robert-Henri Blaser* in Neuchâtel.

Am 3. Dezember 1981 darf unser verehrtes Vorstandsmitglied Dr. *Willem Frans Daems*, seines Zeichens Apotheker in Arlesheim, seinen 70. Geburtstag feiern. Sein Pharmaziestudium absolvierte er in Amsterdam, zum Doktor der Philosophie promovierte er in Leiden. Als Pharmazie- und Medizinhistoriker von hohem Rang (seine Bibliographie zählt mehr als 250 Aufsätze, davon rund 70 speziell pharmazie- und medizinhistorischen Inhalts) hat er seit 1973 am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Würzburg als Mitarbeiter von Prof. Dr. med. et phil. *Gundolf Keil* einen Lehrauftrag für Geschichte der Medizin des Spätmittelalters inne. Mit Dr. H. R. Fehlmann teilt er

sich als Vize-Präsident in die Leitung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. Mehrere unserer Tagungen hat der Jubilar mit vielbeachteten Vorträgen bereichert und seit vielen Jahren schon ist er aktiv im Redaktionsstab der NOVA ACTA PARACELSICA tätig.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß einem so vielseitigen und hochgeachteten Gelehrten außer seinen vielen dankbaren Freunden auch die Fachwelt in besonderer Weise zum Geburtstag gratuliert. So konnten wir in Erfahrung bringen, daß Prof. Gundolf Keil unter dem Titel «*gelërter der arzenie, ouch apotëker*» – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte» zu Ehren des Jubilars eine Festschrift vorbereitet, die als Band 24 der «Würzburger Medizinhistorischen Forschungen» mit rund dreißig Studien von Fachgelehrten erscheinen wird, deren weitgefächerter Inhalt von der spätmittelalterlichen Drogenkunde (den Anfängen der Kräuterbuch-Literatur: «Gart der Gesundheit», «Herbarius moguntinus», «Hortus sanitatis») bis zur speziellen Behandlung einzelner Drogen und Vertreter der Rezeptliteratur reicht und auch einschlägige technische sowie medizingeschichtliche Fragen miteinbezieht. Unser Präsident hat es sich nicht nehmen lassen, sich zum Zeichen seiner besonderen Wertschätzung an dieser Festgabe für W. F. Daems zu beteiligen; aus seiner Feder stammt der Beitrag: «Paracelsus als Konsiliarius auf einer Allegorie der ärztlichen Konsultation».

Red.

II. Rückschau auf die Jubiläumsveranstaltungen vom 4. und 5. Juni 1977

450 JAHRE PARACELSDUS IN BASEL 35 JAHRE SCHWEIZERISCHE PARACELSDUS-GESELLSCHAFT

Herrliches Frühlingswetter empfing am Samstag, dem 4. Juni 1977 die Besucher unserer Jubiläumstagung, als sie sich am frühen Nachmittag zur Alten Universität am Rheinsprung begaben. Frau Basilea präsentierte sich, wie sie sich erinnern werden, in schönstem Fahnen schmuck, und die ortsfremden unserer Gäste mögen vielleicht geglaubt haben, sie habe das ihretwegen getan. Es geschah aber damals zu Ehren des ihr alljährlich gewidmeten Stadtfestes und anderer zufällig auf besagtes Wochenende fallender Ereignisse von lokaler und regionaler Bedeutung, die nach einer Schätzung des Verkehrsvereins etwa eine halbe Million Besucher angelockt haben dürften. Im Vergleich dazu nahm sich die Feier zu Ehren eines der bedeutendsten Exponenten des abendländischen Geisteslebens, zu der die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft an der historischen Stätte seines Wirkens aufgerufen hatte, naturgemäß bescheidener und weniger lautstark aus.

In der Eingangshalle des einstigen «Unteren Collegiums», das heute die Zoologische Anstalt der Universität beherbergt, hatte sich eine stattliche Schar von Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft eingefunden, um im Beisein von Vertretern der städtischen Behörden, der Hochschule, des Ärztekollegiums und der Chemisch-pharmazeutischen Industrie sowie von Delegierten aus Einsiedeln, Villach, Straßburg und Salzburg dem Festakt beizuwohnen, der den Kongreß um 14.30 Uhr mit der Enthüllung einer Gedenktafel für Paracelsus einleiten sollte (Abb. 1-4).

Als Präsident der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft eröffnete Prof. Dr. *Robert-Henri Blaser* die Feierstunde mit einer kurzen Ansprache (Abb. 5):

Hochgeehrte Festversammlung!

Morgen, am 5. Juni 1977, jährt sich zum 450. Male der Tag, an dem Doktor Theophrastus Bombast von Hohenheim aus Einsiedeln, «des Lands – wie er sich selber rühmte – ein Schweizer», seine Lehrtätigkeit in den ehrwürdigen Räumen dieser Universität inaugurirt hat.

Er tat das, wie alles, was er in Angriff nahm, auf höchst ungewöhnliche, ja aufsehenerregende Weise, indem er einen offenen Brief an alle Studierenden der Medizin richtete, einen zwar noch im traditionellen



1



2



3

Abb. 1-3 Einzug der Gäste



4



5



6

Abb.4 Vor der Gedenktafel-Enthüllung

Abb.5 Der Präsident der SPG begrüßt die Festversammlung; neben ihm:
S. Magnifizenz Prof. Dr. Carl Theodor Gossen

Abb.6 Professor Gossen bei der Rektoratsansprache

Latein gehaltenen Brief, der aber zugleich unmißverständlich zum Ausdruck brachte, daß er – der sich später Paracelsus nannte – gesonnen war, mit den alten Traditionen gründlich aufzuräumen.

In diesem Dokument, das unter dem Namen «Intimatio» Geschichte gemacht hat, häufte der damals noch junge, aber schon weitgereiste und berühmte Arzt von Anfang an so viel Konfliktstoff gegen sich und seine kühnen Reformpläne an, daß es uns – rückblickend – nicht verwundern muß, wenn er nach kaum einem Jahr akademischen Wirkens der Übermacht reaktionärer Kräfte weichen mußte.

Es ist hier nicht der Ort, das im einzelnen zu untersuchen und die Schuldfrage aufzuwerfen. Gewiß war es Paracelsus, diesem Kind der rauhen Berge und der ungebändigten Natur, nicht gegeben, sich dem Lebensstil und den Gepflogenheiten einer stolzen Hochschule anzupassen, wie er auch nichts unterließ, um sich mit seinen Berufskollegen, den Ärzten und Apothekern, zu überwerfen und sich durch sein zumindest unkonventionelles Verhalten bei den Baslern unbeliebt zu machen! Es hat aber mit seiner «Intimatio» vom 5. Juni 1527 vor bald einem halben Jahrtausend Impulse gesetzt, die Früchte getragen haben und uns gerade hier und heute dazu berechtigen, dieses «Revolutionärs mit positivem Vorzeichen» dankbar zu gedenken.

Auf den Inhalt der «Intimatio», des Ankündigungsprogramms seiner Basler Vorlesungen, wird wohl noch im anschließenden Kongreß der Paracelsusfreunde wiederholt Bezug genommen werden. *Wir* wollen nur daran erinnern, daß darin Paracelsus schon durch seine Titelführung als «utriusque medicinae Doctor ac Professor», d. h. Doktor und Professor der inneren Medizin und der damals noch nicht universitätswürdigen Chirurgie, seinen Willen zum Ausdruck brachte, auch diesen Berufszweig gebührend zu pflegen und zu Ehren zu bringen, daß er ferner vom Arzte gründliche Kenntnis der Natur und ihrer Heilkräfte verlangte, seine völlige Vertrautheit voraussetzte mit den Symptomen und Ursachen der Krankheiten sowie deren Behandlungsmöglichkeiten, vor allem aber, daß er forderte, nicht kritiklos zu übernehmen, was die alten hippokratisch-galenischen Lehrbücher behaupteten, sondern allein das gelten zu lassen, was man aufgrund eigener Erfahrung und Überlegung – «experimenta ac ratio» hieß sein bis heute gültiges Lösungswort! – als unumstößlich richtig anerkennen könne.

«Lebt wohl», schloß Paracelsus vor 450 Jahren seinen Aufruf, «und nehmt unseren Erneuerungsversuch der Heilkunde günstig auf!» Dieser Wunsch ist ihm – das dürfen wir gerade hier in Basel, der Stadt weltweit bekannter Laboratorien, dankbar bezeugen – allen Widerständen zum Trotz in Erfüllung gegangen.

Zur Erinnerung an jenen großen Tag und zum festlichen Auftakt ihrer heutigen Zusammenkunft haben Paracelsusfreunde aus nah und

fern beschlossen, ihrem Patron an der Stätte seines einstigen Wirkens ein schlichtes Erinnerungszeichen zu errichten. Große und kleine Gaben (wofür ich im Namen der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft allen Spendern von Herzen danken darf), vor allem auch das liebenswürdige Entgegenkommen der Basler Stadt- und Universitätsbehörden, haben es ermöglicht, diese späte und bescheidene Ehrung des Paracelsus zu verwirklichen.

Ich darf nun die Inschrift enthüllen und die Gedenktafel offiziell dem obersten Hausherrn und derzeitigen Rektor der Alma Mater Basiliensis zu getreuen Händen übergeben!

Die festlich dekorierte Tafel (Abb. 7) wurde freigelegt, deren Inschrift von nun an verkündet:

Theophrastus von Hohenheim
genannt

PARACELSUS

geboren 1493 in Einsiedeln
gestorben 1541 in Salzburg

Stadtarzt und Professor der Medizin
an der Universität Basel
vom 5. Juni 1527 bis Ende Januar 1528

Seine überzeitliche Größe wurde
erst in unseren Tagen erkannt und gewürdigt
5. Juni 1977

S. Magnifizenz Prof. Dr. *Carl Theodor Gossen*, Ordinarius für Romanische Sprachen und Literaturen, nahm die Ehrengabe für Paracelsus entgegen und dankte im Namen der Basler Universitätsbehörden und des Regierungsrates:

Herr Präsident, meine Damen und Herren!

Als derzeitiger Hausherr nehme ich die soeben enthüllte Paracelsus-Gedenktafel im Namen des Rektorates der Universität und des Erziehungs-Departements des Kantons Basel-Stadt in Besitz und richte unseren wärmsten Dank an die Schweizerische und die Internationale Paracelsus-Gesellschaft, welche die Initiative ergriffen haben, zum 450. Jahrestag des Amtsantritts des Paracelsus als Stadtarzt und Universitätsprofessor in Basel ein solches Zeichen der Erinnerung zu setzen.



7

Mit dieser späten Ehrung des großen Schweizer Arztes, Naturforschers und Philosophen in diesem Hause, wo er nur neun Monate lang lehren durfte, und dies erst noch ohne das Agrément der medizinischen Fakultät, ermöglichen Sie es der Alma Mater Basiliensis, welche ihm damals kein Verständnis entgegenbrachte, eine Art «amende honorable» zu tun. In diesem Sinne möge die Gedenktafel unsere und kommende Generationen zur Selbstkritik mahnen, also zu der für jedes wissenschaftliche Erkennen unerläßlichen Geisteshaltung, welche sich aus dem stets wachen Bewußtsein der Möglichkeit zu irren ergibt und aus welcher das hohe Gut der Toleranz fließt.

Lebhafter Beifall wurde beiden Rednern zuteil, worauf sich die Versammlung in den «Kurssaal» begab, wo ein vom Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt gestifteter Aperitif ihrer wartete und die Zeit bei ungezwungenem Gespräch wie im Fluge verging (Abb. 8–10).

Bis zur Eröffnungsfeier im «Großen Hörsaal», die auf 15.30 ange-

setzt war, führte Prof. Dr. *Hans Nüesch*, der Vorsteher der Zoologischen Anstalt der Universität Basel, besonders interessierte Besucher in das – heute natürlich modernen Bedürfnissen angepaßte – ehemalige Auditorium der Mediziner, einen verhältnismäßig kleinen Raum, der den Blick freigibt auf den Rhein, die mittelalterlichen Häuserzeilen am gegenüberliegenden Ufer und die Schwarzwaldhöhen in der Ferne. Ergriffen wurde einem bewußt, daß dies der Ort war, von dem aus Paracelsus einst seine epochemachende Erneuerung der Heilkunst in die Welt getragen hat.

Im Auditorium maximum konnte sodann der Präsident die Festversammlung eröffnen und die erfreulich große Zahl von Besuchern willkommen heißen, die sich zur Jubiläumstagung unserer Gesellschaft eingefunden hatten. In seiner *Begrüßungsansprache* führte er unter anderem aus:

Daß uns prominente Vertreter der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, Salzburg, sowie des in Villach beheimateten Paracelsuskreises und der mit Basel befreundeten Paracelsusstadt Straßburg die Ehre erweisen, den doppelten Anlaß dieser Feier – das 35jährige Bestehen unserer Gesellschaft und das Gedenken an die 450. Wiederkehr des Amtsantritts von Paracelsus in Basel – mit uns festlich zu begehen, erfüllt uns mit freudiger Genugtuung und verleiht dieser Zusammenkunft der Paracelsusfreunde besonderes Gewicht.

Ohne die Unterstützung und das verständnisvolle Entgegenkommen der Basler Stadt- und Universitätsbehörden, ohne die Munifizenz der uns befreundeten Paracelsus-Sozietäten und ohne die tatkräftige Förderung durch nachhaltige Zuwendungen aus Kreisen der Industrie und der privaten Hand wäre es allerdings unmöglich gewesen, ein so anspruchsvolles Programm in so würdigem Rahmen zu verwirklichen. Ihnen allen fühlen wir uns daher zutiefst verpflichtet. Ein spezieller Dank gebührt in diesem Zusammenhang auch dem Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt für die Stiftung des soeben genossenen Aperitifs, der uns erfrischt und die festliche Stimmung, die uns erfüllt, womöglich noch erhöht hat!

Im Namen unserer Gesellschaft darf ich nun zunächst unter unseren Ehrengästen mit herzlichem Dank für ihr persönliches Erscheinen diejenigen begrüßen, die gleich anschließend das Wort an uns richten werden, nämlich

Seine Magnifizenz Prof. Dr. *Carl Theodor Gossen*, Rektor der Universität Basel,

Seine Spectabilität Prof. Dr. *Erwin Morscher*, Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Basel,

unser Ehrenmitglied Herrn Direktor Dr. *Jean Druey*, Basel,



8



9

Abb. 8-10 Beim Aperitif im «Kurssaal» (Photos: Roland Gerber)



Herrn Prof. Dr. *Lucien Braun*, derzeitiger Vize-Präsident der Straßburger Universität und Dekan der dortigen Philosophischen Fakultät, sowie Herrn Prof. Dr. *Kurt Goldammer*, Marburg an der Lahn, den Präsidenten der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, der uns die Ehre erweisen wird, den heutigen Festvortrag zu halten. Besondere Umstände haben ihn länger als vorgesehen in Marburg festgehalten, so daß er im Augenblick noch nicht zugegen ist. Er wird aber, wie er mir zugesichert hat, rechtzeitig bei uns eintreffen.

Sodann richtet sich unser besonderer Gruß auch an die Delegierten der befreundeten Paracelsus-Gesellschaften, die als Ehrengäste unter uns weilen, so

an den Bürgermeister der Stadt Villach, Herrn Ing. *Jakob Mörtl*, und den dortigen Kulturreferenten, Herrn Stadtrat Dr. *Leopold Hrazdil*, die den Kärntner Paracelsuskreis repräsentieren,

sowie die Internationale Paracelsus-Gesellschaft, vertreten durch deren Präsidenten und deren Generalsekretär, Herrn Prof. Dr. *Sepp Domandl* aus Salzburg.

Alle übrigen Ehrengäste mögen mir verzeihen, wenn ich sie hier nicht einzeln begrüßen kann: wir freuen uns, daß sie unseren Kongreß durch ihre Anwesenheit auszeichnen. Ich darf aber mit besonderer Freude vermerken, daß es sich unser Ehrenmitglied, Herr Alt-Regierungsrat Dr. *Peter Zschokke*, der unsere Gesellschaft vor 24 Jahren in Basel willkommen hieß, nicht hat nehmen lassen, heute wiederum unter uns zu sein. Auch freue ich mich, daß mehrere Vertreter der Presse

unserer Einladung gefolgt sind; ihnen gilt ebenfalls mein Gruß und Dank für das Interesse, das sie damit unserer Feier bekunden.

Begrüßungsadressen und Glückwünsche sind uns in reicher Zahl zugegangen, so von der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften, der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, den Medizinhistorischen Instituten der Universitäten von Basel und Zürich sowie dem Baselstädtischen Apotheker-Verband.

Herrn Professor *Kurt Goldammer*, dem Präsidenten der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft und Leiter der Marburger Paracelsus-Edition, die hier mit Frau Dr. *Dilg-Frank* und Herrn Dr. *Hartmut Rudolph* ebenfalls würdig vertreten ist, lag es am Herzen, an dieser Stelle ex officio und persönlich das Wort an uns zu richten. In seiner Abwesenheit hat er den Generalsekretär der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, Herrn Prof. *Domandl*, beauftragt, statt seiner die an den Tagungspräsidenten adressierte Grußbotschaft zu verlesen; sie lautet:

Sehr verehrter Herr Präsident, lieber Herr Kollege!

Wenn die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft sich ihrer Gründung vor 35 Jahren erinnert, so begeht sie damit das Gedenken eines bemerkenswerten Ereignisses in der Geschichte der dem Werk und der Person Theophrastus von Hohenheim sich widmenden wissenschaftlichen Gesellschaften. Die kulturpolitische Szene in Mitteleuropa und die düstere Kulisse eines furchtbaren Weltkrieges haben damals anlässlich der Centenarfeiern für Paracelsus die schweizerischen Verehrer dieses ihres großen Landsmannes veranlaßt, eine neue Paracelsus-Gesellschaft ins Leben zu rufen, der es bestimmt war, die Stürme des Krieges und der Nachkriegszeit unter glücklichen Umständen zu überdauern und das Andenken des Paracelsus hochzuhalten, während anderswo der Kampf mit elementarsten Sorgen des Überlebens und des Wiederaufbauens zunächst an derartige wissenschaftsgeschichtliche und kulturelle Aktivitäten noch nicht denken ließ. Die schöne französische Fassung der Selbstbezeichnung der Gesellschaft als einer solchen «der Freunde des Paracelsus» gibt ihren aus einer inneren Engagiertheit kommenden Antrieben trefflichen Ausdruck.

Für das alles dürfen wir dankbar sein. Durch Publikationen aus ihrem Mitglieder- und Freundeskreise, vor allem durch die so viel beachteten und rasch zu internationalem Ansehen gelangten «Nova Acta Paracelsica», durch ihre Tagungen und durch die Einsatzbereitschaft von Mitgliedern und Stiftern hat diese Gesellschaft einen ganz wesentlichen Beitrag zur wissenschaftlichen Ergreifung des Wirkens und der in vielem noch so rätselvollen Gestalt des Paracelsus geleistet. Sie selbst, Herr Präsident, wären hier mit an erster Stelle und stellvertretend für viele andere zu nennen.

Als dann 1951 die Besinnung auf alte Traditionen in Salzburg zur Gründung der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft führte und damit eine weitere Gesellschaft mit ähnlicher Zielsetzung aus dem deutschsprachigen Raum heraus entstand, waren wiederum Mitglieder Ihrer Gesellschaft beteiligt, so der unvergessene Salzburger Universitätsprofessor Dr. P. Ildefons Betschart, Benediktiner aus Einsiedeln, dem Geburtsort des Paracelsus, und Sie selbst, Herr Präsident. Seitdem sind beide Gesellschaften eng in freundschaftlichen Beziehungen verbunden.

Die heutige Feier gilt gleichzeitig einem Ereignis in der europäischen Wissenschafts- und in der Basler Universitätsgeschichte, das in schicksalhafter Weise Episode geblieben ist: dem Amtsantritt Hohenheims vor 450 Jahren in Basel. Wir wissen nicht, was aus dem Werk des Paracelsus und aus der Medizingeschichte geworden wäre, wenn dieses Datum der Ausgangspunkt für eine längerdauernde akademische Lehrtätigkeit gewesen wäre. Es ist jedenfalls Anlaß zur Nachdenklichkeit. Für Universitäten und Universitätsgelehrte auch zur Selbstbesinnung.

Nehmen Sie, Herr Präsident, und die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft an diesem Tage die herzlichsten Glückwünsche der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft entgegen, die den Feiern in Basel einen glücklichen Verlauf wünscht.

In ausgezeichnetener Hochachtung
und kollegialer Verbundenheit

Ihr sehr ergebener

Kurt Goldammer

Präsident der

Internationalen Paracelsus-Gesellschaft
zu Salzburg

Dies schöne, zu Herzen gehende Kompliment ihrer jüngeren Schwester in Salzburg bedachten die Schweizer Paracelsusfreunde mit besonderem Applaus. Dann ging der Präsident dazu über, derer dankbar zu gedenken, die sich tatkräftig um die Planung und Durchführung des Kongresses verdient gemacht haben:

Zuerst und vor allem gilt meine Anerkennung, sagte er, dem unermüdlichen Einsatz von Frau *Sonja Umiker-Passera*, die unser Sekretariat mit großer Umsicht betreut, sowie dem von Herrn Dr. *Druey* patronierten Organisationskomitee, dem unser Mitglied, Herr *Karl Vogt-Wegelin*, neben- und ehrenamtlich seine besten Kräfte geliehen hat. Ferner muß dankbar hervorgehoben werden, daß ohne die wohlwollende Unterstützung durch den Kantonalen Denkmalpfleger, Herrn Direktor *Fritz Lauber*, und das bereitwillige Entgegenkommen von Herrn Prof. Dr. *Hans Nüesch*, dem Direktor der Zoologischen An-

stalt der Universität, in dessen Räumen wir uns heute aufhalten dürfen, weder die geplante Gedenktafel noch deren Anbringung zustande gekommen wäre. Ich darf hier vielleicht noch einflechten, daß die Initianten dieser Ehrung beabsichtigen, sofern uns dies von den lokalen Instanzen bewilligt wird, die Gedenkstätte zu gegebener Zeit mit einem Abguß der von Akademiebildhauer Prof. S. *Dobner* †, Villach, geschaffenen Porträtbüste des Paracelsus (Abb. 11) auszustatten.

Für die Führung von morgen vormittag im Schweizerischen Pharmaziehistorischen Museum und im Basler Stadthaus haben sich trotz gesundheitlicher Behinderung die Konservatorin Frau *Lydia Mez-Mangold* und Denkmalpfleger Direktor *Fritz Lauber* in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Schließlich bleibt mir noch dankbar der Referenten Erwähnung zu tun – manche von ihnen haben eine weite Reise auf sich genommen –, die heute abend sowie morgen nachmittag unser Programm bestreiten werden, dessen Reichhaltigkeit, wie ich glaube, nichts zu wünschen übrig läßt; es sind dies in der Reihenfolge ihres Auftretens die Herren Dr. *Richard Gissler-Weber*, Jülich im Rheinland, Prof. Dr. *Leopold Müller*, Salzburg, Dr. *Hermann E. Helmrich*, München, Prof. Dr. *Siegfried Scheidegger*, Basel, und Prof. Dr. *Sepp Domandl*, Salzburg. Ich möchte es ferner nicht unterlassen, unseren herzlichen Gruß und Dank auch allen *Damen* zu entbieten, die durch ihre Anwesenheit unseren Kongreß in jeder Hinsicht verschönern!

Mit einem besinnlichen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft schloß der Präsident seine Begrüßungsansprache:

Die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft kann sich nicht rühmen, der älteste Zusammenschluß von Freunden des Paracelsischen Werkes zu sein; sie ist aber der bisher dauerhafteste. Die erste, 1929 – als Folge des von *Karl Sudhoff* mit seiner monumentalen Ausgabe der medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften geweckten Interesses – in Deutschland gegründete Paracelsus-Gesellschaft wurde bereits 1933 wieder aufgelöst; die von ihr veröffentlichten «Acta Paracelsica» stellten nach fünf Heften ihr Erscheinen ein, und eine zweite Paracelsus-Gesellschaft, die sich 1941 anlässlich des 400. Todestages von Paracelsus mit Sitz in München konstituierte, hatte ebenfalls eine nur kurze Lebensdauer. Damals wurde in Einsiedeln – am Geburtsort des Paracelsus und auf neutralem Boden – die Resolution zur Gründung einer Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft gefaßt, die 1942 in die Tat umgesetzt wurde. 1951 trat ihr dann in Salzburg die Internationale Paracelsus-Gesellschaft zur Seite, die letztes Jahr ihr Silberjubiläum feiern und auf eine stolze Zahl der von ihr herausgegebenen «Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung» zurückblicken konnte; 1955 folgte in Villach die Gründung des Kärnt-



Abb. 11 Modellbüste zum Paracelsus-Denkmal im Rathaus zu Villach in Kärnten von Akademiebildhauer Prof. Sepp Dobner

ner Paracelsuskreises, der die Erinnerung an die beiden Hohenheimer (Vater und Sohn) mit einer eigenen wertvollen Schriftenreihe wachhält. In Salzburg wie in Villach ist es außerdem eine vornehme Tradition geworden, besondere wissenschaftliche Verdienste mit der Verleihung von «Paracelsus-Ringen» auszuzeichnen.

Am Ziel *unserer* heute 35jährigen Gesellschaft, der gute und weniger gute Zeiten beschieden waren, hat sich seit ihrer Gründung nichts

geändert; nach wie vor ist es uns darum zu tun, die Kenntnis von Werk und Persönlichkeit des Paracelsus zu vertiefen und zu verbreiten. Davon legen bis heute neun stattliche Jahrbücher der von uns herausgegebenen NOVA ACTA PARACELSICA Zeugnis ab, deren jüngster Band – gleichsam als Festschrift in eigener Regie – soeben erschienen ist. In einem «Vorwort und Rückblick» habe ich versucht, den Werdegang der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft zu skizzieren. Dabei habe ich nicht verschwiegen, daß der Ende der sechziger Jahre überall aufkommende progressive Wind auch an den Grundfesten unserer Gesellschaft bedrohlich rüttelte. Man witterte hinter Vereinigungen wie der unsrigen, deren Name mit dem eines historischen Patrons verknüpft ist, die Gefahr der heute so verpönten Idolisierung und des unproduktiven Leerlaufs. Die zunächst unbequeme, aber doch im Grunde heilsame Tendenz unserer Tage, alles Herkömmliche in Frage zu stellen, unter die kritische Lupe zu nehmen und unerbittlich auf seine Daseinsberechtigung zu prüfen, zwang auch uns der Neubesinnung, – der Richtlinien eingedenk, die uns seinerzeit in weiser Voraussicht Präsident *Donald Brinkmann* in seiner Rede an der letzten Basler Tagung vor 24 Jahren vorgezeichnet hat: «Statt einer engen, nationalistischen Betrachtungsweise zu huldigen, sagte er damals, müssen wir in Paracelsus vor allem den Europäer sehen, dessen hervorragende Stellung im abendländischen Geistesleben immer deutlicher zutage tritt. Wir dürfen uns nicht in historisch-antiquarischen Untersuchungen verlieren, sondern müssen versuchen, Paracelsus unter einer aktuell gegenwärtigen Fragestellung in unsere Zeit hineinzustellen. Unsere Arbeit soll weniger einen spezialwissenschaftlichen Charakter besitzen, als vielmehr stets ein universelles Interesse wecken, das dem Leben und Werk des Paracelsus allein gerecht zu werden vermag. Und schließlich wollen wir uns nicht sektiererisch auf eine Paracelsus-Dogmatik festlegen, sondern mit unvoreingenommenem Blick alle Seiten seines Lebens und Wirkens einer kritischen Prüfung unterziehen, um so in gemeinsamer Anstrengung das lebendige Paracelsusbild zu gewinnen, das unserer Zeit entspricht.»

In diesem Sinn und Geist möge sich auch unser Jubiläumskongreß des Jahres 1977, den ich hiermit als eröffnet erkläre, für alle Teilnehmer als fruchtbar und gewinnbringend erweisen!

Der Eröffnungsrede des Präsidenten folgten nun programmgemäß vier offizielle Ansprachen, die wir mit gütiger Erlaubnis der Vortragenden hier zur bleibenden Erinnerung festhalten.

Carl Theodor Gossen



geb. 1915 in Genf, 1934–40 Studium der Romanischen Philologie an den Universitäten Zürich, Rom und Paris. Doktorat in Zürich. 1941 Diplom für das höhere Lehramt des Kantons Zürich. 1941–57 Gymnasiallehrer in La Neuveville (1941–45) und Zürich (1945–57).

1951–58 Privatdozent (mit Lehrauftrag seit 1954) an der Universität Basel.

1957–58 Gastprofessor an der Universität Frankfurt am Main. 1959–67 Ordinarius an der Universität Wien; seit 1962 Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, seit 1966 Träger des «Großen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich».

1967 Berufung zum Ordinarius an die Universität Basel; 1973 Dekan der Phil.-Hist. Fakultät, 1976–77 Rektor.

Seit 1963 Mitherausgeber der Zeitschrift «Vox Romanica» (Francke, Bern), seit 1979 Direktor des «Französischen Etymologischen Wörterbuchs von Walther von Wartburg t».

Ansprache von Prof. Dr. Carl Theodor Gossen

Rektor der Universität Basel

Hochansehnliche Versammlung!

Als derzeitiger Rektor der Universität Basel und namens des Hohen Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt, welcher mich ad hoc zu seinem Vertreter und Sprecher bestimmt hat, habe ich die Ehre und Freude, die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft zu ihrem 35jährigen Bestehen zu beglückwünschen und sie anlässlich der in unserer Stadt veranstalteten festlichen Jahresversammlung sehr herzlich willkommen zu heissen. Dieser Gruß gilt ebenso herzlich den Vertretern der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, Salzburg, und der Paracelsus-Städte Villach und Straßburg. Wir freuen uns, daß Sie der 450. Jahrestag des Amtsantritts von Paracelsus als Stadtarzt und Universitätsprofessor in Basel am 5. Juni 1527 veranlaßt hat, Basel als Ort

Ihrer Jubiläumstagung zu wählen, und wünschen Ihnen für deren Durchführung bestes Gelingen.

Bei der Enthüllung der von Ihnen gestifteten Gedenktafel sprach ich von einer «*amende honorable*», welche Basel dem Andenken des Paracelsus schuldig ist. Es geziemt sich, ganz kurz an die Umstände zu erinnern, welche ihn in unsere Stadt führten, und an die, welche er hier vorfand.

Im Sommer 1526 holte man den bereits berühmten Arzt aus Straßburg ans Krankenlager des bekannten Buchdruckers Frobenius nach Basel. Es gelingt ihm, ihn zu heilen. Im gleichen Haus wohnt Erasmus von Rotterdam, den er ebenfalls behandelt. Diese beiden, die Gebrüder Amerbach, namentlich auch Basels Reformator Johannes Oekolampad, dürften dem Rat der Stadt empfohlen haben, die vakante Stadtarztstelle dem Paracelsus anzutragen. Dieser nahm diese Berufung – obschon sie nicht von der Fakultät kam – freudig an. Doch kam er in einer Zeit nach Basel, die für das Gedeihen der in der Konzilszeit 1460 gegründeten Universität höchst ungünstig war. Der Schwabenkrieg von 1499, eine schwere Pestepidemie und die Religionswirren – 1523 war es in Basel zur Kirchenspaltung gekommen – ließen einen Studienaufenthalt in der Stadt am Rhein wenig verlockend erscheinen. So war denn die Zahl der Studenten, zumal der Mediziner, sehr gering. Zum Stadtarzt gewählt, war Paracelsus überzeugt, aus solcher auch Ordinarius der Fakultät zu sein. Als er nun nicht nur praktizierte, sondern auch Vorlesungen hielt, protestierte die Medizinerergewerkschaft. Zur Fakultät gehörten damals auch die in der Stadt ansässigen Doktoren. Formal war man im Recht, denn Paracelsus hatte sich weder in die Matrikel eingeschrieben, noch ein Diplom vorgewiesen, noch sich der vorgeschriebenen Disputation unterzogen. Daß er als Stadtarzt praktizieren durfte, war unbestritten, doch einer Eingabe, in der er um das Recht, *Doctores* zu promovieren bittet, entspricht der Rat nicht. Warum hat er sich mit seiner Doktorwürde nicht legitimiert? War es Stolz, oder besaß er gar kein Diplom aus Ferrara, obwohl er sich «*utriusque medicinae doctor ac professor*» nannte? Der jüngste Medizinerskandal Italiens, nämlich die Entdeckung, daß drei Spitalärzte mit gefälschten «*summa cum laude*»-Diplomen der Universität Pavia zur allgemeinen Zufriedenheit 13 Jahre lang praktizierten, läßt uns vermuten, daß vielleicht auch damals ein ferraresisches Arztdiplom ohne genauere Kontrolle nicht allzuviel bedeutete. Im letzten Viertel unseres 20. Jahrhunderts, das eine erstaunliche Renaissance der Magnetopatheen, Geistheiler und sonstigen unakademischen Ärzte erlebt, ist Paracelsus besonders aktuell. Die Parapsychologen studieren eifrig seine Schriften, denn ein Mann, von dem erzählt wurde, daß er nur die Bandage einer Wunde zu behandeln brauchte, um die Wunde selbst zu heilen, muß die Phantasie einer Generation anregen, die sich, vom wissen-

schaftlichen Fortschritt enttäuscht, sogenannten Wundermännern zuwendet. So sehe ich als Nichtmediziner eher die Ambivalenz des Phänomens Paracelsus, der seinerzeit als Erneuerer und Neuerer der Medizin bekämpft wurde und nach vier Jahrhunderten besonders von denen verehrt wird, die der Schulmedizin skeptisch gegenüber stehen. Sie fühlen sich von seiner Weltanschauung angezogen, von seinem Grundsatz, daß man Leib *und* Seele bei der ärztlichen Behandlung nicht trennen darf.

Paracelsus hat darunter gelitten, daß man ihn in Basel nicht zum «ordentlichen» Professor machen wollte, aber alles an ihm war «außerordentlich»: seine Herkunft – er ist der Sohn eines verarmten württembergischen Adligen, der im finsternen Wald des hl. Meinrad auftaucht, um sich dort als Landarzt zu betätigen. Er ist ein Mann, den seine für die damalige Zeit aufsehenerregenden Wanderjahre von Spanien bis nach Moskau führten. Auch sein meteorhaftes Erscheinen in unserer Stadt, seine Kontakte mit den Berühmtheiten seiner Zeit, seine überstürzte Flucht aus Basel, seine Unrast: all dies ist außergewöhnlich. Dieses intensive Leben, das im finsternen Wald von Einsiedeln begonnen hatte, endete in einer der heitersten Städte Europas: Salzburg. 48jährig starb dort Paracelsus und wurde in der Stadt begraben, wo 215 Jahre später die Wiege Mozarts stand. Der Sarg des einen wie die Wiege des anderen wurden aus Salzburger Holz gefertigt. Es sei mir als Philologen zum Schluß gestattet, wortspielerisch darauf hinzuweisen, daß der große Amadeus in seinem Rufnamen die gleiche Silbenzahl und die gleiche Vokalreihenfolge wie Paracelsus aufweist. Die beiden verbindet aber noch ein Drittes, Wesentlicheres, nämlich eine alle Zeiten überdauernde Aktualität, vielleicht weil sie beide die Frische derer, die niemals alt werden, bewahren.

Erwin W. Morscher, geb. 1929



1948–54 Studium der Medizin an
der Universität Basel

1954–56 Assistenzarzt an der

Chir. Abteilung der Universitäts-
Kinderklinik Basel

1956–57 Orthopädische Klinik

Karolinska sjukhuset, Stockholm

1957–61 Orthopädische Univer-
sitätsklinik Balgrist, Zürich

1961–67 Oberarzt der Orthopä-
dischen Universitätsklinik Basel

1966 Habilitation in Orthopädie

1967–70 Leiter der Orthopä-
disch-traumatologischen Abtei-
lung, Bürgerspital Basel

seit 1970 Vorsteher der Ortho-
pädischen Universitätsklinik in
Basel

1976–77 Dekan der Medizinischen
Fakultät der Universität

Basel

Ansprache von Prof. Dr. Erwin Morscher

Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Basel

Sehr geehrter Herr Präsident,

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

«Difficile est satiram non scribere», so dachte ich angesichts der freundlichen Einladung, hier als Dekan der medizinischen Fakultät der Universität Basel, also der Vertreter und Nachfolger derjenigen, die Paracelsus den Aufenthalt in Basel so schwer gemacht hatten, zu sprechen. Paracelsus war ja nie in der Universitätsmatrikel eingetragen und er durfte auch keine Promotionen durchführen. Zur Ehrenrettung meiner damaligen Fakultätskollegen sei allerdings festgehalten, daß mit Sicherheit auch heute keiner immatrikuliert würde, der sich wie damals Paracelsus weigerte, seine Zeugnisse vorzuzeigen und sich über seine medizinischen Kenntnisse auszuweisen. Abgesehen davon, daß die medizinische Fakultät sicher darüber erbost war, daß man sie bei der Berufung von Paracelsus nicht um ihre Meinung gefragt hatte, spielte ihrerseits möglicherweise aber auch der Neid wegen der Paracelsus geglückten Heilung des Frobenius mit eine Rolle.

Paracelsus war ein wissenschaftlicher Umstürzler, ein Progressiver, also ein Mann, wie er wohl auch in unserer heutigen – so glauben wir wenigstens – etwas aufgeschlosseneren Zeit nicht unbedingt mit offenen Armen in unserer alma mater empfangen würde.

Paracelsus sehen wir heute als «Lutherus medicorum». Als Reformator der Medizin kehrte er sich von der Tradition ab. Abkehr von der Tradition ist sicher ein wesentliches Merkmal des Fortschritts. Fortschritt ist aber auch nicht, wie bisweilen etwas allzu leichtfertig angenommen wird, unabdingbar ein Produkt der Spezialisierung. Es braucht hiezu vielmehr Weltoffenheit, Übersicht und großzügiges Denken, Eigenschaften also, die Paracelsus in reichem Masse besaß. Nicht einfach überliefertes Gedankengut eines Hippokrates, Galen oder Avicenna kompilierend, sondern aus der Fülle naturwissenschaftlicher Beobachtung, Erkenntnis und, wie er selbst immer wieder betonte, aus der Erfahrung schöpfend, dozierte und praktizierte Paracelsus die Medizin. Damit wurde er aber eigentlich zum Begründer der modernen Medizin als einer angewandten Naturwissenschaft. Solches Gedankengut war zweifellos zu neu und zu fremdartig, als daß es von seinen Zeitgenossen hätte begriffen werden können. Aber noch lange bildeten in Basel wie auch anderswo die Lehren des Paracelsus Gegenstand kontroverser Auffassungen. Wenn auch Männer vom Format der Brüder Amerbach oder eines Theodor Zwinger zu seinen Anhängern zählten, lesen wir noch in den anfangs des 17. Jahrhunderts verfaßten «Observationes» des berühmten Stadtarztes und Universitätsprofessors Felix Platter – also eines Nachfolgers von Paracelsus –, daß er wieder einmal zu einem Patienten gerufen worden sei, der von einem jener Paracelsisten anbehandelt worden war. Der Ausdruck «anbehandelt» tönt aus dem Munde eines seiner Kollegialität und Toleranz sonst sehr gerühmten Arztes nicht sehr wohlwollend und verständnisvoll. Wer weiß? – vielleicht spielten aber auch hier Ressentiments mit, da sich Paracelsus ja auch über die Medizinschule von Montpellier, wo Felix Platter studiert hatte, sehr abschätzig äußerte. So lesen wir bei Paracelsus, daß «Salerno und Montpellier so sind, daß kein Arzt gut wird, er fülle denn mit seiner Mörderlei etliche Kirchhöfe voll».

Morgen, also am 5. Juni, sind es genau 450 Jahre her, da Paracelsus seine Vorlesungen ankündigte. Diese von ihm als «intimatio» bezeichnete Ankündigung war eine offene Kriegserklärung an die alte Schulmedizin. Ihr Wortlaut muß retrospektiv aber als ein Wendepunkt in der Medizin betrachtet werden. Paracelsus las täglich 2 Stunden praktische und theoretische Medizin, wofür er von den Herren von Basel – offensichtlich ohne modernes Besoldungsgesetz – ausgiebig honoriert wurde. Darüber, daß er von der Fakultät an der Vorlesungstätigkeit im Collegium hier am Rheinsprung gehindert wurde, beklagt sich Paracelsus später bei der Regierung. Aber schließlich befand er sich da mit

dem Basler Reformator Oekolampad, der mit Erasmus von Rotterdam zusammen Initiator seiner Berufung nach Basel gewesen sein soll, in guter Gesellschaft. Oekolampad hat ebenfalls, vom Stadtrat nach Basel berufen, «extra ordinem» also außerhalb der Fakultätsordnung und gegen den Willen der Universität seine theologischen Vorlesungen gehalten.

Paracelsus war aber nicht nur nach dem Inhalt seiner Vorlesungen, sondern auch bezüglich der Form des Medizinunterrichts ein Umstürzler. So führte er neben seinen Vorlesungen mit seinen Schülern erstmals Krankenbesuche durch und wurde damit eigentlich zum Begründer des heute so aktuellen «bed side teaching»! Des weiteren wagte er es, Vorlesungen auf deutsch zu halten. Die Idee, daß die Ausübung der ärztlichen Kunst auch ohne Lateinkenntnisse möglich sei, wurde allerdings erst 440 Jahre später realisiert, als man vor etwa zehn Jahren beschloß, die Studenten auch ohne Lateinmatur zum Medizinstudium zuzulassen.

Mit der deutschen Sprache machte sich Paracelsus allgemeinverständlich. Wenn dies zum Teil auch nur Ausdruck seines obstruktiven Verhaltens war, bewies er doch damit wieder seinen Pioniergeist. Er war auch hier ein Vorkämpfer der heutzutage aktuellen Popularisierung der Wissenschaften.

Paracelsus verstand die Sprache des einfachen Mannes. Es ist deshalb keineswegs verwunderlich, daß er sich nicht scheute, sogar bei Scherern und Badern – also den heute Chirurgen genannten Ärzten – zu lernen. Ja, Paracelsus wollte sogar als Chirurg gelten, was er 1526, noch in Strassburg, durch Beitritt zu deren – im übrigen keineswegs sehr angesehenen – Zunft «zur Lutzerne» unterstrich. Selbst Chirurg, muß ich Paracelsus Dank abstatten, daß er damit beigetragen hat, uns den Intellektuellen gleichzustellen!

Nicht nur wissenschaftlich, sondern auch standespolitisch wirkte Paracelsus – vor allem in seiner Eigenschaft als Stadtphysikus – revolutionierend. So wollte er die damals übliche gegenseitige Gewinnbeteiligung zwischen Ärzten und Apothekern verbieten lassen. Dadurch zog er sich natürlich auch den Unwillen der Apotheker zu, bewies aber gerade auch damit sein hohes ethisches Empfinden.

Wenn die medizinische Fakultät für die Berufung von Paracelsus nach Basel nicht verantwortlich zeichnen darf, so ist sie trotz des dauernden Streites, den sie mit ihm geführt hat, aber auch nicht schuldig für den bei Nacht und Nebel vollzogenen Auszug des Hohenheimers. Paracelsus führte wegen eines zweifellos für damalige Begriffe exorbitanten Honorars von 100 Gulden, die ihm Domherr Cornelius von Lichtenfels für den Fall seiner Heilung versprochen und dann jedoch nicht bezahlen wollte, einen Prozeß. Das Urteil, das nicht zu seinen Gunsten ausfiel, hat ihn dann schließlich aus der Stadt vertrie-

ben. Es ist da ganz offensichtlich, daß die privatärztliche Tätigkeit der Professoren der Regierung schon damals ein Dorn im Auge gewesen sein mußte.

Wenn die medizinische Fakultät der Universität Basel auch sonst in keiner Weise zu den großen Leistungen des Paracelsus beigetragen hat, im Gegenteil – zu Recht oder zu Unrecht sei hier nicht weiter verfolgt – in seiner Schuld steht, gab es in dem damals sehr aufgeschlossenen Basel Leute, die seine wissenschaftlichen Qualitäten erkannten und ihn, was er in keiner anderen Stadt erfahren durfte, als Professor einsetzten. Vielleicht auch zum Andenken an jene etwas fortschrittlich denkenden Männer besitzen wir hier in Basel in der Chemischen Industrie gewissermaßen ein Erbstück des Paracelsus, war er doch der Erste, der die Alchimie in den Dienst der Medizin gestellt hat.

Jean Druey, geb. 1912



1930–1934 Studium der Chemie an der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich mit Diplomabschluß

1934–1936 Doktorarbeit am Institut Pasteur in Paris

1936–1938 Biochemische Forschungsarbeiten an der Klinik für innere Medizin der Universität Bern

1938–1965 Forschungsabteilung des Pharma-Departementes der CIBA Aktiengesellschaft

1965–1976 als Mitglied des Forschungsausschusses der CIBA AG – ab 1970 CIBA-GEIGY AG – mit Hochschulkontakten und forschungspolitischen Aufgaben betraut

Ansprache von Dr. Jean Druey

Ehrenmitglied der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft

«Wer ängstlich abwägt, sagt gar nichts. Nur die scharfe Zeichnung, die schon die Karikatur streift, macht eine Wirkung. Glauben Sie, daß Peter von Amiens den ersten Kreuzzug zusammengetrommelt hätte, wenn er so etwa beim Erdbeerpflücken einem Freunde mitgeteilt hätte, das Grab Christi sei vernachlässigt und es müsse für ein Gitter gesorgt werden?»

Diese Worte, die ich zur Charakterisierung Paracelsi und seiner «intimatio» meinen kurzen Betrachtungen voranstellen möchte, hat Fontane geschrieben. Es liegen Welten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, aber es gibt ewige Wahrheiten in der Weltgeschichte.

Ad nos Basileam se conferat – ... der möge sich zu uns nach Basel begeben, heißt es in der intimatio. Meine Damen und Herren, Sie haben 450 Jahre nach der hohenheimischen Einladung den Weg nach Basel genommen, und ich freue mich auch meinerseits, Sie hier zu begrüßen.

Herr Professor Blaser hat als reizvolles Thema zur heutigen Feier-

stunde einmal die Frage aufgeworfen, ob Paracelsus einigermaßen gehalten habe, was er groß als sein Basler Lehrprogramm ankündigte. Ich bin selbst kein Paracelsus-Forscher. Wenn man als Leistungsmaßstab für ihn den gleichen wählt, wie er heute noch üblich ist für die Beurteilung der Lehr- und Forschungstätigkeit von Dozenten, nämlich Zahl und Umfang der Publikationen, so schneidet er summo cum splendore ab. Seine Arbeiten aus der kurzen Basler Zeit umfassen zwei Bände der Sudhoff'schen Gesamtausgabe, in teils lateinischem, teils deutschem Text.

Wie so oft in seinen Äußerungen nimmt Paracelsus auch in der «intimatio» die Beredsamkeit im Sinne gelahrter Geschwätzigkeit aufs Korn. Der ihm verpönten eloquentia und linguarum peritia setzt er die summa rerum cognitio, die tiefe Kenntnis der Naturdinge gegenüber. Es ist bekannt, wie sehr er die Gelehrtenwelt vor den Kopf stieß, weil er sich auf deutsch vorzutragen erkühnte. Dabei muß seine eigene Eloquenz, gemessen allein schon an dem ungeheuren schriftlichen Werk, das er hinterließ, doch ganz gewaltig gewesen sein. Er erinnert mich darin irgendwie an den revolutionären Naturschwärmer Jean-Jacques Rousseau. Beide waren große Wortführer ihres Jahrhunderts. Sie verkörpern beide den Zeitgeist einer Epoche, und bei solchen Genien ist immer wieder die kritische Frage erlaubt: waren sie es, die der Menschheitsgeschichte den neuen Gang auferlegt haben, oder waren sie lediglich Söhne ihrer Zeit? Selbst Schwärmer, haben sie einen Schwarm von Gefolgsleuten und Abenteurern nach sich gezogen, die der neuen Lehre zu Ruhm – auch zweifelhaftem Ruhm – verholfen haben.

Es ist immer faszinierend, geschichtlichen Parallelen nachzugehen. Als ich in einer der Eingaben von Paracelsus an den Basler Rat las, daß «vil frembder von Tübingen, Freiburg und anders wo mir nachzogen», wurde ich an die Juliane von Krüdener erinnert, die, vom religiösen Erneuerungswahn ihrer Zeit ergriffen, mit ihrem schwärmerischen Gefolge gen Basel zog, hier aber bald weggewiesen wurde.

Zur Prüfung der Frage, ob Paracelsus die in der «intimatio» gegebenen Versprechen gehalten habe, müssen auch seine bekannten und eben genannten Eingaben an den Rat der Stadt eingesehen werden. Man liest dort von höchst bemerkenswerten Ideen, die geradewegs an Forderungen aus unserer heutigen Zeit denken lassen. Wenn er vorschlägt, die Apotheken seien von Zeit zu Zeit durch Experten zu überprüfen, die Apotheker hätten ihr Wissen auszuweisen, Kindern dürften keine Arzneimittel abgegeben werden, Ärzte und Apotheker dürften nicht auf dem Buckel der Patienten Abmachungen eingehen usw. – so sind das Gebote unserer Zeit, denen die heutigen Arzneimittelhersteller, die pharmazeutische Industrie, Genüge zu leisten haben. Sie haben sich an strenge Vorschriften der Qualitätskontrolle zu halten und zu gewärtigen, daß sie gemäß paracelsischer Forderung «verstehen

dig gevisitert würdenn», nämlich von Inspektoren der Interkantonalen Kontrollstelle für Arzneimittel in Bern. Weltweit gelten heute die Regeln der Good Manufacturing Practice, und die Ärzteschaft ist einem Code of Behaviour oder dem Hippokratischen Eide in einer Weise verpflichtet, daß es nicht mehr nötig ist, «unduchtinge recepten einem statt-artzet fürzutragen», wie es Paracelsus für sich fordert.

Nostrum instaurandi medicinam conatum boni consulite, ruft Paracelsus am Schlusse der intimatio seinen künftigen Hörern zu – «nehmt unseren Erneuerungsversuch der Heilkunde günstig auf!» Von «Reinigungsversuchen» spricht er vorher, aufgrund eigener langer Übung und Erfahrung, «ab erroribus gravissimis purgabimus».

Setzt man statt instaurare das Verbum reformare, so gelangen wir von den paracelsischen Erneuerungsversuchen gradlinig über 450 Jahre hinweg zu den heutigen Reformbestrebungen des Medizinwesens. Paracelsus wurde bis zu einem gewissen Grade das Opfer von Spannungen zwischen den städtischen Behörden und der autonomiebedachten Hochschulkörperschaft. Spannungen dieser Art sind uns bei den Reformbestrebungen des Medizinstudiums heute auch nicht fremd! Vor einigen Monaten hat die Gesellschaft für Hochschule und Forschung in Davos eine Tagung über «Optimierung der Medizin in der Schweiz» abgehalten. Im schriftlichen Bericht über die Ergebnisse finden sich Formulierungen und Schlagworte fast hohenheim'scher Prägung, so etwa daß die Neuorientierung eine Änderung in der Geisteshaltung verschiedener kantonaler Sanitätsdepartemente voraussetze, oder daß der Patient als Mensch und nie nur als Fall mit einem physischen Defekt, den es zu beheben gilt, aufzufassen sei. Man spricht auch von «Neudefinition des Arztbildes», von Humanisierung der Medizin, von der permanenten Aufgabe des feed back von der Praxis zur Universität, von Neukonzeption der medizinischen Grundausbildung, Verstärkung der patientenorientierten Schulung usw. – als sei es höchste Zeit, ab erroribus gravissimis purgare, und zwar non veterum ad-dicti praeceptis, «nicht den Regeln der Alten zugetan». Als «alt» hat heute die vorangehende Generation zu gelten, welche die Medizin in Richtung technisierter Maximalmedizin statt der heute geforderten humanisierten Optimalmedizin entwickelt habe. Ist man da, als Patient im 20. Jahrhundert, nicht mit Paracelsus versucht auszurufen, wie er es von Basel aus den Zürcher Studenten schrieb: «Eheu quam misera mortalium est conditio!» «Ach, wie elend sind die Daseinsbedingungen der Sterblichen!»

Über die nach Paracelsus' eigenem Worte «ausgiebige Honorierung», die ihm in Basel zugesprochen war – amplo stipendio invitatus –, hat Professor Blaser eine interessante Studie verfaßt (Sudhoffs Archiv 41, 143 (1957). Wenn es mir heute zufällt, den Wortlaut der «intimatio» mit den anschließenden Geschehnissen vergleichend zu be-

trachten, möchte ich doch auf das exorbitante Arzthonorar an den Basler Domherrn von Lichtenfels hinweisen. Die hundert Gulden, die Paracelsus beanspruchte, führten bekanntlich zu dem Streit, der mit seiner Flucht aus Basel endete. Hundert Gulden, das waren mehr als sein ganzes Jahresalär! An Parallelen würde es heute allerdings nicht fehlen, aber man denkt sich unseren Heros doch gerne als hülfreichen Samariter im Geiste seines eigenen Spruches im «Antimedicus» (Sudhoff I, Bd. 5, 424) «So wissen, das zweierlei arzt sind: Ein, die des Sekkels acht haben, die ander der kranken nuz.» Litt er an der «auri sacra fames», am verfluchten Hunger nach Gold, wie fast alle seine Mitmenschen seit eh und je?

Nun, es steht mir nicht zu, mit ihm ins Gericht zu gehen, und ich möchte ihm gönnen, was die Stadt Basel an Zins und Zinseszins schuldig ist für das nie ausbezahlte letzte Vierteljahrssalär, nämlich (nach Prof. Blaser) nicht viel weniger als eine halbe Milliarde Franken.

Zum Abschluß möchte ich lieber noch aus seinen in Basel verfaßten Schriften auf das eine oder andere hinweisen, was auch heute noch aktuell ist. So etwa auf diesen Passus aus den Kommentaren zu Hippokrates' Aphorismen: «Also ist die arzney im anfang gestanden, das kein theorica gewesen ist, alein ein erfarenheit: Das laxirt, das constipirt; was aber, wie aber, ist verborgen gewesen, darumb ist einer verderbt, der ander gesunt worden.» Das Problem, *warum* und *wie* ein Arzneimittel wirkt, ist ein heute hochaktuelles Forschungsziel der Basler pharmazeutische Industrie.

Und ferner diese Erkenntnis (in der neudeutschen Transkription der von Jolan Jacobi besorgten Auslese aus Paracelsus' Schriften, Zürich 1942, Seite 96): «Alle Arzneien sind auf der Erde, aber es fehlen, die sie pflücken würden. Sie sind zur Ernte gereift, aber die Schnitter sind nicht gekommen.» Die Basler Forschung von heute darf für sich in Anspruch nehmen, Paracelsus' Exhortation erhört und neue Arzneien gesucht und gepflückt zu haben.

Nach seiner Flucht aus Basel schrieb Paracelsus von Colmar am 4. März 1528 an seinen Freund Bonifacius Amerbach in Basel: «Die Wahrheit aber hat ihre Zeit und ihren Ort – suum tempus suumque locum – wo dies und anderes mir auszutragen bleibt.»

Heute sei der Tag und hier sei der Ort.

Lucien Braun



1943–1946 Studium der Philosophie an den Universitäten von Clermont Ferrand und Straßburg

1946–1955 Philosophieunterricht an den Lyzeen von Colmar, Calais und Sarrebourg

1955 *Agrégation de Philosophie*, Paris

1955–1960 im Höheren Lehramt; bis 1957 in Bastia, dann in Straßburg

1960–1980 nach bestandenen Staatsexamen in Paris (*Doctorat d'Etat*): Professor an der Universität Straßburg

1968–1979 Dekan der Philosophischen Fakultät

1973–1978 Vize-Präsident, seit 1979 Präsident der Universität Straßburg. Prof. Braun leitet

außerdem (seit 1975) die «*Presses Universitaires de Strasbourg*» und verfaßte u.a. eine

«*Histoire de l'histoire de la philosophie*» (1973; 400 p.) sowie 11 Beiträge über Paracelsus.

Ansprache von Prof. Dr. Lucien Braun

Vize-Präsident der Universität Straßburg
und Dekan der Philosophischen Fakultät

Sehr verehrte Damen, sehr verehrte Herren, verehrte Kollegen!

Ich möchte Ihnen, den Teilnehmern aus Basel, aus der Schweiz, aus dem Ausland den Gruß der Stadt Straßburg überbringen. Den Gruß der Nachbarstadt, die am selben Fluß liegt wie Basel, der Stadt, in der Paracelsus, den wir heute hier ehren, geweiht und gewirkt hat.

Einen Gruß überbringe ich auch von der Straßburger Philosophischen Fakultät, welche sich die Aufgabe gestellt hat, Paracelsus nicht in die Vergangenheit gleiten zu lassen. Der Gruß richtet sich an die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft, die heute ihr 35jähriges Bestehen feiert. Dieser Gruß will so etwas wie ein gemeinsames Gedenken schaffen.

Was heißt Gedenken? Zunächst ganz einfach das Gedenken daran, daß der Arzt und Philosoph Hohenheim sich in unseren beiden Städten

wohlgeföhlt und im Sinne hatte, sich niederzulassen. Er hatte ja bekanntlich bei uns in Straßburg das Bürgerrecht erworben. Er ging von Straßburg aus nach Basel, erfüllt von Hoffnungen und Versprechungen und bereits mit Ruhm beladen. Er hatte ja in Basel mit Glück gewirkt und war von einflußreichen Persönlichkeiten gerufen worden. Mit Recht versprach er sich hier eine Stellung, die nach den mühseligen Jugendjahren die ersehnte Anerkennung bringen sollte. In vollem Aufstieg begriffen, träumte er davon, hier voll gewürdigt, mit seiner Eigenart aufgenommen zu werden und so ein schöpferisches Leben verbringen zu können.

Doch es blieb ein Traum. Sein Schicksal wollte es anders. Alles war ihm feindlich: die Autorität der lateinsprechenden Hochschule, die Vorherrschaft der gelehrten Medizin, die durch Konventionen geregelten akademischen Formen. All das war ihm in hohem Maße zuwider. Zuwider auch der raffinierte und witzige Humanismus eines Erasmus. So ergab sich der unausweichliche Zusammenstoß des selbständigen Denkers mit den Nachbetern, des Deutschsprechenden mit den scholastischen Gelehrten, des Antihumanisten mit den Humanisten.

Paracelsus hat nicht gesiegt. Die moderne Auffassung der Welt, die Ausbeutung der Natur fußen auf ganz anderen Prinzipien, gehören zu einer ganz anderen Entwicklung. Und wenn heute eine neue Mode kommt und Paracelsus von den Toten heraufruft, so ist nicht sicher, ob er nicht noch einmal falsch, ja widersinnig aufgenommen wird.

Drum heißt Gedenken auch den Dank des Denkens aussprechen, indem wir uns selber auf den Weg des Denkens begeben. Einen Denker ehren wir, indem wir denken, sagte ein kürzlich verstorbener Philosoph aus der nahen Nachbarschaft. Den Dank auch dafür aussprechen, daß es so etwas wie Hohenheims Denken gibt, daß es uns zur Verfügung steht, auf daß wir weiter denken, auf daß wir uns bemühen, in eine feste Beziehung mit ihm zu kommen.

Wenn so das Gedenken an Hohenheim zur Aufgabe des Weiterdenkens wird, so verpflichten wir uns zu etwas ganz anderem als zum Nachbeten, als zu einem wörtlichen und thematischen Wiederholen. Es gilt vielmehr, Paracelsus' Denken aus seinem eigenen und spezifischen Grunde wiedererstehen zu lassen. Diesen schwierigen Weg müssen wir betreten.

Dieser Wunsch, Paracelsus zu ehren, indem wir uns selber auf den Weg des Denkens begeben, – das ist, verehrte Damen und Herren, der Gruß, den ich hier als akademischer Nachbar herzlich an Sie richten möchte.

Nach einer kurzen Pause, die den vier offiziellen Ansprachen folgte, nahm um 17.00 Uhr die Feier im «Großen Saal» ihren Fortgang; sie brachte als Höhepunkt den Festvortrag von Prof. Dr. Kurt Goldammer, Marburg/Lahn, über «*Paracelsus-Bild und Paracelsus-Forschung*», den er uns großzügig zum Abdruck unter den wissenschaftlichen Beiträgen dieses Bandes (S. 109 ff.) überlassen hat. Wohl keiner unter den Paracelsusforschern seit *Karl Sudhoff* verfügt über eine so weitreichende und tiefgehende Kenntnis des Phänomens Paracelsus wie Prof. Goldammer, und es war deshalb ein Ereignis von besonderer Bedeutung, aus berufenem Munde zu erfahren, wie sehr sich die Darstellung der Paracelsusgestalt im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat, welchen Spannungen und Schwankungen sie eh und je unterworfen war, und wie das Weiterleben und -wirken der wissenschaftlichen Leistung Hohenheims seinen Niederschlag fand in der Dichtung, in der wissenschaftsgeschichtlichen Belletristik, in historisch ernstzunehmenden wie in popularisierenden pseudowissenschaftlichen Darstellungen. Das alles hat zur Entwicklung und Prägung eines Paracelsus-Bildes beigetragen, das allerdings nach dem Stande und mit den Mitteln unserer heutigen Erkenntnis vielfach der Korrektur bedarf. Die Paracelsusforschung sieht sich deshalb heute, sowohl was den Quellennachweis als auch die objektive Freilegung historischer sowie medizin- und wissenschaftsgeschichtlicher Fakten anbelangt, noch einem weiten Betätigungsfeld gegenüber. Alle Anwesenden unterstützten mit starkem Applaus den Dank des Präsidenten an Prof. Goldammer für seinen meisterhaften Vortrag, mit dem der offizielle Teil der Paracelsus-Feier in der «Alten Universität» seinen Abschluß fand.

Die Ehrengäste und Kongreßteilnehmer begaben sich nun in ihre Unterkünfte und trafen sich wieder um 19.00 Uhr am Rheinufer vor den Hotels «Merian» und «Kraft am Rhein» zum gemeinsamen Spaziergang zur St. Alban-Fähre, die sie zum «*Goldenen Stern*», der historischen Gaststätte am anderen Rheinufer, übersetzte, wo die festlich geschmückten Tische sie zum gemeinsamen Nachtmahl erwarteten. Hier durfte sie der Präsident zum geselligen, inoffiziellen Teil des Tages willkommen heißen. Er wollte das Wort «inoffiziell» laut Duden im Sinne von «außerdienstlich», «gemütlich» verstanden wissen, was auch dadurch zum Ausdruck kam, daß auf eine strenge Tisch- und Sitzordnung verzichtet worden war, damit sich alle Gäste möglichst wohl und ungezwungen fühlen und ausgiebig dasjenige genießen sollten, was im Grunde zum Wertvollsten solcher Kongresse gehört, nämlich die belebenden und bereichernden Kontakte. Aus diesem Grunde war auch von den sonst obligaten Tischreden abgesehen worden, mit einer, zudem hochehrföhrlichen, Ausnahme allerdings, als sich der Präsident erhob, um im Namen aller Beteiligten Herrn Bürgermeister Ing. *Jakob Mörtl* seinen Dank abzustatten für die großzügige Spende, die er ihm

als Beitrag der Stadt Villach an die Jubiläumsfeier und die Gedenkstätte in der «Alten Universität» soeben diskret in Form eines Barchecks überreicht hatte: «Wäre Paracelsus jetzt zugegen, sagte er, würde er gewiß in dieser Geste, die Sie, hochverehrter Herr Bürgermeister, ihm zu Ehren getan haben, eine Bestätigung sehen für die Richtigkeit seiner Deutung des alten lateinischen Namens Ihrer schönen Heimat Kärnten, die er bekanntlich, weil er dort aufwuchs, als das «*ander min vaterland*» bezeichnet hat. Kärnten hieß bei den Römern «*Carinthia*», was Paracelsus in seiner «*Chronica des Landes Kärnten*» teils aus rührender Anhänglichkeit, teils wohl auch, um die Kärtner Landstände für die Publikation seiner Schriften günstig zu stimmen, als aus «*caritas intima*», d. h. aus inniger Liebe, entstanden erklärt hat. In der Tat spricht aus diesem Beweis der Großzügigkeit der Stadt Villach eine «*caritas intima*», über die wir uns herzlich freuen. Mögen Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin die Basler Tage in bester Erinnerung bleiben, wie auch wir nicht vergessen werden, daß Sie, zusammen mit Herrn Stadtrat Dr. *Hrazdil*, die lange Reise nicht gescheut haben, um uns die Ehre Ihres Besuches zu erweisen und Ihre Verbundenheit mit den Schweizer Paracelsusfreunden zum Ausdruck zu bringen.» Aus dem weiteren Kreis unserer auswärtigen Gäste – und auch dafür dankte der Präsident nochmals mit Nachdruck – war uns vom Vorstand der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, Salzburg, ebenfalls eine namhafte Ehrengabe zum heutigen Tage zugeflossen.

So herrschte denn eitel Freude unter den versammelten Gästen, und als man beim Kaffee angelangt war, hatte die Stimmung – angefacht von der geistvollen Stegreif-Plauderei, die der Basler Denkmalpfleger *Fritz Lauber* über das Meisterstück zum besten gab, das ihm mit dem Abbruch des alten «*Goldenen Sternens*», der in der Aeschenvorstadt einem Neubau weichen mußte, und dessen originalgetreuer Rekonstruktion an der jetzigen Stelle am St. Alban-Rheinweg geglückt ist – jene Idealtemperatur erreicht, die dem nun folgenden Kurzvortrag von Dr. *Richard Gissler-Weber* aus Jülich im Rheinland angemessen war. Seine Ausführungen, die wir hier mit seiner gütigen Erlaubnis abdrucken dürfen, bewiesen einmal mehr, daß das große Thema «*Paracelsus*», wo man es auch immer anpackt, noch lange nicht erschöpft ist.

Richard Gissler-Weber, geb. 1929



Studium der Volkskunde, Germanistik und Geschichte in München und Göttingen; promovierte 1953 bei Will-Erich Peuckert über «Philosophia adepta bei Paracelsus».

1954 Lehre als Papiermacher, seit 1960 Vorstandsmitglied einer Papierfabrik; Vorsitzender des Industrieverbandes Jülich. Rotarier. Seit 1952 Mitglied der Internationalen, seit 1977 der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft.

Paracelsus zwischen Pergament und Papier

von Richard Gissler-Weber, Jülich

Meine hochverehrten, meine lieben Damen und Herren!

Der Präsident Ihrer Gesellschaft, mein lieber und vertrauter Freund, Herr Prof. Dr. Robert Blaser, hat heute nachmittag in der Alten Universität die Gedenktafel für Theophrastus enthüllt. Mit Rührung und mit Bewunderung habe ich den lapidaren Text in mich aufgenommen; lapidar und adaequat dem kühnen, dem herausfordernden, dem im letzten verzweifelten Wahlspruch und Wappenspruch unseres Patrons, den Sie ja alle kennen: *Alterius non sit qui suus esse potest*. Lapidar, meine Damen und Herren, was ist das? Lapidar ist, wenn man einem Großkönig auf sein Grabmal setzt: «Sterblicher! Ich bin Kyros, Sohn des Kambyses. Ich habe das Perserreich gegründet und über Asien geherrscht. Neide mir nicht dieses Grab.»¹ Lapidar ist, wenn die Kirche einem Blutzegen des Glaubens an den Ort seines Martyriums die Inschrift widmet

Thomas Becket
1118–1170
Archbishop
Martyr
Saint

Lapidar, das ist knapp, kurz, endgültig, ist wie in Stein gehauen, woher es ja seinen Namen nimmt. Lapidar ist nicht papieren. Es ist eine Form, die ihren Namen von dem Material empfängt wie der «Stil» den seinen von dem Schreibgriffel, mit dem die Römer ihre Wachstäfelchen ritzen.

Vielleicht empfindet man die Herleitung der Begriffe von den materialischen Bedingungen als eine Geringschätzung des Geistes; daß aber der Geist solchen Bedingungen ausgesetzt ist, weiß wohl niemand besser als die Schweizerische Paracelsusgesellschaft, die ja vielleicht auch gerne so ausführlich geworden wäre wie die Salzburger Grabmalinschrift, wenn nicht mit den steingemeißelten Worten viele Arbeitsstunden und damit allzu hohe Kosten verbunden gewesen wären. So wurde aus der Not am Gelde die Tugend der Prägnanz. Einer Prägnanz freilich, die schon um 500 v. Chr. zum Stilmittel geworden war, wenn ich unterstelle, daß das Perserreich für seinen Gründer nicht nur wegen des damals geringeren Lohnniveaus auch eine längere Steinschrift hätte finanzieren können.

Denn gerade die Perserkönige ließen ihre Taten auf den Fellen der geschlachteten Opfertiere niederschreiben, und es ist gewiß, daß dieser Schreibstoff viel älter ist als Plinius berichtet, der seine Einführung in das 2. Jahrhundert v. Chr. und in die Stadt Pergamon verlegt, nach der es heute Pergament genannt wird.²

Das Pergament darf wirklich als die Königin der Schreibflächen gelten; es ist von den konkurrierenden Schriftträgern, dem aus Aegypten stammenden Papyrus und dem in China um 105 v. Chr. erfundenen Papier, nicht nur von Materie und Bereitung, sondern auch vom Preis und der Verfügbarkeit her prinzipiell verschieden.

Pergament war der Beschreibstoff der buchliebenden und illuminierten Mönche, aber es wurde auch noch zum Druckträger im Wettstreit mit dem Papier bis hinein in das 17. Jahrhundert.

Mag für die klösterlichen Handschriften Kosten und Verfügbarkeit des Pergaments noch keine entscheidende Behinderung bedeutet haben, so werden diese Faktoren bedeutsam mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die mit der 42zeiligen Gutenberg-Bibel auf 1282 Seiten in Folio zwar nicht ihr erstes aber doch ihr bekanntestes Frühwerk hervorbrachte. Diese erste Auflage betrug etwa 150 Exemplare, davon 30 auf Pergament. Ich entsinne mich einer Vorlesung des berühmten Münchner Historikers Franz Schnabel, der in den späten 40er Jahren über die Reformationszeit Kolleg hielt und dabei mit sonderer Liebe zum Detail vortrug, welche Menge von Kalbshäuten man für ein einziges Pergament-Exemplar der 42zeiligen Gutenberg-Bibel benötigte. An dieser Stelle überhob sich der leichtfertige Student über den bescheidenen Meister, denn den Geist der Hl. Schrift in Kalbfellen zu messen, schien ihm unerträglich. Aus Protest beschloß ich, mir diese

lächerliche Ziffer nicht zu merken – sie lag irgendwo zwischen 200 und 400 Stück, vielleicht auch mehr – und so fehlt sie mir heute als gerechte Strafe, denn von Rechts wegen sollte man eigentlich mit ihr mein Vorhaben eröffnen. Möge der verewigte Franz Schnabel mir verzeihen!

Circa 12 000 Kalbfelle für die kleine Bibliophilen-Ausgabe des ersten Bibeldrucks! – Man wird darum verstehen, daß in Frankreich der Universität Paris gewisse Rechte über alles Pergament des Landes eingeräumt waren.

Die schwarze Kunst des Buchdruckers und die weiße Kunst des Papiermachers aber mußten zusammenkommen, um den neuen Wissenschaften dieses stürmischen Zeitalters rasche und mannigfache Verbreitung zu sichern. Haben vorher ganze Generationen von Mönchen (sofern der Ausdruck erlaubt ist) an einer einzigen Bibel gepinselt, so schaffte es Gutenberg trotz der komplizierten Letterngestaltung in fünf Jahren von 1450–55, – also mutmaßlich 20 Jahre vor Wilhelm von Hohenheims Geburt – und brachte damit nicht nur ein, sondern eben 150 Exemplare an den Leser.

Bücher, bis daher Kostbarkeiten, die in den Libereien der Klöster an Ketten vor Diebstahl gesichert lagen, werden nun verfügbarer, um den Geist der neuen Zeit hinauszutragen.

Das Buch in eigenen Händen, in eigenem Besitz sogar, wird zunehmend zum Mittler der Gelehrsamkeit, was bis daher vor allem den Vorlesungen an den Hohen Schulen vorbehalten war. Wie mancher Student einer späteren Zeit hat sich gefragt, woher denn die Gepflogenheit dieser Vorlesungen komme, wo doch der Meister den Inhalt seines Kollegs schon längst als Taschenbuch veröffentlicht hat.

Freilich nach diesem letzten Weltkrieg versah man sich des Wertes der Vorlesung wieder, wo Bibliotheken zerstört, Verfemtes vernichtet und Neues mangels Geld und Papier nicht gedruckt wurde.

Das Ergebnis stillen Forschens trat damals wieder im Hörsaal neu ans Licht; Kollegnachschriften wurden getippt und bestenfalls hektographiert, sofern nur Wachsmatrize und Papier erreichbar waren. In aller Beschränkung war es eine gute Zeit, unmittelbar, original, mündlich. So, wie manches aus des Paracelsus Munde, erhielten sich viele Forschungen jener Jahre nur in der Form der Vorlesungsnachschrift. Vieles, was auch damals die Zensur unserer Re-Edukatoren nicht hätte passieren können, sprach sich leichter im vertrauten Kreise des Auditoriums. Freilich war der Professor auch hier nie vor Verrätereisicher – Theophrastus so wenig wie in Hitlers Tagen Kurt Huber und die Geschwister Scholl. Aber von diesen nahenden Schatten verdunkelt noch nichts den Sinn des Hohenheimers, als er am 5. Juni 1527 sein Kolleg und mit ihm seine Monarchie ankündigt. Er, der Erfahrene, der Weitgereiste, der durch Studien und Zweifel ging, der in der *adepta philosophia*, der Philosophie der Werkstätten, einen neuen Grund und das

Licht der Natur gefunden hatte, er, der Wortgewaltige und Sendungsbewußte steht hier, an diesem Tage vor 450 Jahren in dieser geehrten und gelehrten Stadt Basel auf dem unbestrittenen Höhepunkt seines Lebens. Er hat die Lehren der alten Autoren, der Autoritäten, erprobt und hat sie zu leicht befunden; er hat «die summa der bücher in St. Johannis feuer geworfen, das alles unglück mit dem rauch in luft gang»³; nun redet er. Und er redet «nit aus den papirischen büchern sonder aus dem buch der natur»⁴. Seine Kollegen, so sagt er in der Intimatio, hängen zum Schaden der Kranken an den Worten des Hippokrates, Avicenna und Galenos, als ob jene aus dem Dreifuß des Apollon tönnten – und er ahnt nicht, daß er selbst schon auf einem Dreifuß sitzt, auf einem Lehrstuhl mit angesägtem Bein. Einen Schleudersitz nennt man solche Sitzgelegenheiten heutzutage, aber wir müssen der Gerechtigkeit halber hinzufügen, daß Paracelsus wirklich alles getan hat, um dessen Mechanismus auszulösen. Liest man seine Schriften, so wie ich eben jetzt, zwar diagonal aber doch allesamt, so wird einem erst in aller Deutlichkeit klar, wie tief der Sturz ist, den er mit dem Weggang von Basel erleidet. Denn Heilen ist viel, aber Lehren ist – will einer die neue Monarchie der Medizin heraufführen – Lehren ist mehr! Daß man ihm den Lehrstuhl wegzog, das vergleicht sich, als hätte man dem Christoph Columbus die «Santa Maria» weggenommen und stattdessen das Fährschiff zwischen Dover und Calais gegeben. Daß danach er im Elsaß wunderbare Heilungen vollbrachte, daß er tobte und daß er soff, daß er bei Nacht seine wilden Schmähungen und brennenden Gedanken diktierte, daß er haderte und hoffte, die Basler möchten ihn zurückholen: den Oporinus hats gewundert – mich wunderts nicht.

Unsere Zeit, unsere Paracelsusforschung hat es der Stadt Basel und den anderen Ärzten sehr verübelt, den Sturz eines Theophrastus bewirkt und geduldet zu haben. Aber trotz allem Leid, trotz der neuen Einsamkeit, die sie dem Eremita zufügten, gaben mir die Jahre auch ein tiefes Mitgefühl für sie. Denn wer ist schon so beschaffen, das Genie vor seiner Zeit zu erkennen, seine Schmähungen zu ertragen, die Frucht der eigenen Studien gering zu achten und den Broterwerb für Frau und Kinder hintan zu setzen um einer neuen, einer wilden, einer abenteuerlichen Wahrheit wegen? Wer läßt sich klaglos Gaukler und Betrüger schelten, wenn er doch handelt nach dem Doktoreid? Das ist doch, meine Herren Mediziner, als käme heute einer daher und hieße Sie alle Lumpen und Verbrecher, weil Sie den Krebs nicht heilen können, was heutzutage doch keiner kann – und er vielleicht, er könnt's.

Den Schaden, leider, hat allein die Kunst!

Martin Luther hat, so sagt man, die deutsche Hochsprache geschaffen, indem er sie *schrieb*. Paracelsus aber machte sie akademisch indem er sie *sprach*. Ob es lieblich geklungen habe, weiß ich nicht. Sehe ich aber auf das bekannte Bildnis des Erasmus (das erste meine ich,

nicht das kleine), so denke ich, er habe sich die Ohren zugehalten und sich entsetzt vor dem vermeinten Unflat abgewendet. Er kannte ja auch noch nicht die heutige studentische Diktion! «darumb aber das ich allein bin, das ich neu bin, das ich deutsch bin, verachtet drumb meine schriften nit und lasset euch nit abwendig machen!»⁵ Die Deutschen also kriegen ihre Sprache; zugleich aber verliert die Wissenschaft jene grenzüberschreitende Internationalität, die vielleicht ihr kostbarstes Geschenk an das nachkarolingische Abendland war – vielleicht aber auch nicht! Paracelsus hat den Basler Sturz nie verwunden – immer wieder bricht es aus ihm heraus, bis in seine letzten Jahre: «Basel erhilt mich in irer hohen schul, zehete mich, ich geb ergernus mit solchen leren; wie kan ich aber weisen leuten ein ergernus geben ...?»⁶ Oder: «und wiwol ich zu Basel nicht mit kleinem fleiß ein solchs angefangen ... rauh und reß sind die wind, zu vertreiben den professor»⁷.

Der Mann, der «euer aller patron und fürst noch werden wird»⁸, der die Bücher verachtet, der sich berüht, daß seine Bibliothek nicht mehr denn sechs Blätter enthält⁹, der muß nun zum geschriebenen Wort die Zuflucht nehmen, soll anders seine Lehre nicht verloren sein. Gewiß, zumeist ist seine Schreibe eine Rede, das Diktat ein brausender Katarakt, viel wilder als das selbstgeschriebene Wort – denn er ist der Verkündung ex cathedra beraubt und leidet dran.

«nachdem ich hab lassen ausgehen aus bezwungener not etliche bücher in der arznei ...»¹⁰

Wer je die himmelstürmenden Passagen: «ir mir nach, nit ich euch nach»¹¹ laut für sich zelebriert hat, der mag ermessen, wie solches Feuer brennt wo es nicht widerscheinen darf. Wäre der Johann Gensfleisch nicht 80 Jahre vor ihm gewesen, hätten nicht im späten 14. und nachfolgend im 15. Jahrhundert die Papiermühlen ihr Stampfen und Hämmern begonnen, um den vor eineinhalb Jahrtausenden erfundenen Werkstoff nun auch in Deutschland herzustellen, nichts wäre von den Worten und Werken des Hohenheimers je auf uns gekommen. Denn des armen Paracelsus reiche Sprache wäre wohl weder von ihm noch gar von einem anderen auf dem teuren und kostbaren Pergament festgehalten worden. Er ahnt das selbst, denn ich fand vor Jahren eine Textstelle bei ihm, «es möchten vil teurer kühheit nit klecken»? die ich nun in der Eile vergeblich suchte. Aber das Papier, nun seine andere Atemluft, vermag er nicht zu lieben. Zu tief sitzt der Gram ob des verlorenen Wortes. Wo er ein Nachwort schreibt, so geht es an die «discipuli, auditores und leser», denn sie sollen «dankbar sein einer löblichen lantschaft des erzherzogtumbs Kernten, welche als Moecenas nicht nach gunst sonder nach ansehen der biligkeit dise arbeit an tag zu bringen sorg getragen hat»¹². Dies ist geschrieben im Jahre 1538, zehn Jahre nach dem Verlust des Lehrstuhls und doch immer noch wie ein Professor.

Der Dank für die Drucklegung aber war vergeblich. Auch diese Schrift «Labyrithus medicorum errantium» ist zu seinen Lebzeiten nicht erschienen.

Erst hatte man ihm das Wort genommen, danach auch noch die Schrift. Nur das bescheidene Papier, für ihn ein Inbegriff des Maulkorbs sowie der falschen Lehre der Alten und der andern, dieses zergängliche Ding, bewahrte ihm die Treue und erhielt uns seine Worte. Er aber hat es nie geliebt, oder doch höchstens wie der Einbeinige seine Krücken. «nun habt die rechnung von mir, waraus ich red und schreib und was mein grunt sei und deren so ir aus meiner secten zusein meinert, wie vil erlicher und stathafter sie gegrünt seind dan ir, die da nichts anderst wissen, dan auf das papir zu zeigen, das im nechsten wasser zerschwimbt und aus alten hadern gemacht wird. und wie daselbig ist, also haderei ist auch, da ir darauf finden und ler der hadern und lumpen.»¹³

Das beliebte Wortspiel um das Papier, seinen Rohstoff, seine Hersteller und Benutzer hat bei Paracelsus aus den genannten Gründen keinen versöhnlichen Ausklang wie in den alten Handwerksrätseln, die freilich wohl von Zunftangehörigen gedichtet worden sind:

«Mein Vater war ein Lump,
meine Mutter eine Fetzen,
am Bach bin ich geboren
und bin doch die edelste Creatur
die Pöpst, Kaiser und König
in Händen und Ehren halten.»

Meine Damen und Herren! Es ist mir eine Freude und große Ehre an diesem Tage und diesem Ort in paracelsis zu sprechen, auch wenn er des Papiers keine hohe Meinung hatte und nun ich, nach einer paracelsischen Studienzeit zu Füßen des großen Will-Erich Peuckert seit 23 Jahren ein Papiermacher worden bin. Das sind so viele Jahre wie von Paracelsi mutmaßlicher Promotion bis zu seinem Tod, der ihn heimholte, als auch er im 48. Jahr seines Lebens stand. Lassen Sie mich meinen Dank an den Geist abstaten, indem ich dem Papier weiter diene; gestatten Sie mir einen Gruß über Gräber an die Papiermacher aus des Paracelsus Zeiten, und seien Sie selbst bedankt und begrüßt mit dem alten Zunftsspruch unserer weißen Kunst:

«Mit Gunst, von wegen's Handwerk»!

Anmerkungen: (1) Inschrift des Mausoleums für Kyros, gestorben 529 v. Chr., in den kgl. Gärten zu Pasargadä, nach der Überlieferung des Arrian. – (2) Armin Renker: Das Buch vom Papier. Insel Verlag 1934, 4. Aufl. 1951, S. 23. – (3) Paracelsus: Sämtliche Werke, ed. Sudhoff, VIII, S. 58. – (4) ebd. XI, 174f. – (5) ebd. VIII, 201. – (6) ebd. IX, 327. – (7) ebd. IX, 121. – (8) ebd. VIII, 157. – (9) ebd. VIII, 33. – (10) ebd. VIII, 135. – (11) ebd. VIII, 56. – (12) ebd. XI, 219. – (13) ebd. VIII, 220.

Als der Beifall verebte war, der dem brillanten Vortrag folgte, wurde es allmählich Zeit, an den Heimweg zu denken. Obwohl damals in Basel eine verlängerte «Freinacht» bis morgens 4 Uhr in Aussicht stand, machte sich jetzt doch bei einzelnen, zumal den weithergereisten, die Müdigkeit geltend. Die meisten jedoch verzichteten darauf, sich per Taxi nach Hause fahren zu lassen, und zogen es vor, sich unter der Führung Ortskundiger einem Rundgang durch das bunte Treiben des «Basler Stadtfestes» in den romantischen Winkeln der Altstadt anzuschliessen. Eine fröhliche Gruppe Unentwegter setzte sich sogar zu später Stunde noch zu einem Schlummertrunk auf der fastnächtlich dekorierten Rheinterrasse vor der «Alten Universität» zusammen, bis man sich endlich mit der Versicherung voneinander verabschiedete, sich anderntags punkt 10 Uhr 30 frisch und ausgeruht vor jenem Hause einzufinden, in dem einst Paracelsus den Buchdrucker Froben heilte und mit berühmten Männern wie Erasmus von Rotterdam zusammentraf, an jenem Ort mit dem makabren Namen «Totengässlein Nr. 3».

Das Programm des zweiten Versammlungstages sah am Sonntagvormittag zwei alternative Besichtigungen von kulturhistorischem Interesse vor: die eine – unter Führung von Frau *Lydia Mez-Mangold* – galt dem Besuch des *Schweizerischen Pharmazie-historischen Museums* in Frobens einstiger Offizin im «Haus zum Sessel» am Totengässlein, die andere – mit dem Kantonalen Denkmalpfleger Architekt *Fritz Lauber* als gewiegttem Cicerone – einem Gang durch das gegenüberliegende *Basler Stadthaus* aus dem 18. Jahrhundert. Beide Veranstaltungen fanden erfreulich regen Zuspruch. Um den Tagungsteilnehmern das dort Erlebte in Erinnerung zu rufen und denen, die damals nicht dabei gewesen sind, mindestens einen Eindruck dessen zu vermitteln, was ihnen entgangen ist, haben wir Frau *Mez-Mangold*, die charmante Konservatorin des Museums, und Herrn *Lauber*, dessen Bemühungen man die Rettung und stilgerechte Restaurierung des Basler Stadthauses verdankt, gebeten, für die vielen Besucher, die damals ihren Ausführungen mit Interesse gefolgt sind, das Wesentliche in knapper Form festzuhalten:

Ein Besuch im Schweizerischen Pharmazie-historischen Museum

von Lydia Mez-Mangold, Basel

Das Schweizerische Pharmazie-historische Museum darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, das älteste rein pharmaziegeschichtliche Museum der Welt zu sein. Es ist eine Gründung des in Basel tätig gewesenen Apothekers Prof. Dr. Josef Anton Häfliger, der im Jahre 1925 seine wertvolle Privatsammlung pharmazeutischer Altertümer der Universität Basel schenkte. Diese großzügige Donation bildete den Grundstock des Museums, dessen Bestände im Verlauf der Jahre durch Ankäufe und Schenkungen beträchtlich vermehrt wurden. Heute stellt sich sogar das Problem eines akuten Platzmangels, viele interessante Exponate, vor allem aus dem 19. Jahrhundert, können leider nicht ausgestellt werden. Professor Häfliger ist es zu verdanken, daß uns viel wertvolles und zum Teil unersetzliches Kulturgut aus alten Offizinen erhalten geblieben ist. Die vielfachen Berührungspunkte seines Berufes mit den Naturwissenschaften in deren historischen Erscheinungen wie auch mit der Kulturgeschichte im allgemeinen faszinierten Häfliger. Er brachte deshalb im Museum auch Gegenstände unter, die früher arzneilichen Zwecken dienten, die jedoch den heutigen Besucher fast skur-



Abb. 12

Eine Besuchergruppe im Innenhof des Hauses «zum Sessel». In der Mitte: die Konservatorin Frau Lydia Mez-Mangold (Photo Roland Gerber)

ril anmuten wie die Heilamulette und die Gegenstände des Medizinalmystizismus.

Der große Saal im ersten Stock des Museums führt den Besucher anhand der ausgestellten Objekte durch die Frühgeschichte nicht nur der Pharmazie, sondern der Heilkunst überhaupt. Viele der Gegenstände stehen mit magischen Heilvorstellungen im Zusammenhang wie die Mandragora, ein Nachtschattengewächs, das im deutschen Sprachgebiet auch unter dem Namen Alraune bekannt ist. Durch die menschenähnliche Form der Wurzel und wegen ihrer narkotischen Eigenschaften wurden ihr schon im Alten Aegypten okkulte Kräfte zugeschrieben. Sie sollte unverwundbar machen, in Zauber- und Liebestränken spielte sie eine oft unheimliche Rolle, und die Zauberwurzel sollte unfruchtbaren Frauen zum erhofften Kinderseggen verhelfen.

Viele der alten Heilmittel basieren auf der Lehre der Signatur, einer Anschauung, die schon im Altertum bekannt war. Ihr Erneuerer und glühender Verfechter war Paracelsus. Nach seiner Auffassung waren die Arzneien um der Krankheit willen von Gott geschaffen, und es galt vor allem, die immateriellen Kräfte zu erkennen und zu erschließen, die einem Stoff inhärent sind. Dazu sollten die sinnlich wahrnehmbaren äußerlichen Eigenschaften hinführen, sofern die mit der Form eines erkrankten Organs oder eines Krankheitssymptoms übereinstimmen. Paracelsus schrieb über die Signatur: «Ihr sehet, daß alle Corpora



Abb. 13

Der Fachwerkbau auf der linken Bildseite beherbergt das Schweizerische Pharmaziehistorische Museum.

Formas haben, in denen sie stehend: also haben auch Formas alle ihre Arzney, so in ihnen sind.»

In den Vitrinen des erwähnten Saales im ersten Stock findet der Besucher zahlreiche Drogen, die mit der Signatur in Zusammenhang stehen wie z. B. den Badeschwamm, der seiner Form wegen als Kropfheil- mittel in Form von Asche gebraucht wurde, welches dank seines Jodge- haltes seine Wirkung nicht verfehlte.

Unter den Heilamuletten finden sich zahlreiche Stücke aus Korallen, Achat, Malachit oder Lapislazuli. Kostbare Steine galten schon im Altertum als Träger heilender Kräfte. In späterer Zeit legten besonders die Araber großen Wert auf die Edelsteintherapie. In pulverisierter Form wurden sogar Smaragde und Saphire unter die Medikamente ge- mischt.



Abb. 14

Ein kostbares Exemplar der «Grossen Wundartzney» des Paracelsus aus dem Besitz des Museums.

Ein auf Pergament geschriebenes Rezept macht den Besucher auf den Theriak aufmerksam. In einer Vitrine befinden sich einige Ingredienzien für dieses durch die Jahrhunderte begehrte Mittel. Es soll auf einen König aus Pontus am Schwarzen Meer zurückgehen, dessen Leibarzt etwa 54 Bestandteile in ein Gegengift, eine Panacea, verarbeitete. Griechisch-römische Ärzte im alten Rom, wie Andromachos, der Leibarzt des Kaisers Nero, änderten die Zusammensetzung, indem sie u. a. Vipernfleisch zufügten, denn da es sich um ein Gegengift handelte, mußte ein starkes Gift in den Theriak, und bis ins 17. Jahrhundert nahm man an, daß der ganze Körper einer Giftschlange tödlich wirke. Im Verlauf der Jahrhunderte wurde der Theriak zum eigentlichen Wundermittel, und von seiner Kostbarkeit zeugen noch heute die prunkvollen Standgefäße in alten Apotheken und in Museen.

Andere Sehenswürdigkeiten dieses Saales sind die Siegelerden sowie der Stoßzahn eines Narwals, der als «Einhorn» nicht nur in der Sage, sondern auch in der Heilkunde jahrhundertlang eine wesentliche Rolle gegen Pest und Vergiftungen spielte.

Der anschließende schmale Raum zeigt alte Taxvorschriften, kalligraphisch einwandfreie Apothekerdiplome aus dem 18. Jahrhundert, handgeschriebene Rezeptbücher und Kräuterbücher aus dem 16. Jahrhundert mit ihren von Meisterhand ausgeführten Illustrationen. Entzückend sind die formschönen Haus- und Reiseapotheken. Eine homöopathische Taschenapotheke mit Seidenstickerei dürfte aus dem Besitz einer zartbesaiteten Dame des Biedermeier stammen. Eine Rarität ist die Pravaz-Injektionsspritze. Der französische Arzt Pravaz führte in den 1830er Jahren dies subkutane Injektion in die Therapie ein, und das Museum ist stolz, eine seiner noch erhaltenen Spritzen zu haben.

In weiteren Räumen des ersten Stockwerks kann sich der Besucher über afrikanische Heil- und Zaubermittel orientieren, eine Vitrine enthält alte Pharmakopöen und magische Heilgefäße. Im kleinen Vorraum, der in das obere Stockwerk führt, befindet sich in einer Wandvitrine eine ansehnliche Sammlung von Mikroskopen; die Entwicklung dieses für die Forschung so wichtigen Instrumentes ist hier auf das beste dargestellt. Ferner gibt es hier alte Laborgeräte, Pillenvergolder, Räucherapparate und die berühmte Zündmaschine des Physikers und Chemikers J.-W. Döbereiner (1780–1849) zu bewundern.

Eine Sehenswürdigkeit, nicht nur des Museums, sondern Basels überhaupt, ist die gotische Hauskapelle aus dem späten 15. Jahrhundert mit ihren eleganten Rippengewölben. Heute enthält dieser Raum eine getreue Nachbildung eines Apothekerkabinetts aus dem 16./17. Jahrhundert.

Im zweiten Stock findet der Besucher im ersten kleinen Raum Instrumente zur Feststellung des spezifischen Gewichts sowie Rezeptur- und

Analysenwaagen. Die Münzwaagen, von denen eine beachtliche Anzahl ausgestellt ist, wurden früher von allen Handeltreibenden gebraucht, um die Edelmetallmünzen auf ihr exaktes Gewicht zu prüfen. Eine Sehenswürdigkeit sind die sogenannten «Nürnberger Einsatzgewichte» aus dem 16. Jahrhundert, bei denen die verschiedenen Näpfchen je eine Gewichtseinheit darstellen. Der Mantel dieser Gewichtssätze besteht aus reich bearbeiteter Bronze, oft zieren Fabelwesen die schweren Deckel.

Von dem grünen Holzwerk der Empire-Apotheke heben sich die zahlreichen Standgefäße aus Opalinglas, Porzellan und Fayence vorteilhaft ab. Ein reich gearbeitetes vergoldetes Aufhängegeritter für Waagen besticht durch seine elegante Form. Ein weiteres Laboratorium aus dem 18./19. Jahrhundert vermittelt die etwas geheimnisvolle Atmosphäre einer ehemaligen Alchimistenküche, doch kann sich der Besucher im nächsten Raum, der herrlichen Innsbrucker Hofapotheke, erholen. Auftraggeber dieser repräsentativen Barock-Offizin war ein Herr Lemmen von Linsingburg, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts Besitzer der Apotheke in der Hofgasse zu Innsbruck war. Der Titel «Hofapotheke» bezog sich auf die Lage, doch waren die Besitzer dieser Offizin oft Hoflieferanten der Erzherzöge von Tirol. Die Apotheke mit dem geschnitzten Holzwerk wird zu Recht von den meisten Besuchern als das eigentliche Juwel des Museums bezeichnet.

Im großen Oberlichtsaal befindet sich eine reiche Sammlung von Apotheker-Keramik; Prunkstücke unter diesen Exponaten sind die italienischen Majolica-Gefäße aus dem frühen 16. Jahrhundert. In anderen Vitrinen befinden sich Sammlungen alter Laborgläser und Mörser aus verschiedenen Materialien; sogar ein Elfenbeinmörser aus Goa hat hier seinen Platz gefunden. Bildliche und halbplastische Darstellungen der Schutzpatrone der Ärzte und Apotheker, der Heiligen Cosmas und Damian, zieren eine der Längswände. In der großen Wandvitrine sind Holzplastiken der Pestheiligen Rochus und Sebastian zu sehen sowie eine von Meisterhand hergestellte Apothekerwaage aus dem 16. Jahrhundert. Eine in Bismuthmalerei verzierte Feldapotheke aus Graubünden trägt auf einer Schublade die Aufschrift «Apparatus». Darin wurden die Instrumente des Feldschers aufbewahrt, der den Verwundeten, so gut es ging, Erste Hilfe leistete, Wunden ausbrannte und wohl auch zertrümmerte Glieder amputieren mußte.

Trost für den Menschen in seelischer und körperlicher Not brachte die leicht naive Darstellung «Christus als Apotheker», die ebenfalls im Oberlichtsaal zu sehen ist. Diese Art Bilder waren im Barock besonders in Bayern, Österreich und auch in der Schweiz beliebt. Der Heiland hält die Waage, das Symbol der Seelenwaage, in der einen Hand. Mit der anderen füllt er eine Droge, die eine der christlichen Tugenden darstellt, in die zu leicht befundene Waagschale, eine Interpretation der



Abb. 15

Das in Frobens einstiger Hauskapelle rekonstruierte Laboratorium eines Alchimisten.

christlichen Gnade, die bestimmt früher manch bedrücktes Gemüt ge-
tröstet hat.

Nach Beendigung des Rundgangs durch das Museum lohnt es sich,
einen Augenblick in dem romantischen Innenhof der Liegenschaft zu
verweilen. 1507 wurde der Druckerherr Johannes Froben Besitzer des
Hauses. Er richtete hier seine Offizin ein. Froben sympathisierte mit
dem Humanismus, und zu seinen Freunden zählten Gelehrte wie Eras-
mus von Rotterdam, der hier zeitweilig als Gast von Froben wohnte.
Wie bekannt, wurde Paracelsus anno 1527 aus Straßburg nach Basel
gerufen, um Froben von einem schweren Beinleiden zu heilen. Der
dankbare, von seinen Schmerzen erlöste Froben veranlaßte, daß Para-
celsus zum Stadtarzt von Basel und zum Professor an der Universität
ernannt wurde. Der dramatische Aufenthalt des großen Arztes und das
traurige Ende seiner Basler Karriere sind leider nur zu bekannt: als be-
sonders sehenswerte Leihgabe hatte das Basler Staatsarchiv das einzi-
ge erhaltene Original der gegen Paracelsus gerichteten Spottverse
«Manes Galeni adversus Theophrastum sed potius Cacophrastum»
beigesteuert. So dürfte für die Paracelsusfreunde, die zur Jubiläumsta-
gung nach Basel gekommen waren, der Besuch unseres Museums weit
mehr als ein Anschauungsunterricht für pharmazeutische Altertümer
gewesen sein, ist es doch, als könnten die alten Mauern des Hauses uns
noch ein wenig von der markanten Persönlichkeit des einzigartigen
Hohenheimers mitteilen.

Vom einstigen Posthaus zum heutigen Stadthaus in Basel

von Architekt Fritz Lauber, Basel *)

Das aus mittelalterlichen Botenverbindungs- und Geleitbefugnissen im 16. und 17. Jahrhundert entstandene Alleinrecht des Staates, schriftliche Mitteilungen und verschlossene Sendungen beschränkten Gewichtes sowie Personen regelmäßig zu befördern, kam in der alten Eidgenossenschaft den einzelnen Ständen zu. Ihnen war anheimgestellt, dieses hoheitliche Privileg selbst auszuüben oder es unter anderem auch an Einzelpersonen zu verpachten.

Im oben erwähnten Zeitraum lag in Basel das Postwesen vorerst in privaten Händen, wobei dessen Überwachung im Auftrag des Rates die «Zunft zu Gartnern» besorgte. Von 1682 an stand es sodann unter der direkten Leitung einer von der Obrigkeit eingesetzten neuen Institution, nämlich des Directoriums der Kaufmannschaft, welches die bedeutendsten Handelsleute in der Stadt am Rheinknie umfaßte – und das als eigentliche Vorgängerin der heutigen Handelskammer gilt. Stetige Zunahme und Verdichtung der Aufgaben zwangen im Verlaufe mehrerer Dezennien wiederholt zu Domizilwechseln: Anstelle der für den Betrieb zu klein gewordenen Liegenschaften mußte man größere kaufen, herrichten und beziehen.

Im Jahre 1717 hat die Leitung diesen öffentlichen Dienst in das eigens für diesen Zweck erworbene und umgebaute «Haus zum Geist» verlegt, welches an der Ecke des Totengäßleins und der ehemaligen Unteren Schneidergasse (jetzt Stadthausgasse) die linke Hälfte des heutigen Stadthauses einnahm. Nachdem ein halbes Jahrhundert später der Raumbedarf des Betriebes erneut stark angewachsen war und im Jahre 1770 fachkundige Gutachter das alte, zu knapp gewordene Gebäude außerdem für baufällig und nicht mehr reparatur-, geschweige denn erweiterungsfähig erklärten, ermächtigte der Rat das Directorium, die nötigen Vorkehren zur Erstellung eines Neubaus für die zentrale Poststation einzuleiten.

Gestützt auf diesen wichtigen Vorentscheid schritt man unverzüglich an die Verwirklichung des großen Vorhabens, über das wir, dank vorhandener amtlicher Sitzungsprotokolle, in allen seinen Belangen genau orientiert sind. Da auch die guten Geschäftserträge die gewünschte Errichtung eines repräsentativ gestalteten und geräumig

*) Fritz Lauber ist, seit seinem Ende 1977 erfolgten Rücktritt als Kantonaler Denkmalpfleger, stets noch als Vize-Präsident und Mitglied der Eidgenössischen Kommissionen für Denkmalpflege, Natur-, Heimat- und Kulturgüterschutz sowie als Experte der Schweizerischen Unesco-Kommission tätig. *Die Redaktion.*

dimensionierten Palais begünstigten, erwarb man sogleich zur Arrondierung der vorhandenen Parzelle die an den bisherigen Besitz anstossende Nachbarliegenschaft «Zum oberen freien Haus» (rechter Teil des heutigen Stadthauses). Alsdann ließ das Directorium von verschiedenen tüchtigen Baumeistern Pläne für ein über beide Grundstücke sich erstreckendes Gebäude ausarbeiten. Schließlich hat dieses Gremium anhand mehrerer vorgelegter Entwürfe im Jahre 1770 «für gut befunden, daß der Werenfelsische Plan vollführt werden soll».

Der schriftliche Vermerk bezeugt in klarer Weise, daß der in Basel heimisch und seit 1748 hier auch zünftige Samuel Werenfels (1720–1800) Projektverfasser des Bauwerkes gewesen war. Die protokollarische Notiz ist insofern bedeutungsvoll, weil der genannte Fachmann in der Gründungsurkunde nicht erwähnt wird, welche sonst alle an der Ausführung beteiligten Künstler und Handwerker mit Namen festhält. Diesen begabten Architekten, Sproß einer alten Theologen- und Goldschmiedfamilie, hat man damals in unserer Gegend, neben seinem drei Jahre älteren Kollegen Johann Jacob Fechter, als hervorragendsten Baumeister eingeschätzt. Ihm verdankt unsere Stadt als beachtenswerte Schöpfungen ebenfalls die Häuser «Zum Dolder» am Spalenberg 11, «Zum Delphin» an der Ecke Bäumleingasse–Rittergasse, «Zur hohen Sonne» an der Rittergasse 21, «Zum Raben» an der Aeschenvorstadt 13 sowie den «Wendelsdorfer Hof» (sog. Weißes Haus) und den «Reichensteiner Hof» (sog. Blaues Haus) am Rheinsprung. Mit den erwähnten, aber auch anderen Werken, vermochte er in der zweiten Hälfte des Dixhuitiemes das Antlitz unserer Stadt an verschiedenen Stellen neu zu prägen.

Im Jahre 1771 wurde mit der Verwirklichung der wohlüberlegten und gut abgewogenen planlichen Anordnungen begonnen. Bald darauf erfolgte die feierlich begangene Grundsteinlegung. Bei dieser festlichen Handlung, welche eine nähere Betrachtung verdient, kam auch die gravitatische Gesinnung der Bauherrschaft recht deutlich zum Ausdruck.

Wie Schilderungen dieses Aktes entnommen werden kann, versammelten sich die Mitglieder des Directoriums in der Schlüsselzunft, um sich in Kutschen zur keine 300 m entfernten Baustelle fahren zu lassen. Dort hielt ihr greiser 86jähriger Präsident, Johann Lucas Iselin (1685–1774), der weit über Basel hinaus in großem Ansehen und hohen Würden stand, viele wichtige Stellungen im öffentlichen Leben innehatte und, wie es hieß, «an Einsicht und Klugheit die meisten seiner Mitbürger übertraf», vor den versammelten Bauleuten und viel anteilnehmendem Volk eine magistrale Ansprache. Er beendete sie mit dem bekannten, auch heute noch Gültigkeit habenden lateinischen Spruch: *Qui aedificat in publico, multos habet censores* (Wer öffentlich baut, hat viele Richter). Darauf bestiegen die Herren wieder ihre



Abb. 16
Heutige Ansicht der Vorderfront des Basler Stadthauses an der Stadthausgasse 13
(Photo Peter Heman)

noblen Fuhrwerke, um sich zu einem solennen Bankett ins Zunfthaus «Zum Schlüssel» zurückzugeben.

Die Errichtung des neuen Posthauses, das zugleich Sitz des Directoriums der Kaufleute werden sollte, war in Basel die einzige Staatsbauaufgabe, welche sich dem Gemeinwesen während der ganzen barocken und frühklassizistischen Epoche stellte. Im Wissen um die Seltenheit eines solchen Anlasses ist man in enger Zusammenarbeit von Bauherrschaft und Architekt mit noch viel mehr erprobtem Kunstsinne und bewährtem handwerklichen Geschick an die praktische Realisierung des Werkes herangegangen. Obwohl die meisten Arbeiten und Lieferungen an das hiesige Gewerbe verdingt worden sind, vergab man nicht wenige anspruchsvolle Spezialaufträge auch an auswärtige Künstler und Firmen; so ließ die Leitung des Unternehmens etwa die bemalten Dessus de porte in Frankfurt, die Gobelins in Aubusson, andere Wandbespannungstoffe in Lyon, Nancy oder Amsterdam und das repräsentative Mobiliar in Besançon anfertigen. Nach beendeter Ausführung konnte im Juli 1775 der Postmeister seine Wohnung im zweiten Stockwerk und im Herbst desselben Jahres die Verwaltung ihre Büros im Parterre beziehen. Einige wenige Ausstattungsvorkehren ließen noch etwas länger auf sich warten; die Vollendung der hübschen Ausschmückung des Vestibüls in der ersten Etage ist zum Beispiel auf einer Supraporte mit der Jahreszahl 1786 festgehalten.

Gemäß zeitgenössischen Berichten stauten sich bereits nach der Betriebsaufnahme vor dem neuen palastähnlichen Hause an der zu jener Zeit verkehrsreichen Unteren Schneidergasse (heutige Stadthausgasse) täglich oftmals die Postwagen. Darunter waren sowohl jene leuchtendgelben der königlich-französischen Messagerie als auch die dunkelgrünen der Kaiserlichen von Thurn und Taxis zu erblicken. Und drinnen in den Lokalitäten der Post drängten sich wartende und ankommende Leute. Über den gewonnenen ersten guten Eindruck hinaus glaubten die meisten von ihnen – und zwar nicht nur die Einheimischen, sondern ebenfalls die zugereisten Fremden – feststellen zu dürfen, daß nun Basel weitherum die stattlichste und vornehmste Postgebäudelichkeit besitze. Auch sachlich urteilende Berufskollegen des hierfür verantwortlichen Architekten spendeten Beifall. Das Werk lobte seinen Meister.

Bestaunt wurde damals vor allem die ganz aus rotem Sandstein gearbeitete und über drei Geschoße verfügende Hauptschaufront, welche dem Haus gegen die frühere Schneidergasse vorgestellt ist (Abb. 16). Ihr fast quadratischer Aufriß scheidet sich in einen das Parterre umschließenden niedrigen Unter- und einen die beiden Etagen umfassenden hohen Oberbau. Beiden Fassadenabschnitten sind zudem zwei aufeinander abgestimmte, axialsymmetrisch angelegte klassische Ordnungsgestelle vorgeblendet, die sie durchgehend in einen schmaleren Mittelteil und in je eine gleich breite linke und rechte Außenseite gliedern. Auch dem von vier Wandpfeilern getragenen und kräftig bemessenen Horizontalgurt des als schwere Sockelzone ausgebildeten Erdgeschosses setzen ebensoviele aber kolossal dimensionierte korinthische Pilaster an, welche sich durch zwei Stockwerke hinaufziehen; diese große tektonische Instrumentierung faßt die beiden oberen Etagen zusammen und schließt, über Gebälk- und Friesbändern, mit einem weitausladenden Kranz- bzw. Dachgesims an der Fußlinie der hoch aufragenden Mansarde-Ziegelhaube ab. Die fünfachsigige Front hat im Parterre rund- und in den oberen Etagen stichbogig endende Fenster; jene Lichtöffnungen des ersten Stockes sind zu dessen Auszeichnung als Triumphgeschoß deutlich höher als die übrigen ausgeführt. Eine sparsam an wichtigen Stellen angebrachte bildhauerische Bauzier tritt als erlesener Fassadenschmuck auf.

An der klar und prächtig konzipierten Hauptschauseite empfand seinerzeit jeder Betrachter als sehr ungewöhnlich, daß sie sich von den übrigen Außenfronten deutlich abhebt und monumentale Züge aufweist; neuartig erschien ihm ferner deren Gestaltung mit herkömmlichen, jedoch zurückhaltend verwendeten Spätbarockelementen in Verbindung mit streng geometrisch auftretenden, fortschrittlichen Formen des Frühklassizismus; und für nicht alltäglich erkannte man das Bemühen, in der Erscheinung des Hauses auch dessen öffentlichen Charakter etwas zu betonen.

Spontanes Entzücken löste ebenfalls der mit hübschen Rundbogenarkaden gesäumte Hof aus, deren spritzigen Akzent die Brunnennische mit ihrem Wassertrog darstellt (Abb. 17). Und von etwelcher Bewunderung erfüllt sind all jene bevorzugten Personen gewesen, denen der Zutritt zum ersten Stockwerk, der Bel-Etage und eigentlichen Unterkunft des Directoriums der Kaufmannschaft, erlaubt war. Ihnen öffneten sich in dem mit feinem, neuartigem Zierat dekorierten Vestibül die Türen zu den Intérieurs zweier wohlproportionierter, gediegen ausgestatteter und erlesen eingerichteter Sitzungsräume. Das kleinere Gemach der beiden, dessen Wände mit kostbarsten Gobelins bespannt sind, die gewirkte Flußlandschaftsszenen zeigen, ist in seiner Ausstaffierung noch vom Übergang des Louis XV zum Louis XVI geprägt. Im großen Saal jedoch, der ein feingliedertes mit vergoldeten Holzschnitzereien geschmücktes Eichentäfer hat, über zwei prächtige, mit goldenen Bändern und ebensolchen Girlanden behangene weiße Kachelöfen verfügt und von bronzenen Wandappliken und gläsernen Deckenleuchtern beleuchtet worden ist, gelangte sodann der moderne Zopfstil uneingeschränkt zur alleinigen Herrschaft (Abb. 18).

Jedem Besucher, dem man hier Einlaß gewährte, wurde bewußt, daß er sich in einem qualitativ voll entworfenen und verwirklichten Raumgebilde von beglückender Schönheit befindet, das Werenfels ohne schwingvolle Bewegungen, dafür, dem neuen Ideal entsprechend, mit geraden Linienführungen und straffen Flächen- und Körperformen ausgebildet hat.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, das heißt zu Beginn der Helvetik, ist das Directorium der Kaufmannschaft entmachtet, das Postwesen zum alleinigen Staatsregal der Republik erklärt und mit Gesetz vom 15. November 1798 beschlossen worden, diese Obliegenheiten in eigener Regie zu betreiben sowie einheitliche Taxen einzuführen. Bei der Trennung des städtischen und kantonalen Vermögens anno 1803 kam die Liegenschaft in das Eigentum der Stadtgemeinde, jedoch mit der ausdrücklichen Verpflichtung, die notwendigen Lokalitäten der neuerdings an den Kanton zurückgeführten Postverwaltung unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

1806 und 1812, als Basel Vorort der Eidgenossenschaft war, traten in den Sälen des zum Stadthaus gewordenen Postgebäudes die Abgeordneten der Eidgenossenschaft zu Tagsitzungen zusammen. Im Jahre 1826 erlitt das Objekt beziehungsweise seine Ausstattung durch einen im zweiten Obergeschoß ausgebrochenen Küchenbrand und die nachfolgende Explosion partielle Schäden. Einige dabei zerstörte Kachelöfen hat man damals mit biedermeierlichen Modellen ersetzen müssen. Nachdem der Postdienst durch die Bundesverfassung von 1848 endgültig an die Eidgenossenschaft übergegangen war, diente das Haus bis zur Übersiedlung des Betriebes in das hierfür neuerrichtete Ge-



Abb. 17

Hof des Basler Stadthauses mit Laubengang und Brunnennische nach der Instandsetzung (Photo Peter Heman)

bäude an der Freien Strasse weiterhin seiner ursprünglichen Zweckbestimmung. Von dann an stand es ganz und allein dem Stadtrat und seinen Sekretariaten zur Verfügung.

Im Jahre 1874 wurden durch den sogenannten Ausscheidungsvertrag der Bau sowie sein Grund und Boden endlich der neugeschaffenen Bürgergemeinde der Stadt Basel als Eigentum zuerkannt. Bis in unsere Tage hinein fand sich im Parterre des Haupttraktes ihre Verwaltung untergebracht, während die prachtvollen Säle im ersten Stock zur Abhaltung von Sitzungen für deren Exekutiv- und Legislativbehörden dienten. Die Lokalitäten der darüberliegenden Etage bildeten bis 1896 die Amtswohnung des Bürgerratschreibers; danach sind diese Räumlichkeiten an außenstehende Privatpersonen vermietet worden.

Das baulich seit Anfang mit Ausnahme einiger später vorgenommener Boden- und Wandbelagauswechslungen sowie sanitären, elektrischen und Heizungs-Installationen im wesentlichen intakt gebliebene Haus ist vom Jahre 1939 an in seinem unversehrten Fortbestehen bedroht gewesen; die damals im Korrekionsplan – in Weiterführung der neuen Spiegelgasse – vorgesehene Verbreiterung der Stadthaus- und der Schneidergasse zur Entlastung des Talverkehrs, verlangte zum mindesten die Umgestaltung seines vorderen Erdgeschoßbereiches in offene Arkaden. Anfang der Sechzigerjahre hat man endlich von diesem bedenklichen Strassenprojekt Abstand genommen, so daß uns das Gebäude glücklicherweise ohne Vornahme derart empfindlicher Eingriffe, welche die historische Substanz und die originale Gestalt sehr



Abb. 18
Der restaurierte Bürgerratssaal im ersten Stock des Basler Stadthauses (Photo Peter Heman)

beeinträchtigt hätten, überliefert geblieben ist, wenn auch in gewandelter Umgebung.

Weil der bauliche Erhaltungszustand des einstigen Post- und nachmaligen Stadthauses in den vergangenen Jahrzehnten sich unaufhaltsam verschlechtert hat und die zur Benützung der Räumlichkeiten für Verwaltungs- und Wohnzwecke erforderlichen technischen Einrichtungen nur ungenügend oder überhaupt nicht vorhanden gewesen sind, mußte sich der Engere Bürgerrat schon seit den Dreißigerjahren mit sich aufdrängenden Instandstellungen, Ergänzungen und Erneuerungen befassen. Unüberwindliche Hindernisse für deren Vornahme bildeten jedoch verschiedene während des Zweiten Weltkriegs in Kraft gesetzte Einschränkungen im Baugewerbe sowie Schwierigkeiten, die sich dadurch gegenüber einer sinnvollen Bewahrung des Bauwerks ergaben, daß man eine Verbreiterung der Gasse beabsichtigte; in späterer Zeit war auf die Durchführung von größeren und für unaufschiebbar gehaltenen Staatsneubauten in der unmittelbaren Nachbarschaft Rücksicht zu nehmen.

Im Jahre 1961 empfahl der zur Klärung von Dringlich- und Zweckmässigkeit einiger schon seit langem ins Auge gefaßter Sanierungsmaßnahmen zugezogene Denkmalpfleger, nur eine wohlbedachte Gesamtauffrischung anzustreben. Allein einem auf weite Sicht und ganzheitlich geplanten Vorgehen werde es seines Erachtens gelingen, eine Lösung zu erzielen, die sowohl der baukünstlerischen Bedeutung des Hauses, seinem Verfallszustand, der gewünschten bes-

seren Verwendung, als auch der angespannten finanziellen Lage der Bürgergemeinde gerecht zu werden vermöchte. Von der Güte der generell unterbreiteten Vorschläge überzeugt, stellte der Engere Bürgerrat im Anschluß an diese Beratung die ersten Mittel zur Vorbereitung und zur Einleitung eines solchen Unternehmens auf dem Budgetweg bereit; ein Jahr später, das heißt nach der Erstellung von Bestandesaufnahmen, konnte der mit dem Auftrag betraute Architekt an die Projektierung und Kostenberechnung der Konservierung und Restaurierung des Bauwerkes gehen und diese in einem Jahr zu Ende führen.

Als die Mieter 1963 dem Programm entsprechend ausgezogen, die Büros der Bürgerratskanzlei 1964 in die alte Kantonalbank an der Schifflande verlegt waren und die Baselstädtische Konjunkturbeobachtungskommission für den Sektor Bauwirtschaft die Ausführung des bewilligungspflichtigen Instandsetzungsvorhabens mit Datum vom 8. Juni 1965 freigeben konnte, schienen wichtige Voraussetzungen zur Realisierung der Sanierungs- und Restaurierungsaktion geschaffen zu sein. Ganz geebnet wurde der Weg indessen erst nachdem zwei Tage später der Große Rat des Kantons Basel-Stadt der Bürgergemeinde an die auf Fr. 2 320 000.- berechneten Kosten einen Zuschuß von Fr. 1 100 000.- und am 13. Dezember 1965 der Bund ebenfalls einen beachtlichen Beitrag von 35% der subventionierbaren Aufwendungen, das waren rund Fr. 500 000.-, gewährt hatten. In Erwartung dieser von der Eidgenossenschaft schon zuvor in Aussicht gestellten Hilfe, bewilligte der Weitere Bürgerrat am 9. November 1965 die restlich notwendigen Kredite für das Vorhaben. Als die Referendumsfristen abgelaufen waren, konnte mit den Arbeiten an Ort und Stelle endlich am 14. Februar 1966 begonnen werden, dem Sprichwort getreu: Gut Ding will Weile haben.

Der bei der Restaurierung zu respektierende Bestand stellte im wesentlichen die in einem Zuge errichtete und für schutzwürdig erachtete Fassung des Architekten Samuel Werenfels dar. Nachträgliche Beifügungen, welche sich als Bereicherung erwiesen, wurden selbstverständlich ebenfalls beibehalten. In erster Linie galt es, die geschichtlich und künstlerisch gehaltvollen Erscheinungen, Formen, Gefüge, Strukturen und Farben ungeschmälert zu bewahren und aufzufrischen. Das Schwergewicht lag demgemäß auf der Sicherung und Gesundung der überlieferten wertvollen Substanz des Baues. Hieher gehörte vor allem die Notwendigkeit, Konstruktionsmängel, Witterungs- und Abnützungsschäden zu beheben und vorbeugende Maßnahmen gegen künftige Krankheiten einzuleiten.

Um der Gebäulichkeit ihre ursprüngliche Schönheit und Ehrwürdigkeit wieder zurückzuerleihen, mußten jedoch ebenfalls verschiedene, später willkürlich vorgenommene Änderungen ausgetilgt werden, welche die wohlausgewogenen und fein abgestimmten originalen Konzep-

tionen und Dispositionen entstellten. Ferner hat man die praktische Benützbarkeit und die Auswertung des Hauses gehoben, und zwar unter möglicher Schonung der wertvollen Baugefüge. Dabei wurden mangelhaft oder gar nicht vorhandene technische Einrichtungen nach den betrieblichen Erfordernissen der Gegenwart verbessert und vor allem neu erstellt. Der unauffällige Einbau eines Personenliftes war einer dieser zahlreichen Programmpunkte. Hierzu gehörten aber auch die nicht in Erscheinung tretende teilweise Unterkellerung des untergeschloßlosen Gebäudes zur Anlegung eines Heizraumes und eines Installationsganges; letzteren hat man entlang der Aussenmauern angeordnet, so daß er gleichzeitig der Entfeuchtung dient.

In der angedeuteten Art samt der Ausstattung auf das Subtilste wieder hergerichtet und mit passendem Mobiliar ausgestattet, stand das einstige Post- und heutige Stadthaus am Dienstag, dem 3. Dezember 1968, nach erfolgreich vollzogener Bewahrungs- und Verjüngungskur fahngeschmückt im strahlenden Glanze da, bereit zur Abhaltung der Einweihungsfeier. Bei diesem denkwürdigen Anlaß wurde von den Behörden nicht nur Anerkennung und Dank für die erbrachten Leistungen sowie freudige Zustimmung zum erzielten Ergebnis ausgesprochen, sondern darüber hinaus das in alter Pracht wiedererstandene Werk mit ebenso begeistertem Applaus entgegengenommen, wie bei seiner Vollendung anno 1775.

Einen köstlichen Widerhall fanden sowohl das herausgeputzte Objekt als auch die hierfür notwendig gewesene Aktion in der liebevollen Behandlung anlässlich der darauffolgenden Basler Fasnacht auf Laternen, in Cliquenumzügen und in Schnitzelbankversen. So war etwa auf dem Zettel der Fasnachtsgesellschaft Olympia, welche sich dieser Gebäulichkeit und Unternehmung als Sujet annahm, über das Denkmal und seinen Pfleger unter anderem folgendes zu lesen:

«E dreifach Hoch em Fritzli Lauber!

Du hesch is alli mit dym zauber-
und traumhaft-nuggisch renovierte,
mit allem Schniggchnagg uusstaffierte

Stadthaus e Riisegschpass bireitet
und z Basel grossi Fraid verbreitet!

Wirsch gseh, dy Wärgg goht woorschyns schlicht
als «Fraide»-Stadt-Huus y in d Gschicht!»

Nach den Führungen des Vormittags fanden sich alle Kongressisten zum gemeinsamen Mittagessen im «*Merian-Saal*» wieder zusammen, wo der Präsident nach der anschließend abgehaltenen Mitgliederversammlung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft (vgl. darüber S. 26 ff.) um 14.30 Uhr die *wissenschaftliche Sitzung* eröffnen und die neuen Gäste begrüßen konnte, die gekommen waren, um sich die nun folgenden Vorträge anzuhören. Da deren Wortlaut im wissenschaftlichen Teil dieses Bandes nachgelesen werden kann, seien hier nur die Referenten in der Reihenfolge ihres Auftretens genannt und die Themen ihrer Beiträge kurz skizziert.

Den Anfang machte der an der Technischen Hochschule Karlsruhe lehrende Montanist und Geologe Prof. Baurat h. c. Dr.-Ing. Dr. mont. h. c. *Leopold Müller-Salzburg*, prominentes Vorstandsmitglied der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft; er sprach über «*Faust und Paracelsus*» (vgl. S. 128 ff.), wobei er sowohl die Gestalt des historischen Zeitgenossen des Paracelsus, als auch die von Goethe verklärte, zu der dem Dichter des historischen Paracelsus Modell gestanden hat, in seine Betrachtung einbezog. Ihn gerade hier in Basel über dieses Thema sprechen zu hören, war von besonderem Reiz, da der historische Faust wie Paracelsus tatsächlich auch einmal in Basel war und hier mit seinen Wundertaten von sich reden machte. Johannes Gast, der nach Oekolampad bis 1552 als Pfarrer zu St. Martin wirkte, überliefert in seinen «Tischreden» eine Anekdote, die zu den ältesten Zeugnissen für das Auftreten des historischen Doktor Faust gehört; sie lautet in deutscher Übersetzung: «Als ich zu Basel mit Faust im Oberen Collegium speiste (das Obere Collegium, ein ehemaliges Augustinerkloster, das seit der Reformation der Universität als Filiale diente, bildete das Gegenstück zum nahegelegenen Unteren Collegium), gab er dem Koch Vögel verschiedener Art, von denen ich nicht wußte, wo er sie gekauft oder wer sie ihm gegeben hatte, da in Basel damals keine verkauft wurden. Und zwar waren es Vögel, wie ich keine in unserer Gegend gesehen habe. Er hatte einen Hund und ein Pferd bei sich, die, wie ich glaube, Teufel waren, da sie alles verrichten konnten. Einige sagten mir, der Hund habe zuweilen die Gestalt eines Dieners angenommen und ihm Speise gebracht.»

Der nächste Vortragsredner, Dr. *Hermann E. Helmrich*, ein in München praktizierender Arzt und erfolgreicher Autor bedeutender Lehrbücher seines Fachgebiets, ist mütterlicherseits schweizerischen Geblüts und langjähriges Mitglied unserer Gesellschaft. Er war schon an der letzten Basler Tagung vor 24 Jahren dabei und sprach damals (vgl. N. A. P. VII, 62–73) über «Die Arcana Paracelsi im Blickwinkel der heutigen Zeit». Im Lichte neugewonnener Erkenntnisse hat er diesmal «*Die fünf Facultäten oder Secten des Paracelsus*» in Betracht gezogen (vgl. S. 147 ff.).

Auch der dritte Vortragende, Prof. Dr. *Siegfried Scheidegger* aus Basel, ist seit geraumer Zeit Mitglied der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft. Seit seiner Emeritierung wirkt er ehrenamtlich als Palaeopathologe in der anthropologischen Abteilung des Basler Naturhistorischen Museums. In dieser Eigenschaft wurde er bei Ausgrabungen im Zusammenhang mit der Renovation alter, vom Einsturz bedrohter Basler Kirchen herangezogen und konnte an menschlichen Skeletten aus vorreformatorischer Zeit, die dabei zum Vorschein kamen, interessante Beobachtungen machen. Sein Thema lautete: «*Pathologisch-Anatomische Befunde aus der Zeit des Paracelsus. Beitrag zur Frage mittelalterlicher Quecksilbervergiftungen*» (vgl. S. 159 ff.).

Den Schlußpunkt hinter die Reihe der wissenschaftlichen Beiträge zu setzen, war – Anfang und Ende gaben sich die Hände – wiederum einem Salzburger vorbehalten. Prof. Dr. *Sepp Domandl*, der ungemein aktive und verdienstvolle Generalsekretär der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, war wohl am besten dazu legitimiert, unter dem Titel «*Paracelsus und Salzburg*» (vgl. S. 173 ff.) über die dortige Paracelsustradition zu berichten, an deren Pflege er weit größeren Anteil hat, als er selber wahrhaben will.

Alle Referenten ernteten mit ihren Beiträgen wohlverdienten Beifall, und als der Präsident kurz nach 18 Uhr zum Schlußwort ansetzte, in dem er den Anwesenden für ihre aktive Beteiligung dankte, allen Vortragenden, die der Versammlung gestern und heute in so reichem Maße zu hören und zu denken gegeben hatten, sowie allen guten Geistern Lob und Anerkennung spendete, deren harmonisches Zusammenwirken die Jubiläumstagung 1977 zu einem unvergeßlichen Erfolg hatte werden lassen, fiel wohl jedermann der Abschied von Basel schwer, dessen Genius loci so freundlich über unserer Paracelsusfeier gewaltet hatte.

III. Wissenschaftliche Beiträge

Vorbemerkung: Die Reihe wissenschaftlicher Beiträge im Hauptteil dieses Bandes eröffnen die an der Basler Jubiläumstagung 1977 gehaltenen Vorträge.

An ihrer Spitze steht der große Festvortrag von Prof. Dr. Kurt Goldammer, Marburg/Lahn, über *Paracelsus-Bild und Paracelsus-Forschung*, der in der hier vorliegenden Form die vollständige Fassung des seinerzeit in Basel gekürzt behandelten Themas darstellt, das er zuvor schon, ebenfalls nur in Ausschnitten, am 59. wissenschaftlichen Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik anlässlich ihres 75jährigen Bestehens 1976 in Mainz erörtert hatte.

Die vier anschließenden Beiträge von Prof. Dr. Leopold Müller, Salzburg, über *Faust und Paracelsus*, von Dr. Hermann E. Helmrich, München, über *Die (fünf Facultäten oder Secten) des Paracelsus*, von Prof. Dr. Siegfried Scheidegger, Basel, über *Pathologisch-Anatomische Befunde aus der Zeit des Paracelsus. Beitrag zur Frage mittelalterlicher Quecksilbervergiftungen* und von Prof. Dr. Sepp Domandl, Salzburg, über *Paracelsus und Salzburg* sind in dieser Reihenfolge am zweiten Versammlungstag in Basel zur Sprache gekommen und bilden im Rahmen jener Veranstaltung ein geschlossenes Ganzes.

Dem darauffolgenden Aufsatz *Faust, der Übermensch* von Prof. Dr. Steffen Steffensen, Ordinarius für Germanistik an der Universität Kopenhagen, der aufs schönste den Faust-Vortrag von Prof. Leopold Müller ergänzt, liegt ein Referat zugrunde, das er ihm Rahmen eines Dozenten austausches zwischen Dänemark und der Schweiz vor Studenten des Deutschen Seminars der Universität Neuchâtel gehalten hat; er erwiderte damit die Gastvorlesung unseres Präsidenten an der Kopenhagener Universität vom 28. Februar 1977 über «Theophrastus Paracelsus. Seine Bedeutung für die Sprach- und Literaturgeschichte».

Zu guter Letzt gelangt endlich der Einsiedler Vortrag unseres Vorstandsmitglieds Dr. Willem Frans Daems, Arlesheim, über «*Sal-Mercur-Sulfur*» bei Paracelsus und das «*Buch der heiligen Dreifaltigkeit*» vom 17. Oktober 1976 zum Abdruck, der seither geduldig auf die wohlverdiente Veröffentlichung gewartet hat.

Die Redaktion

Kurt Goldammer, geb. 1916



1935–39 Studium der Theologie, der Kunstgeschichte und Archäologie sowie der allgemeinen Religionsgeschichte und Philosophie in Leipzig, Marburg/Lahn, Tübingen und Zürich. 1939 Promotion und 1946 Habilitation in Marburg. 1947 apl. Professor;

1969 Wiss. Rat und Professor;
 1971 Universitäts Professor
 1941–1952 Wiss. Mitarbeiter der Paracelsus-Edition; seit 1953 Editionsleiter und Vorsitzender der Paracelsus-Kommission
 1954 Paracelsus-Ring der Stadt Villach
 Seit 1968 Präsident der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft zu Salzburg
 Seit 1972 Korr. Mitglied der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur
 1976 Paracelsus-Ring der Stadt Salzburg und Ehrenmitglied der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft
 1977 Grosses Goldenes Ehrenzeichen der Republik Österreich

Paracelsus-Bild und Paracelsus-Forschung

Wissenschaftliche und populäre Elemente in der Literatur*

von Kurt Goldammer

Eine Gedenk- und Jubiläumsfeier wie die heutige bietet wohl Anlaß zum Nachdenken darüber, welchen Spannungen und Schwankungen die Darstellung der Gestalt des Paracelsus in der Nachwelt unterworfen war und ist. Das Thema berührt zugleich eine komplexe Frage der Wissenschaftsgeschichte. Das Weiterleben und das Fortwirken der wissenschaftlichen Leistung Theophrasts von Hohenheim in der Herausbildung und ständigen Entwicklung eines Paracelsus-Bildes ist an sich bekannt und mehrfach behandelt worden, u. a. von Walter Artelt in den *Nova Acta Paracelsica* (1957). Von Anfang an sind an diesem Paracelsus-Bild Popularisierungstendenzen stark beteiligt gewesen. Sie sind oft übersehen worden. Aber sie sind vielleicht sogar – zumindest rein quantitativ – zunächst stärker als der wissenschaftlich-historische Erkenntnisdrang, der sich auf diesen Mann und sein Wirken richtete.

Das ist aus einfachen kulturgeschichtlichen Überlegungen bei einer Figur wie Paracelsus gut verständlich. Popularisierungstendenzen in den überlieferten Vorstellungen von einem bedeutenden Gelehrten sind noch keine Popularwissenschaft. Aber sie können aus Popularwissenschaft hervorgehen oder an der Bildung von Popularwissenschaft beteiligt sein. Daneben arbeitet natürlich historischer Erkenntnisdrang im engeren Sinne und exakte Forschung an einer solchen Gestalt und ihrem Werk.

Die nachfolgenden Ausführungen können nur paradigmatische Beiträge zu der sehr umfangreichen Gesamtfrage leisten, die sich auch in den meisten biographischen und monographischen Darstellungen der Persönlichkeit und des Wirkens Hohenheims irgendwie niedergeschlagen hat, zumeist unausgesprochen. Genauere Ursache dafür ist wahrscheinlich u. a. die Tatsache, daß das Werk und die Gedankenwelt des Paracelsus eigentlich erst in postparacelsischer Zeit, bei «Paracelsisten» und «Antiparacelsisten» zum Tragen gekommen sind und festere Formen angenommen haben. Es ist, wenn man so will, eine Bewußtseinsfrage, und dabei vor allem mehr eine Frage des Bewußtseins der Nachwelt als eine solche der Umwelt. Diese schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts sich vollziehende kontinuierliche Bewußtseinsbildung erschwert die Objektivierung der dahinter stehenden Tatsachen, die Reduzierung von Glorifizierung, Verketzerung und Verteufelung, von legitimem Interpretationsanspruch, orthodoxer Traditionsbewahrung und polemischem Entlarvungsbedürfnis auf eine exakt feststellbare historische Wirklichkeit.

Man kann vielleicht sagen, daß das Paracelsus-Bild zumindest bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert weithin, wenn nicht vorwiegend, ein unwissenschaftliches, ein legendennahes, ein durch Züge populärer Überlieferung gefärbtes oder allenfalls ein vorwissenschaftliches oder popularwissenschaftliches war, an dem fortgesetzt gewollt oder ungewollt gearbeitet wurde, und daß dieser Tatbestand durch die bereits im 16. Jahrhundert beginnende kontroverse Behandlung des Paracelsus zumindest mitveranlaßt war. Der Reiz der großen geschichtlichen Persönlichkeit – als solche ist Paracelsus eigentlich immer irgendwie unbestritten verstanden worden, auch von Kritikern und Gegnern – und ihres guten oder schlechten Rufes hat zur Bildung von positiven und negativen Legenden, zur Heroisierung und zur *damnatio memoriae* beigetragen, hat fast zwangsläufig die geschichtliche Wahrheit getrübt oder verdunkelt.

Noch mehr: Paracelsus ist eine der wenigen Figuren der Wissenschaftsgeschichte, deren sich die Legendenbildung und die oft entstellende popularisierende Darstellung in ganz großem Umfange angenommen hat, und die eine ganz ungewöhnliche Resonanz in Fama und Verehrung, in der Mythenbildung von Schultraditionen, in objekti-

vierenden Versuchen geschichtlicher Erfassung, in Bekämpfung und Haßlegende gefunden hat, mehr als z. B. Hippokrates oder Plato, Aristoteles oder Ptolemäus, Kopernikus, Bruno oder Kepler, Leibniz oder Newton, Mesmer, Robert Koch, Virchow, Behring oder Sauerbruch. Allenfalls Albertus Magnus wäre hier vergleichbar, nur daß dessen Fortleben in der Volksphantasie weniger folgenreich war. Daß dies gerade auch mit der Spärlichkeit der biographischen Daten, mit Lücken in der Überlieferung, mit der ungewissen Stellung vor dem historischen Hintergrund und mit dem komplexen Charakter des Werkes zusammenhängt, ist durchaus denkbar.

I

Der breite Strom der schon seit Jahrhunderten mit Paracelsus sich befassenden Literatur stellt zunächst einmal recht eindringlich vor die Frage: Wie sehen die *Hauptrichtungen der Paracelsus-Betrachtung und -Darstellung* aus? Wie schlagen sie literarisch zu Buche? Und: Was ist – im Falle des Paracelsus – eigentlich *populäre Überlieferung, Populärliteratur und Popularwissenschaft*? Die Frage stellen, heißt sie vorerst mit der Erkenntnis beantworten, daß hier Differenzierungen vonnöten sind. Sie müßte eigentlich noch dahingehend erweitert werden, was hier «populär» und «Popularität» überhaupt ist oder sein kann.

Grob gesprochen, kann man die Paracelsus-Literatur folgendermaßen unterteilen (wobei sogar in gewisser Weise eine geschichtliche Abfolge zum Ausdruck kommt): a) Paracelsus-Dichtung; b) «wissenschaftliche Belletristik», die das Paracelsus-Werk verarbeitet oder berücksichtigt; c) «streng» wissenschaftliche, vorab historische, aber auch systematische Untersuchungen von Leben und Werk Hohenheims; d) absichtsvolle (und zumeist wohlmeinende) popularisierende wissenschaftliche Darstellungen und Inanspruchnahmen in allen möglichen publizistischen Formen; e) popularisierende Verwendung der Gestalt Hohenheims für die Erhaltung seines Andenkens und schließlich sogar für Werbungszwecke.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die einzelnen Rubriken dieses Katalogs, der schon *prima vista* ein breites Spektrum der Darstellungs- und Deutungsmöglichkeiten in unserem Falle erkennen läßt, eingeschlossen die im engeren Sinne wissenschaftliche Literatur.

a) Die *Paracelsus-Dichtung* gehört zum ältesten Bestandteil der Paracelsus-Literatur mit biographischen Zügen. Das Thema Paracelsus und die Dichter reicht bis ins 16. Jahrhundert und in die Zeit unmittelbar nach dem Leben des Paracelsus zurück, – wenn man die Baseler Schmäherse einrechnet und eine Werk-Ausgabe *intra vitam* von 1536

sogar bis in seine eigene Lebenszeit. Die von Blaser untersuchten Preisgedichte in der Huser-Ausgabe (Betschart-Gedenkschrift, 1963), in anderen Editionen und auf dem berühmten Jenichen-Flugblatt gehören hierher ebenso wie Fischarts «Geschichtsklitterung» von 1575 oder Paul Flemings Panegyricus auf Paracelsus von 1640. Es kommen dann etwa Grimmelshausens *Simplicissimus* von 1669 und vorher schon dichterische Verarbeitungen der englischen Paracelsus-Tradition, z. B. bei Ben Jonson (1572–1637) und John Donne (1571–1631) hinzu, bei Samuel Butler (1612–1680) unter Hervorhebung der Züge des Hexers und Scharlatans. Karl-Heinz Weimann hat diese Autoren in seiner reizvollen Untersuchung über «Paracelsus in der Weltliteratur» behandelt (1961). In der gleichen Zeit entwickeln sich die Paracelsus-Sagen und -Legenden als folkloristische Überlieferungsströme, die bis in die Gegenwart lebendig blieben.

Gedicht, Roman, Epos, Novelle und Drama kommen als literarische Gattungen in Betracht, im 18. Jahrhundert auch das Singspiel (Dittersdorfs «Doktor und Apotheker», 1786, nach einem Libretto von Gottlob Stephanie d. J.), in dem der Apotheker Paracelsus gegen die Medizin für «seinen Mann» erklärt. An das Eingehen Hohenheims in Goethes Faust-Dichtung wäre zu erinnern, an das Projekt eines Paracelsus-Romans von Novalis, an Robert Brownings Paracelsus-Drama (1835), an Arthur Schnitzlers «Versspiel» um Paracelsus von 1899, an mehrere andere Paracelsus-Dramen, an Cesar Bresgens untergegangene Paracelsus-Oper, an Ezra Pounds «Paracelsus in excelsis», an Max Mells Paracelsus-Gedicht und an seinen «Garten des Paracelsus» (1971), an mehrfache Bearbeitungen des Paracelsus-Stoffes in Novelle und Roman durch die in Ost-Berlin lebende Schriftstellerin Rosemarie Schuder, Nationalpreisträgerin der DDR, an den biographischen Roman von Rudolf Harms (1961), an den Weltanschauungsroman «Und alles Leben ist Gefahr» von Jacques Charles Klaus (1958). Das sind nur Ausschnitte und wenige Beispiele. Ernst Heinrich Reclam hat schon 1938 «Die Gestalt des Paracelsus in der Dichtung» verfolgt, Karl-Heinz Weimann ihre Nachwirkungen in der Weltliteratur überhaupt. Beides könnte um manches ergänzt und erweitert werden. Es ergibt sich ein erstaunlich breites Spektrum von Möglichkeiten der dichterischen Popularisierung und Ausgestaltung von Werk und Wirkung Hohenheims, die der dichterischen Phantasie weiten Spielraum eröffneten. Von Anfang an haben dichterisches Temperament und poetische Imaginationskraft ein populäres Paracelsus-Bild geprägt, wenn nicht gar geschaffen. Denn Dichtung will ja popularisieren, will großes Publikum erreichen und anregen, wenn sie sich nicht bewußt in die Bereiche des Esoterischen zurückzieht. Das schließt nicht aus, daß historisches Quellen- und Literaturstudium daran beteiligt war, wie etwa deutlich im Falle Schuder.

b) Von der Dichtung sollte man wohl das abgrenzen, was ich «*wissenschaftliche (oder: wissenschaftsbezogene; vielleicht auch: wissenschaftsgeschichtliche) Belletristik*» nennen möchte, etwas, das vielleicht nicht nur popularisierende Darstellung wissenschaftlicher Verhältnisse ist, sondern der «Popularwissenschaft» im eigentlichen Sinne schon näher steht. Denn hier handelt es sich um Verarbeitung von Wissenschaft und Wissenschaftsgeschichte in Literatur und Dichtung, die nicht primär künstlerischen Intuitionen folgt, sondern geschichtliches Bildungsgut reproduzieren, interpretieren und vielleicht sogar kritisch analysieren will. Im Falle Hohenheims beginnt auch diese Entwicklung früh. Vielleicht muß man bereits das Prunken mit Paracelsischer Begrifflichkeit bei Fischart oder die Verwendung von Paracelsus-Kenntnissen bei Ben Jonson hierher rechnen. Die Verarbeitung der Paracelsischen Elementargeister-Theorie im «Comte de Gabalis» des Abbé Montfoucon de Villars (1670) gehört dazu, die Anführungen bei Lessing, Wieland und Goethe, die Raisonnements über die Elementargeister bei dem Goethe-Schwager Vulpius, die Auseinandersetzungen des Novalis mit Paracelsus und das Aufgreifen des Elementargeister-Themas bei Fouqué, E. T. A. Hoffmann und Heine, wie überhaupt das Wiederauftauchen des Paracelsus in der romantischen schönen Literatur und die Beschäftigung mit seinen Gedanken in dieser Zeit auf relativ schmaler Quellenbasis von einer solchen wissenschaftsgeschichtlichen Interessiertheit Zeugnis geben. Natürlich konnten dabei keine fundierten wissenschaftlichen oder wissenschaftsgeschichtlichen Erkenntnisse zustande kommen, wohl aber oft tief sinnige und in das Bewußtsein eines literarisch-künstlerisch interessierten Publikums eingehende Deutungen.

Erst Erwin Guido Kolbenheyer, dessen Paracelsus-Roman man wohl auch zur wissenschaftlichen Belletristik in diesem Sinne rechnen muß, hat das Paracelsus-Werk in fast seiner ganzen Breite, soweit damals möglich, studiert und verarbeitet. Seine Trilogie läuft (seit 1917) etwa dem Entstehen der Sudhoffschen kritischen Paracelsus-Ausgabe parallel und stützt sich auf sorgsame Berücksichtigung von Quellen und Literatur, wie auch immer man ihre Sicht und Tendenz beurteilen möge. Man kann sie vielleicht sogar als eine gelehrte Interpretation in dichterischer Form bezeichnen, die in der wissenschafts- und kulturgeschichtlichen Rückblende zugleich die eigene Gedankenwelt, die biologischen und philosophischen Theorien des Autors entwickelt. Sie werden gleichsam in die geistige Landschaft der Paracelsus-Zeit projiziert. Es ist keine Frage, daß Paracelsus durch dieses Werk wie durch kein anderes in den Kreisen der Gebildeten Deutschlands, insbesondere auch der Ärzte, in der Zeit zwischen den Weltkriegen bekannt und in höherem Sinne «populär» gemacht worden ist. Man kann sogar weiter gehen und behaupten, daß seit Kolbenheyer eine Neuorientierung der

Beurteilung Hohenheims und die Entdeckung neuer Züge im Paracelsus-Bild einer breiteren deutschsprachigen Öffentlichkeit sich angebahnt haben. Daß auch der Nationalsozialismus darin sein Bild des «grossen deutschen Arztes» zu finden suchte, war angesichts der Wirkung der Trilogie nur zu natürlich und konnte bei der biologistischen Haltung, dem völkischen und jugendbewegten Elan Kolbenheyers nicht wundernehmen, obwohl das Werk schon rein chronologisch nicht vom Werden der Hitler-Partei abhängig ist. Sein Wirksamwerden fällt aber in die Zeit um die nationalsozialistische Machtergreifung und des ihr vorausgehenden Interesses für eine «völkische» Erneuerung. (Band 3 erschien 1925!)

Die Paracelsus-Dichtung und die belletristische Verarbeitung Paracelsischen Ideengutes ist teilweise am weitesten von dem entfernt, was die im eigentlichen und engeren Sinne wissenschaftliche, d. h. vornehmlich historische, Untersuchung zu Person und Werk des Paracelsus zu bieten hat. Paracelsus ist mehr als andere Gestalten der neueren Wissenschaftsgeschichte eine Figur von Dichtung und Literatur geworden und hat die Phantasie der Schriftsteller in hohem Maße angeregt. Das reicht, wie wir gesehen haben, bis ins 16. Jahrhundert zurück, in Hohenheims eigene Lebenszeit, jedenfalls bis in die Zeit kurz nach seinem Tode. Das Ganze nähert sich nicht selten der Popularwissenschaft, überschreitet jedenfalls, gerade in der belletristischen Auseinandersetzung mit Paracelsischen Ideen, oft die Bereiche des Dichterischen. In diesem Zusammenhang wären vielleicht auch verschiedene Paracelsus-Filme zu erwähnen, von denen der letzte (von Lia Simonyi 1971 gestaltet) als ausgesprochen popularwissenschaftlicher Dokumentationsfilm gelten kann, der reiches historisches Bild- und Vergleichsmaterial heranzieht und dem rein wissenschaftlichen Dokumentarfilm nahekommt, obwohl er bewußt ein breiteres Publikum ansprechen will. Vielleicht ist das, was sich etwa bei Fischart findet, schon eine Art von Popular«wissenschaft», besser: von popularisierter Wissenschaft. Sie antwortet auf Fragen, befriedigt Bedürfnisse, regt zu Nachdenklichkeit und Betätigung der Phantasie oder zu eigenem Forschen an.

c) Die Versuche einer «*streng*» wissenschaftlichen, vor allem auch einer «*historischen*» Erfassung Hohenheims reichen ebenfalls weit zurück, obschon sie zunächst spärlicher sind (was teilweise mit unserem heutigen Verständnis von Wissenschaftlichkeit zusammenhängt). Sie beginnen mit den Kontroversen um Paracelsus und den Paracelsismus und mit der Polemik gegen ihn im 16. Jahrhundert. Dadurch wurde man – jedenfalls teilweise – zur genauen Aussage gedrängt. Andererseits wurde sein Bild durch solche Konfrontationen bis in die Neuzeit hinein bestimmt. Die zahlreichen alten Ausgaben der Paracelsus-Werke wollen ein objektives oder positives Bild vermitteln, ebenso die

Wörterbücher zu seiner Terminologie. Hier macht sich fachliches Bemühen bemerkbar. Seit der Huserschen Gesamtausgabe ist das Bestreben zu verzeichnen, in kritischen wissenschaftlichen Editionen ein klares Bild der tatsächlichen Aussagen Hohenheims zu liefern. Die Sudhoffsche Gesamtausgabe (1922–1933) und die mit ihr zusammenhängende Herausgabe der theologischen und religionsphilosophischen Schriften stellen einen vorläufigen Abschluß dar, durch den eine wirkliche Würdigung und Kritik im geschichtlichen Zusammenhang eröffnet wurde. Seit dem 19. Jahrhundert, beginnend mit der romantischen Medizin, versuchen medizinhistorische Darstellungen, Paracelsus in ein Gesamtbild der Medizin- (und womöglich auch der Naturwissenschafts-) Geschichte einzuordnen und seinen historischen Platz zu beurteilen. Naturgemäß wurde seine Leistung – manchmal ungerecht – positiv oder negativ zu den Fortschritten der Heilkunde seit dem 19. Jahrhundert und der medizinischen Rezeption naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in Beziehung gesetzt. Andererseits kam es zu geradezu hymnischen Verherrlichungen, die aber auch Wissenschaftlichkeit beanspruchten.

Auch unter den dadurch ermöglichten neuzeitlichen historischen und systematischen Darstellungen monographischer Art oder im Zusammenhang des geschichtlichen Ganzen findet sich manches, das im Grenzgebiet zur «populären» Präsentation angesiedelt ist. Die große historische Paracelsus-Monographie ist bislang nicht geschrieben worden. Sudhoff hat dieses dringende Bedürfnis, dem er wohl aus den Horizonten seines Forschungsstandes am ehesten gerecht geworden wäre, nicht mehr befriedigen können. Sein «Paracelsus, ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance» (1936) liegt mit seinen modernen, fast rationalistischen Perspektiven auf den Menschen des 16. Jahrhunderts an der Grenze zum Popularwissenschaftlichen. Das gleiche gilt von der Sicht, die Franz Strunz dreimal monographisch entwickelt hat (1903, 1924, 1937), wobei allerdings der rationale Zug Sudhoffs zurücktritt, und aus der schließlich der dem Mittelalter, der Mystik und der Romantik verwandte Geist Paracelsus sich erhebt. Auch von Will-Erich Peuckerts «Theophrastus Paracelsus» (1941) ist diese Zwischenstellung festzustellen: ein Buch, das an der Grenze zwischen Wissenschaft und dichterischer Sicht liegt, durch «Poesie» vielleicht sogar – wie die meisten Werke Peuckerts – zu stark befrachtet ist und damit unter die Ladelinie wissenschaftlicher Genauigkeit gerät. Mit speziellen thematischen Zuspitzungen haben Bodo Sartorius Freiherr von Waltershausen (1935), Alexandre Koyré (1933 bzw. 1955) und Walter Pagel (1958 und 1962) schließlich rein wissenschaftliche Monographien von hohem Wert geliefert. Das Übrige spielt sich in den Darstellungen der Medizingeschichte und in den für eine engere Fach- und Gelehrtenwelt bestimmten Zeitschriften und Sammelwerken ab, in

denen man eine erfreuliche Zunahme exakter und nüchterner geschichtlicher Einzeluntersuchungen seit langem konstatieren kann. Weitere Autoren und Themen im einzelnen zu nennen, würde einem bibliographischen Versuch gleichkommen oder würde in diesem Rahmen zu einer ungerechten Selektion führen, sei deshalb unterlassen. Die wenigen angeführten Autoren mögen exemplarisch für eine ganze Reihe um den wirklichen Paracelsus ernsthaft bemühter Forscher stehen. Ähnlich gilt von der zunehmenden Untersuchung der circum- und postparacelsischen Welt.

Wenn hier von Popularisierung kaum die Rede sein kann, sondern eine objektive Entfaltung und Interpretation von Tatsachen in nüchterner Sprache angestrebt wird, so kann doch andererseits nicht verschwiegen werden, daß etwa der Soziologismus in der Historie gleichsam eo ipso in unserem Falle die Tendenz zur Popularität, zumindest zur Aktualisierung in gegenwartsbezogenen Relevanzen und in den Slogans moderner Sozialwissenschaft enthält oder enthalten könnte. So wurde mir z. B. von der Redaktion einer angesehenen Fachzeitschrift vor einigen Jahren nahegelegt, ein Manuskript über «Ärztlichen Auftrag und Bildung zum Arzt bei Paracelsus» abzuändern bzw. zu ergänzen durch Berücksichtigung der ärztlichen Soziologie im 16. Jahrhundert. Ein Unternehmen, auf das ich angesichts des ungewissen Ausgangs gern verzichtet habe. Denn es ist eine für eine systematische historisch-wissenschaftliche Darstellung schwer zu realisierende Forderung, die im Grunde auf Popularitätswirkung und gewaltsame Aktualisierung geschichtlicher Verhältnisse zielt.

d) Wahrscheinlich machen den größten Bestand der Paracelsus-Literatur bis auf den heutigen Tag tatsächlich *popularwissenschaftliche* oder *popularisierende wissenschaftliche Darstellungen* aus, die eigentlich in unablässiger Folge produziert werden, die entweder biographischer Art oder allgemeine Würdigungen sind, deren Bedeutung auch in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht keineswegs gering geschätzt werden soll, weil sie immer wieder wichtige Einzelzüge hervorheben oder interessante Details zu deuten versuchen und damit in das Wesen des Mannes eindringen wollen. Auch hier müssen wir uns auf Beispiele beschränken.

Aufschlußreich ist zunächst einmal ein Blick auf die Autoren. Während die Verfasser fachwissenschaftlicher Literatur mit einer entsprechenden Legimierung oder Autorität ausgestattet sind, erstreckt sich hier die Skala der Zuständigkeit vom Universitätsgelehrten bis zum Publizisten, Feuilletonisten oder Journalisten und sog. «Schriftsteller». Bemerkenswert aber ist doch, daß ein sehr großer Teil der über Paracelsus popularwissenschaftlich schreibenden Autoren wiederum sehr ernst zu nehmende, verantwortungsbewußt arbeitende Gelehrte, oft mit Universitätsrang sind, die etwas Gemeinverständliches

leisten wollen. Das zeigt bereits, daß es auch für den Fachwissenschaftler keineswegs undenkbar erscheint, sich über Paracelsus «populär» zu äußern. Wobei der Begriff der Popularität seine deutlichen Stufungen aufweist. Denn nicht alles Populäre ist minderen Ranges von der zweifellos zu fordernden Genauigkeit her. Die im engeren Sinne wissenschaftliche oder fachwissenschaftliche Bedeutung von solchen einem breiteren Leserkreis zgedachten Darstellungen, Lebensbildern usw. wird sich u. a. daraus ergeben, ob und wie weit der Autor durch einschlägige Einzeluntersuchungen ausgewiesen ist, ob er wissenschaftliche Erkenntnisse verarbeitet hat, oder ob er wissenschaftlich diskutabile Ideen zu präsentieren hat.

Die Geschichte der popularisierenden Darstellungen mit gelehrten Präntationen kann man mit einem nicht nur mangelhaft orientierten, sondern auch, was Paracelsus betrifft, nicht sonderlich tiefgründigen Aufklärer, dem Dresdener Bibliothekar Johann Christoph Adelung und seiner «Geschichte der menschlichen Narrheit» (1785–89) beginnen lassen. Er bezeichnet bereits das Ende der Aufklärung, und seine Paracelsus-Darstellung war eigentlich schon bei ihrem Erscheinen überholt. Die Romantik hat dann neben dem Paracelsus-Bild, das die Dichter und Philosophen gestalteten, in ihrer medizingeschichtlichen Behandlung Hohenheims, wie in ihren medizin- und wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen überhaupt, allerlei popularwissenschaftliche Züge aufzuweisen, auch dort, wo sie das Paracelsus-Bild in philosophische Systematik oder in spekulative Geschichtsschemata einbaut. Ob man mit Artelt von einer «Paracelsomanie» der romantischen Medizingeschichtsschreibung sprechen soll, und ob das Paracelsus-Bild dieser Historiographie nur «überschwenglich» war, wie er es in seinem Aufsatz «Wandlungen des Paracelsusbildes in der Medizingeschichte» (Nova Acta Paracelsica 1957) ausführt, bleibe dahingestellt. Es hat auch in der Zeit der Romantik durchaus kritische Stimmen gegeben. Der deutliche Umschwung zuungunsten Hohenheims setzt um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Er führt zu einem Nachlassen des Interesses an ihm, auch des popularwissenschaftlichen, bis zum Ende des Jahrhunderts.

Die nächsten Anstöße für popularwissenschaftliche Darstellungen setzen offenbar die biographische und bibliographische Pionierarbeit Sudhoffs voraus. So kann man hier etwa die Namen Gundolf (1927), Spunda (1925 und 1941) und Franz Strunz (1924 und 1937) nennen, wobei der erstere das Erwachen des Interesses der modernen Literaturgeschichte bezeichnet. Eine Flut von Darstellungen haben die Paracelsus-Jubiläen von 1941 und 1943 gezeitigt, besonders natürlich in Deutschland, aber auch in der Schweiz. Hier bot sich der volkstümlichen Behandlung eine besondere Gelegenheit, – für manche Autoren, die politisch unter Zugzwang standen oder sich profilieren wollten, frei-

lich auch eine Verlegenheit. Ludwig Englert wollte in seinem Buch «Paracelsus, Mensch und Arzt» (1941), das durchaus ein Ergebnis fleißiger Arbeit und gründlichen Quellenstudiums ist, «die Verkörperung dessen, was deutsch ist», «den Reichtum des deutschen Wesens» an dieser Gestalt «unmittelbar anschaulich» werden lassen und dabei «liebend den verschlungenen Wegen nachgehen, die er in seinem Leben gegangen ist». Er ließ ihn unter anderen «großen Genien» des deutschen Volkes erscheinen. Das war nicht einmal ganz neu und nahm Ideen von Moeller van den Bruck auf. Im gleichen Jahr erschien des Philosophen Ferdinand Weinhandl Untersuchung über «Paracelsus» in der Reihe «Das Deutsche in der deutschen Philosophie», die ausgesprochen sorgfältig gearbeitet, fast fachphilosophisch, sicherlich kaum populär-philosophisch zu nennen ist. Hier ist Paracelsus der «repräsentative Vertreter einer im eigentlichsten Sinne deutschen Philosophie». Wenn auch diese Darstellung weit entfernt vom Nationalsozialistischen ist, so ist ihre Ouvertüre eben auch eine Konzession an Publikumserwartungen und publizistischen Zeitstil der damaligen deutschen Umwelt. Theologisch-geschichtsphilosophische Aspekte lassen dagegen Eugen Rosenstock-Huessy in seinem Buch «Heilkraft und Wahrheit» (1952) Paracelsus in die «Konkordanz der politischen und der kosmischen Zeit» hineinstellen und mit des Autors Reflektionen zum christlichen Geschichtsdenken und zu einem neuen Geschichtsbild repräsentativ verknüpfen.

Einen ganz anderen Versuch, Paracelsus aus gegründetem Wissen und aus fleißiger Arbeit mit den Quellen für einen bestimmten Empfängerkreis interessant zu machen, bietet die englisch geschriebene Darstellung von Basilio de Telepnef «Paracelsus – a genius amidst a troubled world» (1945). Das Büchlein richtet sich ausdrücklich in Ermangelung von sonstiger Literatur an die «English-speaking world», der dadurch zu einem besseren Verständnis von Mann und Werk verholfen werden soll. Es will, lt. Klappentext, helfen, Irrtümer über Paracelsus zu beseitigen, die bislang wegen des Fehlens von Übersetzungen seiner Werke ins Englische das einzig über ihn Bekannte waren.

Weitere populärwissenschaftliche Gesamtdarstellungen der letzten Nachkriegszeit, mit Vorzügen oder Mängeln behaftet, immerhin aus der Hand von Autoren, die sich eifrig und auch quellenmässig und frei von dem Druck politischer Meinungsformung mit der Materie befaßt haben, sind z. B. die von Erwin Jaeckle (1945), Henry Pachter (1951), Alfred Vogt (1956), Dieter Kerner (1965), Otto Zekert (1968) und Johannes Hemleben (1973). Aber auch Abhandlungen über Einzelfragen wie die von dem fleißig schreibenden Josef Strebel gehören hierher. Die biographischen Vorstellungen, besonders die über seine Reiselust und seine Wanderwege, sind durch populäre Darstellungen entwickelt, manchmal aufgebauscht und teilweise durch Vermutungen angerei-

chert worden, die nur allzu leicht den Charakter des geschichtlichen Gewissen angenommen haben. Selbst der außerdeutsche Sprachraum hat in den letzten Jahren zunehmend popularwissenschaftliche Behandlungen Hohenheims zutage gefördert (in italienischer, spanischer, französischer und englischer Sprache). Populäre oder jedenfalls auf breiteres gebildetes Publikum gerichtete allgemeine Darstellungen der Medizingeschichte würdigen heute Paracelsus in der Regel positiv bis engagiert freundlich und kenntnisreich, so etwa Heinrich Schipperges in seinem Taschenbuch «Moderne Medizin im Spiegel der Geschichte» (1970). Von einem Werk wie dem von Marie Boas über «Die Renaissance der Naturwissenschaften» (Deutsch 1965; nach «The scientific Renaissance 1450–1630», 1962) und seinem Paracelsus-Bild, an dem die historische Methode und die Forschung des letzten Jahrhunderts spurlos vorübergegangen zu sein scheinen, und dessen wenige richtige Passagen vorwiegend in den Anmerkungen der deutschen Übersetzerin (Marlene Trier) zu finden sind, sollte man besser schweigen, denn es bringt nicht einmal Popular«wissenschaft».

Will man das nuancenreiche Ganze dieser Palette in seiner literarischen Eigenart charakterisieren, müßte man vielleicht sagen, es reiche von Feuilletonistik und Publizistik bis hin zur «science fiction» mit wissenschaftlicher Note und wissenschaftlichen Grundlagen und schließlich bis zu digestibel gemachter historischer Darstellung und bis zum wissenschaftlich qualifizierten Taschenbuch oder zum popularisierenden Sachbuch mit seiner ganzen Qualitätsbreite. Gelegentlich fühlt man sich versucht, von Ausflügen in die Bereiche einer Art wissenschaftlicher Trivialliteratur zu sprechen. Sicher ist es in der Hauptsache keine Dichtung.

Schließlich gehört bei einer historischen Figur wie Paracelsus, deren postum veröffentlichtes geschriebenes Werk das Persönlichkeitsbild für die Nachwelt doch mehr geprägt hat als der lebende Mensch mit seinen kargen biographischen Spuren, und der in seinen Schriften viel Theoretisches, Philosophie, Naturphilosophie und Religiös-Weltanschauliches hinterlassen hat, zur wissenschaftlichen Untersuchung und Darstellung ganz wesentlich die Beschäftigung mit Texten, die wiederum editorische Anstrengungen zur Folge haben müssen: die Bereitstellung leicht zugänglicher und guter Texteditionen, welche womöglich die kostspieligen kritischen Gesamtausgaben ergänzen. Auch das findet seine popularwissenschaftlichen Beiprodukte. Hier sind es besonders die Auswahlgaben, nachdem sich Aschners ebenfalls popularwissenschaftlich bemühte neuhochdeutsche Übertragung der Huserschen Gesamtausgabe doch nicht als der richtige Weg erwiesen hatte, die dieses Werk einer breiteren Öffentlichkeit nahebringen wollen, einem Publikum, dem allerdings der Zugang zu der sprachlichen Urfassung schwer oder unmöglich ist. Die Ansätze sind verschieden.

Größere und kleinere Anthologien, mehr oder weniger gut, werden seit etwa einem halben Jahrhundert immer wieder vorgelegt, wie die in der Insel-Reihe «Der Dom» von Hans Kayser (1924), die von Peuckert (1941), Jolan Jacobi (1941), Jaeckle (1942), Betschart (1957), Blaser (1958), Charles Waldemar, der als Publizist über fast alles bis zu Yoga und Sex schreibt, in Goldmanns Taschenbüchern (1959), oder die originale Form der illustrierten Biographie in rasonierten Selbstzeugnissen mit Bilddokumentation von Ernst Kaiser bei rororo (1969). Neben die ähnliche Ziele wie die letztgenannte verfolgende Bittelsche Ausgabe des Leipziger Reclam-Verlages (1944, 4. Abdruck 1961) trat eine andere des nach Stuttgart umgesiedelten Verlagshauses (1960, 4. Abdruck 1979). Größere Auswahl- und Teil- oder Einzelwerkausgaben in neuhochdeutscher Fassung, ursprünglich oft wohl auch mit wissenschaftlichen Ansprüchen konzipiert, wie die von Josef Strebel (1944 ff.) und Peuckert 1965 ff.), erweisen sich bei näherer Besichtigung ebenfalls als popularwissenschaftlich, für einen breiten Streuungseffekt gedacht und für Forschungszwecke nicht oder nur begrenzt verwertbar. Die Synthese zwischen den Prinzipien der Aschner- und der Sudhoff-Ausgabe war bisher am Gesamtwerk nicht zu verwirklichen, wenn man von einigen Editionen einzelner Schriften oder Schriftenkreise absieht (Achelis; Kärntner Schriften), die historisch und philologisch zuverlässig gearbeitet und deshalb auch wissenschaftlich nutzbar sind. Die Wirkung der Anthologien ist allerdings gelegentlich erstaunlich, weil sie sich als dasjenige an Texten erweisen, das nicht nur die gebildete, sondern auch die gelehrte und die künstlerische Welt erreicht. Max Mells «Garten des Paracelsus» wurde durch eine neuere Anthologie angeregt.

Wie denn überhaupt nicht bezweifelt werden kann, daß sowohl von den Populardarstellungen wie von den populären Anthologien wie sogar von der wissenschaftlichen Belletristik stärkste Einflüsse auf das Paracelsus-Bild des orientierungsbedürftigen durchschnittlichen medizinischen Praktikers und Theoretikers, also auf den wissenschaftlichen «Normalverbraucher» vom Studenten über den Arzt bis zum Universitätsprofessor, ausgehen und dabei sogar folgenreich werden können. Wenn schon etwas von Paracelsus, nicht nur über ihn, gelesen wird! Vor vielen Jahren sagte mir einmal ein sehr angesehener und bekannter, inzwischen längst verstorbener Universitätsmediziner: «Über Paracelsus habe ich viele Vorträge gehalten, aber gelesen von ihm habe ich im Original natürlich nichts.» Das wird eine Reminiszenz an die Zeit der Jubiläen anfang der vierziger Jahre gewesen sein.

Schließlich wäre unter dem popularwissenschaftlichen Paracelsus-Bild neben der rein historischen Befassung vielleicht noch die Berufung auf Paracelsus in der medizinischen Theorie und Praxis, die einem breiteren Publikum vorgeführt wird oder in heilkundlichen und reformerischen Programmen auftaucht, zu erwähnen. Zu den ersten wirklich

interessanten negativen Apostrophierungen aus ärztlicher Feder in der Neuzeit gehört hier wohl Christian Wilhelm Hufelands «Makrobiotik» («Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern», 1. Teil 1797), die in dem vorausgeschickten medizinhistorischen Exkurs zum «theoretischen Teil» Paracelsus als «einen der unverschämtesten Charlatans und hochprahlenden Lebensverlängerer» unter den Hufeland vorangehenden Medizinern anprangert. Neben solchen aparten, fast «reißerischen» Einfällen ist wohl auch an gelegentliche Beanspruchungen Hohenheims durch außerschulische, unorthodoxe Richtungen zu erinnern, deren Schrifttum manchmal an der Grenze zum Popularmedizinischen liegt. So etwa bei Rademacher. «In der Nachfolge des Paracelsus», hat der verewigte Walter Artelt einen seiner letzten schönen Aufsätze über Johann Gottfried Rademacher überschrieben und damit treffend dessen Selbstverständnis bezeichnet (in Folge 11 der «Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung»: Gestalten und Ideen um Paracelsus, 1972). Für die unmittelbare Gegenwart wäre etwa die Zitierung des Paracelsus in der Popularisierung der Psychosomatik erwähnenswert, wie sie Pedro Lain Entralgo darstellt («Heilkunde in geschichtlicher Entscheidung»).

Und dann kommt das weite, kaum überschaubare Feld der Naturheilkunde und der sog. Volksmedizin. 1958 erschien in einer reich ausgestatteten popularwissenschaftlichen Ausgabe das Bader-Büchl von Paracelsus, in dessen materialreicher Kommentierung die Heilwirkungen aus dem Moor mit Paracelsus und seinen balneologischen Vorstellungen in Verbindung gesetzt werden. Die Bezugnahme auf den Unorthodoxen, den Gegner der Schulen, der dennoch zu Anerkennung und dauerndem Ruhm gelangt ist, den Reformator oder gar den Revolutionär Paracelsus oder auch auf den Besitzer verborgen gehaltener, geheim überlieferter Mittel und Methoden oder auf den überlegenen charismatischen Heilkünstler und Kenner der Naturkräfte, unter Umständen sogar auf übersinnliche, okkulte Kontakte mit ihm, konnte sich anbieten und der Legitimation bestimmter Theorien und Praktiken dienen. Die Durchforstung von Literatur, Zeitschriften und Traktaten bis hin zur modernen publizistischen Bemühung der sog. Volksmedizin, die bisweilen als unverdorben, ursprüngliche Erkenntnis gepriesen wird, würde wohl interessantes Material liefern.

e) Damit sind wir bereits bei einem bemerkenswerten anderen Gesichtspunkt: bei der *Popularisierung des Paracelsus-Bildes in der Werbung*, besonders natürlich mit kommerziellen Interessen im Hintergrund. Sie beginnt wohl – historisch kaum noch feststellbar – beim ambulanten Quacksalber, der von Paracelsischer Weisheit profitiert haben will, wie ihn die schöne Literatur gelegentlich apostrophiert. Paracelsus wird gewissermaßen als kommentierendes Aushängeschild, als Gütezeichen unter wissenschaftlichen Indikationen oder Ansprüchen

verwendet. 1969 hat Robert Blaser in der Festschrift für Otto Zekert (Heft 8 der «Salzburger Beiträge zur Paracelsus-Forschung») einen geradezu spannenden Beitrag über «Paracelsus als Aushängeschild» veröffentlicht. Man erfährt hier Erstaunliches in einem überaus reichen Katalog von Seltsamkeiten, so etwa daß Paracelsus als Schutzmarke für Wärmflaschen neben anderen sanitären Gummiartikeln ausgewertet worden ist. Daß der Name Paracelsus in Verbindung mit Heil-, Hilfs- und Genußmitteln Vertrauen erweckt und vielleicht sogar die stille Hoffnung auf die Anwendung Paracelsischer Rezeptur nährt, ist klar. Daß dabei die Hersteller von Volksheilmitteln oder auch der sog. «Waschküche» sich besondere Werbewirkung von der Autorität des Paracelsus erhofften, versteht sich. Warum aber Tabaksorten und Zigarettenpapiere, Musikinstrumente, Sprechautomaten samt Zubehör und Schallplatten dem Marken- und Gütezeichen Paracelsus unterstellt werden sollten, ist schon weniger begreiflich. Die Pharma-Industrie verschiedener Größenordnungen konnte dabei jedenfalls durch den eindrucksvollen Gelehrtenkopf Hohenheims bisweilen die Qualität ihrer Präparate auch optisch erkennbar machen. Statistisch ist hier wohl Paracelsus häufiger zu finden als etwa (die eben nicht so populären) Hippokrates und Galen.

Apotheken, Drogerien und Kliniken bedienen sich in ihrer Namentgebung des Patronats von Paracelsus. Hier wird man die sachliche Beziehung am ehesten bejahen können, da es nun einmal üblich geworden ist, der Öffentlichkeit dienstbare Institutionen unter dem Namen einschlägiger großer Fachvertreter oder Förderer firmieren zu lassen. Wenn Paracelsus bis zum heutigen Tage im ärztlichen Standesdenken eine gewisse Rolle spielt und immer wieder als Verkünder ärztlicher Ethik und Verantwortung verstanden wird, wie durchdacht und ernsthaft eine solche Inanspruchnahme bedeutender geschichtlicher Gestalten immer auch sein mag, wenn wissenschaftliche und medizinische Auszeichnungen im Namen des in seinem Leben so selten geehrten Paracelsus vergeben werden, so ist das im Grunde ebenfalls popularisierte Wissenschaft bzw. populär präsentierte, aktualisierte und nutzbar gemachte Wissenschaftsgeschichte. Auch dadurch wird fortwährend das Paracelsus-Bild geprägt und dem Bewußtsein der Öffentlichkeit vorder- oder hintergründig nahegebracht, gleichviel mit welcher Genauigkeit und Legitimation. Ein interessantes neuestes Beispiel aus diesem Bereich ist es, daß der Städteschnellzug zwischen Klagenfurt-Villach und Salzburg-München den Namen «Paracelsus» erhalten hat. Er tritt neben andere Namen solcher Züge wie «Hans Sachs», «Prinz Eugen», «Mozart» oder «Johann Strauß» und kann damit etwas über die Städte und Länder verbindende Kraft eines solchen Namens aussagen.

II

Wenn man den ganzen geschichtlichen Reichtum dieser Beziehungen überdenkt, wird man sich nach den *Ursachen der Entwicklung* fragen. Natürlich liegen sie zunächst in Person und Werk des Mannes, der nun einmal diese Faszination für Jahrhunderte entwickelt hat. Sie liegen auch in der geschichtlichen Situation, in der er steht. Das bleibt letztlich ein Geheimnis der Geschichte.

Eine Besonderheit allerdings ist zu vermerken, die in seinem Werk liegt. Wie immer man es auch im einzelnen und als Ganzes betrachten möge, dieses Werk selbst weist, obwohl es sich in der Regel an die Gelehrten, Fachleute und Standesgenossen wendet, vereinzelt popularwissenschaftliche Tendenzen auf. Nicht nur in den großen programmatischen Reformschriften, vor allem in ihren Dedikationen und an die Öffentlichkeit oder Obrigkeit appellierenden Vorreden, sondern auch in einzelnen kleinen Arbeiten, die von vornherein für ein breites Publikum geschrieben wurden und auch zu Lebzeiten Hohenheims veröffentlicht worden sind. Sie machen sogar einen wichtigen Bestand unter den wenigen seiner intra vitam gedruckten Schriften aus. Von Hause aus anscheinend Notprodukte und wohl als Auftragsarbeiten unter dem Zwang wirtschaftlicher Gründe entstanden, gleichzeitig einem Bedürfnis der Zeit und einem keineswegs verpönten literarischen Genre von damals Rechnung tragend, haben sie der Umwelt und Nachwelt das Bild eines Volksschriftstellers überliefert, der zu aktuellen Tagesfragen und Zukunftsproblemen, vor allem zu Dingen der Politik und Zeitgeschichte, sich äußert. Es sind die Prognostikationen, Weissagungen, Kommentare mantischer Figuren und Kometenschriften. Die «Propheten» des Paracelsus haben ihn mit Nostradamus, Cario und anderen Futurologen von damals zusammengeschoben und sind bis ins 18. Jahrhundert, ja bis in die Gegenwart in entsprechenden Situationen immer wieder hervorgeholt worden. Man kann in ihnen, wenn man so will, Vorläufer der Publizistik und des Journalismus sehen.

Dieser Komplex seines echten Werkes zeigt ihn also selbst als einen «Volksschriftsteller», wenn auch nicht gerade in medizinischen Fragen, sondern in der Nähe der Kalendermacher, der Feuilletonisten. Hinzu kommen dann die zahlreichen untergeschobenen Schriften verschiedensten Ranges, die bis zur volkstümlichen Zauberei, zur Goldmacherei und Schatzgräberei reichen, und sonstige mit seinem Namen sich verbindende Traditionen, die ihn volkstümlich interessant werden ließen.

III

Neben der Frage nach den Ursachen in Hohenheims Wirken stellt sich die nach den *allgemeinen Wirkungen* des populären und popularwissenschaftlichen Paracelsus-Bildes, wie historisch «richtig», wie abgerundet, zutreffend und wissenschaftlich fundiert in den Charakterisierungen im ganzen und in den Einzelzügen es auch immer sein möge.

a) Die populäre Darstellung und die Popularwissenschaft hat zur *Erhaltung der Erinnerung an Paracelsus* beigetragen. Sie hat von ihm nicht nur – fast möchte man im modernen Journalistendeutsch sagen: wie von einem «Dauerbrenner» – gezehrt, sondern hat ihn auch genährt, «aufgebaut» (ohne daß eine besondere Absicht dahinterstand) und gewissermaßen als ein Zugstück weitergegeben. Es ist doch überaus interessant zu beobachten, wie immer wieder, wenn auch mit Unterbrechungen, das Interesse an Paracelsus aufflammt und sofort auch in der Populardarstellung zündet, wenn es nicht überhaupt jeweils dort entstanden oder angefeuert worden ist. Das zeigt sich z. B. im frühen 19. Jahrhundert in der Paracelsus-Romantik seit Fouqué oder im 20. Jahrhundert seit Kolbenheyer. Der schönen Literatur und Dichtung sind teilweise die gewichtigeren wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen erst gefolgt. Bemerkenswert dabei ist allerdings die Schlüsselstellung Sudhoffs und seiner Wiederentdeckung des Paracelsus-Themas für die Wissenschaftsgeschichte, die offenbar unabhängig von der Belletristik und Populärliteratur entstanden ist.

b) Die populäre, die dichterische und die feuilletonistische Darstellung Hohenheims hat sehr viel zur *Prägung des Paracelsus-Bildes* beigetragen, im guten wie im bösen Sinne. Sie hat es periodenweise in den Vordergrund geschoben. Sie hat ihm oft klischeehafte Züge verliehen. Sowohl der frühe Ruf des Scharlatans, Zauberers, Hexenmeisters und Teufelsbündlers wie die spätere Verherrlichung als Wohltäter der Menschheit und Träger des wissenschaftlichen und geistig-kulturellen Fortschritts stammt letztlich aus populärer und poetischer Verarbeitung oder wurde durch sie vorbereitet und vertieft.

c) Gegen die Hochschätzung Hohenheims und gegen seine Einreihung unter die Großen der Menschheitsgeschichte ist gewiß wissenschaftsgeschichtlich nichts einzuwenden. Sie ist mit Sicherheit nicht nur ein bloßes Ergebnis eines bestimmten Geschichtsbildes, einer Geschichtsdeutung, eines Gruppen- oder Schulinteresses oder gar einfachhin der Poesie. Gerade die Ambivalenz der Wertung dieses Mannes in Umwelt und Nachwelt und die widerspruchsvolle Diskussion um ihn dürften dies bestätigen.

Aber es gibt auch eine *mythifizierende und heroisierende Überhöhung* des Paracelsus-Bildes, die über das geschichtlich Feststellbare hinausgeht. Auch sie ist im wesentlichen neben der Schulbildung und

dem frühen Anhängerkreis der «Paracelsisten» der Populärliteratur zu verdanken. Dabei spielt seit der Zeit der Romantik auch der popularwissenschaftliche Zug und die Neigung zum Philosophischen und Spekulativen in der medizingeschichtlichen Betrachtung eine bedeutende Rolle. Die Glorifizierung überwiegt heute jedenfalls gegenüber der Verteufelung des Paracelsus, die seit dem 17. Jahrhundert Mode zu werden schien, und hält einer neutralen oder reserviert-freundlichen Betrachtung zumindest die Waage, wieviel auch immer Panegyriker von der Sache und von den geschichtlichen Tatsachen verstehen mögen. Die Frage nach dem Warum ist nicht einfach zu beantworten. Auch hier muß wieder auf das Geheimnis der Persönlichkeit Hohenheims, ihrer Ausstrahlung und ihres «Zaubers» verwiesen werden, der sicher von der tatsächlichen äußeren Erscheinung dieses Mannes her nicht so ohne weiteres begreifbar ist.

Es sind viele Ströme, die im Paracelsus-Bild zusammenfließen, in dem schließlich aber die bunte Palette populärer und popularwissenschaftlicher Darstellungen keine geringe Rolle spielt.

IV

Außer den allgemeinen Wirkungen wären vielleicht einige *sachliche Folgen* zu bedenken. Das Paracelsus-Bild, vor allem das volkstümliche, hat auch irgendwie *wissenschaftliche Konsequenzen oder Nebenwirkungen* gehabt, weil es präokkupierend oder atmosphärebildend oder auch zur Kritik herausfordernd wirkte, und hat das Geschichtsbild und die Vorstellungen von der geschichtlichen Leistung Hohenheims mitbestimmt.

a) Es kommen zunächst *Verdunkelung, Vernebelung oder Fehleinschätzungen* oder auch *Vereinseitigungen* von tatsächlichen Leistungen und Meinungen des Paracelsus in Betracht. Kontrovers sind ja seit längerem seine Leistungen z. B. auf den Gebieten der pharmazeutischen Chemie, der Phytopharmazie, der Wundarznei, der Syphilidologie, der Balneologie, seine Stellung zu Astrologie, Alchemie und Magie, zu den Bereichen des Okkulten, zum Neuplatonismus, überhaupt sein naturwissenschaftlicher Erkenntnisstand und seine Platzierung in der fortschreitenden Naturwissenschaft und in der empirischen Methode, seine Kosmologie und Anthropologie. Die Populärliteratur, auch die wissenschaftliche, hat im Grunde bislang wenig zur Klärung oder zu einer geordneten Wiedergabe dieser Probleme beigetragen, die sie allerdings immer wieder aufgeworfen und in einer manchmal positiv-unkritischen Verherrlichung zu lösen versucht hat. Sie ist reich an ungenauer Perspektive, wenn sie nicht gar überhaupt Paracelsus vereinzelt als Vorahner von Radio, Fernsehen, Raumfahrt, Atom-

energie u. dgl. betrachtet. Aber sie hat doch vielleicht die Heraushebung und die Beachtung einzelner Seiten und besonderer Denkrichtungen des Paracelsus gefördert, wenn nicht erzwungen. Daß sie dabei manchmal andererseits der heute modern gewordenen Fortschrittshuberei, ihrem unbegründeten Zivilisationsoptimismus, ihrem Aberglauben an die heilende Kraft von Wissenschaft und Technik und ihrem illusionären Menschen- und Geschichtsbild Vorschub leistet, ist allerdings eine andere Sache, die sich ganz gewiß nicht mit dem historischen Paracelsus begründen läßt.

b) Als Reaktion u. a. darauf ist heute eine *historische Zurechtrückung und Versachlichung des Paracelsus-Bildes* zu beobachten, die sich zumindest indirekt unter dem Druck der popularwissenschaftlichen Elogien und Überhöhungen auch im biographischen Bereich niederschlägt, teilweise an die Dürftigkeit der Quellen erinnert, teilweise neue Kombinationsmöglichkeiten erschließt. Z. B. wären hier die biographischen Untersuchungen von Wickersheimer, Blaser, Rosner und Telle zu nennen. Auch der Vergleich mit der medizinischen Vor- und Umwelt wird besser möglich und dabei versachlicht, wie es etwa Pagel und Eis gezeigt haben. Neue Quellen werden erschlossen und interpretiert, Parallelphänomene und verwandte geistige Leistungen werden herangezogen. Damit werden die so oder so pauschalieren, vereinfachten oder übertriebenen Urteile popularwissenschaftlicher Perspektiven oder voreiliger geschichtlicher Glorifizierung eingeschränkt und auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft. Das scheint mir ein wichtiger und erfreulicher Vorgang in der gegenwärtigen Paracelsus-Forschung zu sein, der sich vorwiegend auf medizin- und pharmaziegeschichtlichem, weniger auf philosophiegeschichtlichem (hier wären die Arbeiten des leider zu früh verstorbenen Erwin Metzke zu nennen), am wenigsten auf religiös-theologischem Gebiet abspielt. Im letzteren wird Paracelsus von der Fachwelt immer noch wenig, von der Schulwissenschaft oder von der Fachtheologie häufig gar nicht zur Kenntnis genommen, obwohl allmählich hinreichend Quellen in zuverlässigen Ausgaben vorliegen. Hier wird untertrieben oder verschwiegen, weil das Gerüst überlieferter geschichtlicher Strukturen für solche Randfiguren kaum Raum läßt. Diese Gebiete sind auch in der populären Literatur nicht so stark beachtet oder nicht eindringend dargestellt worden. Vielleicht sind sie oder die Anregung zur Beschäftigung mit ihnen gerade deshalb nicht in manche Kreise der Fachwissenschaft vorgedrungen? Zu dem von Joachim Seyppel edierten Bändchen «Texte deutscher Mystik des 16. Jahrhunderts» (1963), das auch Paracelsische Theologie berücksichtigt, wäre allerneuestens erst wieder die kleine Sammlung «Radikale Reformatoren», herausgegeben von Hans-Jürgen Goertz, ergänzend nachzutragen, in deren «21 biographischen Skizzen» der Beitrag von Hartmut Rudolph «Theophrast von Hohenheim

(Paracelsus), Arzt und Apostel der neuen Kreatur» sich dieses Tatbestandes angenommen hat (1978).

c) Damit ist schließlich doch insgesamt eine *Verbesserung und Erweiterung der Beurteilung Hohenheims* zu erwarten. In der popularwissenschaftlichen Literatur zeichnet sie sich schon seit langem ab, dort wo sie kritisch verfährt, z. B. in den letzten Monographien von Zekert, Kaiser und Hemleben, so unterschiedlich die Ausgangspunkte und Absichten sein mögen. Abgesehen von nie ausbleibenden Aussen-seitern sind wohl grobe Entstellungen des Paracelsus-Bildes in der ernst zu nehmenden Literatur, sowohl in der fachwissenschaftlichen wie in der popularwissenschaftlichen, vorerst nicht mehr zu erwarten. Eher schon, wie eben angedeutet, die Auslassung gewisser noch nicht genügend bekannter Züge, die allerdings für ein vollständiges Paracelsus-Bild in der Zukunft unentbehrlich, ja ausschlaggebend sein dürften. Vielleicht ist das auch eine Nebenwirkung der popularwissenschaftlichen Darstellung und der Auseinandersetzung mit ihr.

Die *universale und zeitübergreifende Leistung Hohenheims* auf verschiedenen Gebieten – auch außerhalb der Medizin im engeren Sinne – und in ihren zahlreichen Verästelungen wird möglicherweise vorerst sogar eine zusammenfassende popularwissenschaftliche Darstellung im guten und wissenschaftlich verantwortlichen Sinne in der Zusammenschau leichter und verständlicher verdeutlichen können als die Akribie fachwissenschaftlicher Einzeluntersuchung, solange uns die so dringend erwünschte umfassende Paracelsus-Biographie und -Monographie nicht vorliegt, für die zugegebenermaßen ein kompetenter Autor schwer zu finden sein wird.

Darin liegt eines der Geheimnisse des Zusammenspiels zwischen populärer, dichterisch-literarischer und fachwissenschaftlich forschender Sicht von Gestalt und Werk des Paracelsus, die es wohl immer geben wird, solange dieser Mann nicht nur durch seine wissenschaftsgeschichtliche Stellung, sondern auch durch die Eigenart und das Rätselvolle seiner Persönlichkeit die Nachlebenden in seinen Bann zieht und eine ähnliche Ausstrahlung auf die Zukunft ausgehen läßt, wie sie offenbar auf seine Umwelt gewirkt hat.

*Diese Ausführungen sind die vollständige Fassung eines gekürzt auf der Jubiläumstagung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft (35-Jahrfeier) am 4. Juni 1977 in Basel gehaltenen Vortrages, der erstmals – ebenfalls in Ausschnitten des hier vorgelegten Textes – unter dem Thema «Popularwissenschaft und Paracelsus-Bild» auf dem 59. wissenschaftlichen Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik anlässlich ihres 75-jährigen Bestehens am 18. September 1976 in Mainz geboten wurde. – Genaue Nachweise der angeführten Autoren und Werke in Fußnoten mußten aus verschiedenen Gründen unterbleiben. Mit Hilfe der von Herrn Dr. Karl-Heinz Weimann bearbeiteten «Paracelsus-Bibliographie 1932–1960» in der Reihe «Kosmosophie» (1963) und der Bibliothekskataloge und allgemeinen Bibliographien lassen sich jedoch die angeführten Werke leicht verifizieren.

Leopold Müller-Salzburg, geb. 1908



1926–1933 Studium der Ingenieurwissenschaften. Doktorat in Ingenieur-Geologie

1933–1948 Firmenpraxis, Bauleiter und Oberbauleiter

1948–1965 (u. seit 1977) Ingenieurkonsulent für Ingenieurgeologie (Talsperren, Tunnel)

1965–1977 Prof. für Felsmechanik an der Universität Karlsruhe.

Herausgeber von «Geologie und Bauwesen» (jetzt «Rock Mechanics»), Springer Wien; ca. 160 Veröffentlichungen, 2 Lehrbücher.

Hon. Prof., Baurat h. c., Dr. Ing., Dr. mont. h. c.

Erster Präsident und Pastpräsident der Internationalen Gesellschaft für Felsmechanik. Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Bologna. Gründungsmitglied der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, Salzburg (Arbeiten über Paracelsus und die Welt der Gesteine; Paracelsus und die Wasser der Erde). Mitglied der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft

Faust und Paracelsus

von Leopold Müller-Salzburg

Als ich die ehrenvolle Einladung erhielt, zu dieser denkwürdigen Jubiläumstagung einen Vortrag beizusteuern, hatte ich große Hemmungen, vor einem so geschulten Kreis ein Gebiet zu betreten, auf welchem ich doch nur Konsument und Dilettant bin, wengleich ich mir zugute halten darf, daß ein Dilettant immerhin ein Liebhaber ist. Aber bei den Studien zu einem Vortrag im Rahmen der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft über die Welt der Gesteine bei Paracelsus (also über ein Feld, auf dem man mir schon etwas weniger den Zutritt verwehren darf, der nur für Nichtbeschäftigte verboten ist) fand sich dermaßen viel, das reich an Beziehungen zur Faustdichtung und zu Goethe selbst war und eine Darstellung geradezu herausforderte, daß ich zusagte. Leichtsinnig zusagte, denn damals wußte ich noch nicht, wie hundertfach mehr es zu diesem Thema noch zu entdecken und nachzulesen gab; hätte ich gar noch gewußt, wie etliches hierüber schon niederge-

schrieben worden ist, dann hätte ich meine Zusage nicht oder höchstens für einige Jahre später gegeben. Als ich mir aber – reichlich spät – darüber klar wurde, habe ich es so gemacht, wie vor 40 Jahren bei der Konzeption meiner (ganz unreifen) dramatisierten Paracelsus-Skizze: mich nicht darum gekümmert, was andere zu meinem Thema zu sagen hatten – nicht einmal Kolbenheyer hatte ich gelesen, um mich nicht beeinflussen zu lassen –, sondern einzig auf die reich spendende Quelle der Paracelsus-Schriften selbst zurückgegriffen. Das ist sicherlich ein völlig unwissenschaftliches Vorgehen, entspricht aber meiner Einstellung, daß man Stoffe wie diesen ohnehin nicht objektiv fassen kann und daß (nach Zuckmayers Geständnis) eine freimütig einbekannte Subjektivität letzten Endes das Objektivste ist, dessen man sich befleißigen kann. Daher und aus mancherlei anderen Gründen werden nicht alle Gedanken, die ich vor Sie hinstellen darf (ohne Sie von deren Richtigkeit überzeugen zu wollen), Ihre Zustimmung finden; doch bitte ich, mir zugute zu halten, daß es ja nicht nur einen einzigen Faust und nicht nur *einen* Goethe gibt, sondern daß ein jeder seinen eigenen Goethe hat und seinen eigenen Faust besitzt (ich bespreche sozusagen meinen eigenen Faust auf eigene Faust). Sogar in der Faustdichtung hat uns Goethe mehr als nur einen Faust vorgestellt. Denn so beengt und abgegrenzt ist die menschliche Individualität nicht, daß sie nicht Spielraum ließe für tausendfache gegenseitige Einstimmungen, so daß ein jeglicher, er heiße Goethe oder Meier, in der Berührung mit einem jeden anderen Menschen, in den er sich hineinzudenken bemüht, immer wieder ein anderer ist oder doch sein kann. Dabei werde ich im Zusammenhang mit dem Geist des Paracelsus insbesondere jene beiden Goethe ansprechen müssen, um die sich die Lehrmeinungen nur wenig kümmern, nämlich den großen Naturforscher, aber auch jenen Goethe, der ein Leben lang in sich das offenbare Geheimnis zu enthüllen bemüht war. Ohne *seinen* Gang zu den Müttern, wenn auch ganz behutsam und aus der nötigen Distanz, wenigstens im Hintergrunde unserer Betrachtungen vor das innere Auge zu stellen, werden wir vordergründig den Paracelsus im Faust so wenig deutlich sehen, wie der Famulus Wagner in seinem Professor den Faust erkannte.

Nicht nötig, in diesem Kreise meinen langjährigen Freund und Lehrer Paracelsus vorzustellen; außerhalb desselben aber ist dieser große Sohn der Schweiz und große Europäer merkwürdig wenig bekannt und allenfalls noch in Österreich und in der Schweiz einigermaßen populär, obwohl er der Sprache nach ein Grunddeutscher war, der gerade hier in Basel die erste Vorlesung auf deutsch gehalten und beklagt hat, «das sie mich verachten, das ich neu bin, das ich deutsch bin». Aber nein! Wahrscheinlich kennen ihn alle bestens, nur unter falschem Namen, nämlich unter dem des Faust. Doch davon später.

Auch vom historischen Faust wissen die meisten Leute nicht allzu

viel; so ist es nur verständlich, wenn sich die Meinung eingeschlichen hat, dem Goetheschen Faust liege eben ein Bild des spätmittelalterlichen Zauberers, Alchimisten und Privatgelehrten schlechthin zugrunde, zu welchem sie alle, die Tritheim, Nostradamus, Scotus und wie sie alle heißen, und schließlich auch Johann (oder Georg) Faust und Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, beigesteuert haben; sie alle, die aus der verengenden Zeitperspektive für unsere heutige Betrachtung schon dem Fluchtpunkt der Zeiten nahe und der Gegenwart so weit entrückt sind, daß wir ihre Erscheinungen alle mehr oder minder übereinanderkopiert haben.

Paracelsus und der historische Faust

Wie wenig eine solche Schubladisierung den Tatsachen gerecht wird, zeigt schon eine Gegenüberstellung unserer beiden Helden, die einander im Leben anscheinend nirgends, aber auch in ihren Gedankenwelten nie begegnet sind, wenngleich dies oberflächliche Betrachter, die nicht zu den Quellen zurückgegangen sind, wie z. B. Kiesewetter, Arthur Schnitzler u. a., nicht wahrgenommen haben.

Es schwankt ihr Lebens- und Charakterbild nur in der Sage, nicht in der Geschichte. Gemeinsam war beiden die Statur: beide waren klein und bucklig («hochruckerig»), keineswegs ansprechend im Äußeren. Aber schon in den Gesichtszügen (soweit wir diese aus alten Bildern erkennen können) sind beide grundverschieden: listig, schlaue, fast verschlagen blickt Faust in dem angeblich nach Rembrandt kopierten Stich; tragisch, schwermütig und gedankenvoll Paracelsus auf dem Bilde von Hirschvogel. So verschieden werden uns auch ihre Charaktere geschildert: einen bloßen Aufschneider und Schwätzer, einen «teuffelischen Buben», Herumtreiber und Landstreicher nennen den Faust bedeutende und zuverlässige Zeitgenossen, indes Paracelsus (der übrigens möglicherweise gestottert hat) von Gewährsmännern «ein seltsam wunderbarlich man» und von der Nachwelt «unscheinbar nach außen, ein Riese im Herzen» (Zekert) genannt wird, dessen innerstes Wesen vielleicht am besten einer seiner für ihn charakteristischen Aussprüche bezeugt: «Der höchste Grund der Arzeney ist die Liebe». Erasmus, der ihn Freund nennt, rühmt seine ungewöhnliche Menschenkenntnis, wie andererseits der Abt Trithemius von Sponheim Faustens ungeheures Wissen und Gedächtnis (nach Augenzeugenberichten) bewundert, während er in den «schönen Wissenschaften fast unwissend» gewesen sei. Sprichwörtlich ist des Paracelsus Grobheit, die er selbst bekennt: «Von der natur bin ich nit subtil gespunnen, ist auch nit meines landes art, das man mit seidenspinnen etwas erlange. Wir werden auch nicht mit feigen erzogen, noch mit met, noch mit weizenbrot,

aber mit k as, milch und haberbrot. Es kann nicht subtile gesellen machen, zumal einem alle tage anhengt, was man in der jugend empfangen hat. ... Grob sein gegen die subtilen, katzenreinen, superfeinen. Denn die selbigen in weichen kleidern und die in frauenzimmern erzogen werden, und wir die in tanzapfen erwachsen, verstehen einander nit wohl».

Beide Männer sind, wie so viele in dieser Zeit zwischen den Zeiten, in diesen selbst für uns noch unvorstellbaren Umbrüchen, ständig auf der Wanderschaft, nicht selten sogar auf der Flucht. Beiden gebricht es an Geld. «Die hinter dem ofen sitzen, essen rebh unner und die den künsten nachziehen, essen ein milchsuppen, die winkelploser tragen k unten und seiden an; die da wandern, vermögen kaum ein twilch zu bezahlen». Und noch etwas ist beiden gemeinsam: Prahlucht. Aber während Faust sich mit seinen Schwarzen Künsten brüstet, sich als Fürst der Nekromanten, als den bedeutendsten Alchimisten aller Zeiten ausgibt, sich den Halbgott von Heidelberg nennt und zu der Behauptung versteigt, für ihn wäre es ein leichtes, alle Wunder Christi jederzeit zu wiederholen, beansprucht Theophrast von Hohenheim nur in seiner Kunst und Wissenschaft der Medizin den ersten Platz, indem er ausruft: «Ir m usset mir nach, ich nicht euch nach ... Avicenna, Galen, Rhasis, Montagnana, Mesoe usw. ... ir von Paris, ir von Montpellier, ir von Schwaben, ir von Meißen, ir von Koelln, ir von Wien ... du Italia, du Dalmatia, ... du Arabs, du Israelita, mir nach und nicht ich euch nach!» – Hören wir da nicht heraus: «Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen»? Um so bescheidener ist Paracelsus der Natur gegenüber, wie auch seinem Herrgott: «Derjenige ist ein narr, der sich witziger dünkt, denn die natur, so sie doch unser aller lehrmeisterin ist».

Die äußeren *Lebenswege* beider Persönlichkeiten haben viel Gemeinsames: Faust etwa 1491 (in Knittlingen) geboren, Paracelsus wahrscheinlich 1493 (in Einsiedeln). Faust starb am 24. Oktober 1538 (wahrscheinlich in der N ahе von Freiburg), Paracelsus am 24. September 1541 (in Salzburg). Beider Väter waren (wie auch der Vater von Goethes Faust) Ärzte, beide studierten Medizin; Faust erhielt seinen Doktorhut in Ingolstadt, Paracelsus erwähnt, «beider Arzneien Doktor» in Ferrara geworden zu sein. (Faust studierte ursprünglich Theologie, sei äußerst strebsam und von – wir würden heute sagen – «Faustischem» Erkenntnisdrang getrieben gewesen, habe sich aber dann völlig «in einen schlemmenden Müßiggänger verwandelt, der alle möglichen Zauberb ucher und Künste zusammenraffte und ... zu erlernen suchte» (Wiedmann). Er soll ferner in Krakau studiert haben, wo Magie in Universitätsvorlesungen gelehrt wurde, ähnlich wie in Salamanca, wie ein Schüler Melanchthons berichtete).

Das unstete Leben des Faust hängt wohl mit seinem Geschäft

zusammen, das nur dort Anklang finden mochte, wo er, dem allerdings ein gewaltiger Nimbus eines Alleskönners und Hexenmeisters vorausging, neu war und seine «Künste» noch nicht durchschaut worden sind; oft muß er auch fliehen, weil er den Leuten allzu eulenspiegelig mitspielte. So finden wir ihn in Kreuznach, Erfurt, Maulbronn, Nürnberg, Basel, Wittenberg und Paris.

Paracelsus hingegen wandert – mit Ausnahme seiner Flucht aus Basel – vornehmlich, weil es seine Überzeugung war, daß das Buch der Natur im Landfahren erfahren werden müsse, «so oft ein land, so oft ein blat» im Buche der Medizin. Auf Fußwanderungen und Ritten von Italien über Spanien und (vielleicht) Marokko, Frankreich, England, Dänemark und Schweden, Litauen, Weißrußland und die Wallachei, Griechenland, Kreta, Türkei und – womöglich – Ägypten, zurück über Jugoslawien, erwandert er sich, erfährt und erleidet er Europa und sammelt, was es nur zu sammeln gibt; «habe in allen den enden und orten fleissig und empsig nachgefragt, erforschung gehapt gewisser und erfarnen künsten der arzney. Nicht allein bei den doctoren, sondern auch bei den scherern, badern, gelerten erzten, weibern, schwarzkünstlern, so sich des pflegen, bei den alchimisten, bei den klöstern, bei edlen und unedlen, bei den gescheiden und einfeltigen». Auch ihm geht ein mächtiger Ruf voraus, aber der eines Heilers, welcher – nachweislich – viele Krankheiten heilte, die unserer heutigen Wissenschaft nicht zugänglich sind. Noch Jahrhunderte nach seinem Tode pilgerte das Volk von weit her an sein Grab im Sebastiansfriedhof in Salzburg, wenn es sich von Pest und Seuchen bedroht fühlte. Am Kaiserhofe in Wien weilte er, um Ferdinand I. zu heilen, indes Faust etwa zur gleichen Zeit dem französischen König Franz I. Gespensterheere gegen Italien zu führen verspricht – wir erinnern uns an den zweiten Faustteil, an die Szene «auf einem Vorgebirg» – und Maximilian dem Ersten in einer Seance Hektor, Achilles und David erscheinen ließ. Faust betrügt, das dürfen wir wohl so nennen, seine Landsleute, Paracelsus wird betrogen: Ein Canonicus in Basel verspricht ihm hundert Gulden und zahlt nur sechs, der Markgraf Philipp I. blieb ihm alles schuldig, die Nürnberger, in deren Krankenhäusern er 24 Elephantiasis-Kranke geheilt hatte, verbieten den Druck seiner Bücher. Er aber tröstet sich mit christlichen Gedanken: «Das alles darf ein arzt nicht verzagt machen. Ein frommer bringt ihm für hundert bezahlung ein und gleicht des für hundert solcher bescheißer aus». Sogar sein Famulus Oporinus versündigt sich an ihm durch üble Nachrede. Am Ende seines Weges ist er ein vom Leben und den Menschen gründlich Enttäuschter: «Wahrheit trägt Hass ein», ist die Summe seiner Erfahrungen.

Literarisch und wissenschaftlich scheint der historische Faust, so viele Wälzer ich auch befragt habe, so gut wie nichts hinterlassen zu haben. Seine Leistungen waren, wie seine Begabungen, medialer, spiri-

tistischer Art. Er war, im Gegensatz zu Paracelsus, den man eher als einen mystischen Wissenschaftler bezeichnen könnte, der größte Okkultist unter den Okkultisten, ein Super-Hanussen seiner Zeit. Sein ungeheures Wissen hat er einzig in den Dienst dieser Karriere gestellt. Heilungen, wie sie Paracelsus tausendfach vollbrachte, wurden von ihm nur gelegentlich, und zwar auf zauberische Weise, vollführt. Im übrigen sammelte er die zu seiner Zeit zahlreich erscheinenden Zauberbücher (von denen auch Goethe in Weimar noch eines in der Bibliothek vorfand), insbesondere jene, in denen «Höllenzwänge», also die Kunst gelehrt wurde, Geister zur Erscheinung zu bringen. Das «Mantelfahren» und die Gespensterbeschwörung sind seine Hauptkünste. In Erfurt, so berichtet Mutschmann, habe er den Riesen Polyphem mit halbverspeisten Menschenschenkeln im Maule erscheinen lassen, in Basel, wo er fast gleichzeitig mit Paracelsus weilte, Spuk in einem Kloster ausgelöst, einem Gastwirt, dessen Frau er verführte, habe er Poltergeister ins Haus gesetzt, und von Poltergeistern spricht auch Martin Luther in seinen Tischreden im Zusammenhang mit ihm des öfteren sowie auch davon, der Teufel habe Zauberer gegen ihn in Dienst genommen. Faust selber soll damit geprahlt haben, daß er sich dem Teufel verschrieben habe. Solcher Pakte gab es ja in der damaligen Zeit etliche; schwarz auf weiß liegen sie in den Bibliotheken.

Die Werke des Hohenheimers sind anderer Art. Als Arzt, Naturforscher, Alchemist, Philosoph und (kirchentreuer) Reformator hinterließ er 20 Bände mit rund zehntausend Seiten, weitere Bände harren noch der Herausgabe. Sein Werk enthält so Faszinierendes und Anregendes, daß selbst die Sekundärliteratur über dasselbe (nach Schipperges) auf 1180 Bücher angewachsen ist. Mit seinen höchst modern anmutenden Auffassungen, die Natur heile, nicht der Arzt; den Kranken müsse man im Auge haben, nicht allein die Krankheit, und vielen anderen, wurde dieser «Lutherus medicorum» einem gewaltigen Sturmwind, einem Vulkan verglichen. Er war das, was wir uns unter einem faustischen Menschen vorstellen. Den Medizinhistorikern gilt er als der Entdecker der Psychosomatik und der Psychotherapie, der Berufskrankheiten, insbesondere der Staublunge, der Chemotherapie ebenso wie der Homöopathie. Aber er war nicht nur Arzt. Die Grundbegriffe der Alchimie hat niemand mit ähnlicher Klarheit und Exaktheit verwendet und dargestellt wie Paracelsus, auch nicht Jakob Boehme, Trithemius und Agrippa. Er spricht kosmologisch von Kräften und Unkräften und unterscheidet in der Alchimie säuberlich die irdischen Stoffe von den «siderischen» Wirkkräften und diese wieder von deren konstituierenden Einflüssen auf die Materie wie auf die lebendigen Wesen. Gerne würde ich Ihnen Sprachproben aus seinem Werk vorführen, denn er war, nicht unähnlich Luther, ein Sprachschöpfer von höchster Begabung.

Viel, das auf Goethes Faust Bezug hat, wäre über seine *Philosophie und Weltsicht* zu sagen, weil seine Erkenntnisquellen leicht mit jenen des historischen Faust verwechselt werden können, in Wahrheit aber das genaue Gegenteil derselben sind. Nur wenige Andeutungen müssen genügen. Einiges wird ja wohl zum Vorschein kommen, wenn wir auf Parallelen zwischen seinem Schriftwerk und der Faustdichtung hinweisen werden.

Was Paracelsus seine Philosophie nennt – hier stock' ich schon, denn diese Philosophie hat mit der unseren nichts zu tun, auch nicht mit der der Alten – ist kein System, sondern ein Erkenntnisweg. Alchimie, Magie usw. ist ihm, wie übrigens vielen Alchimisten, ein Wandlungsprozeß, durch welchen im wesentlichen nicht, wie man heute meint, Gold gemacht, durch den vor allem das chemietreibende Subjekt gewandelt, gereift werden sollte: «Labor Sophiae» heißt diese Bemühung bei ihm. «Nur fürnehmen, sinnen, ein listig gedicht – der baß dichtet, ... findet die wahrheit». Die «chymische» Hochzeit – von «Brautgemächern» spricht Mephistopheles im ersten Faust – aus welcher der (stets hermaphroditisch dargestellte – der Ausspruch des Thales im zweiten Teil fällt uns ein –) Filius hervorgehen soll (Euphorion und Homunculus im Faust II), ist ihm wie den meisten Alchimisten fast eine kultische Handlung, von manchen sogar als Messe dargestellt (siehe C. G. Jung). Sie läuft auf die Erhöhung des Menschen hinaus, denn «nur die Höhe des Menschen ist der Mensch» – eine den Paracelsus besonders charakterisierende Formulierung; Faust: «Zum höchsten Wesen immerfort zu streben»; Nereus: «Gebilde, strebsam, Götter zu erreichen, und doch verdammt, sich immer selbst zu gleichen»; Faust: «Der Menschheit Krone»; «Nicht um ein Haar breit höher»; und viele andere ließe sich zitieren.

Auch Paracelsus bezeichnet sich unverhohlen als *Adept*, ja er fordert sogar vom Arzt, daß er Magie beherrsche. Aber diese Magie ist grundsätzlich anderer Art als die des historischen Faust und vieler anderer Schwarzkünstler. Die Schwarze Magie, wie sie der historische Faust treibt (und die auch in Goethes Faust eine große Rolle spielt), ist ihm wohlbekannt, aber er lehnt sie grundsätzlich ab, weil er weiß, «wie Teufel die Natur betrachten», um mit Mephistopheles zu sprechen. Schwarzmagie ist ihm Mißbrauch höherer Magie: «Magie ist an ihr selbs die verborgenst Kunst und größt Weisheit über natürliche Dingen auf Erden. Und was menschlich Vernunft unmöglich zu erfahren und zu ergründen ist, das mag durch diese Kunst der Magie erfahren und ergrünt werden».

Über zwei seiner Zeit wie auch der unseren ungewöhnliche Erkenntnisquellen verfügt dieser Nonkonformist, sich damit im schroffen Gegensatz zu den Universitäten befindend, wo nur die Autorität der alten Lehrbücher galt: «Das liecht der *natur*» – so heißt es schon bei Aristot-

teles – und das «licht des *mensch*». Das Licht der Natur kann der Mensch durch Erfahrung gewinnen, durch seinen Verstand, welcher ein «viehischer Verstand» ist, wenn der Mensch ist «das obriste Tier»; das Licht des Menschen – der Mensch ist nicht *nur* ein Tier, sondern auch ein «Geist, auch ein Engel, denn beider Eigenschaften besitzt er» – wird durch Eingebung gewonnen, welche sich systematisch schulen läßt. (Nach C. G. Jungs Deutung des Paracelsus-Werkes geschieht das durch eine Tätigkeit eines Überbewußtseins, für welches das Unterbewußtsein eine Art kontrollierendes Korrektiv darstellt. Durch die Erreichung höherer Bewußtseinszustände, würden wir heute sagen).

Der Blick ins Innere der Natur ist diesem geschulten höheren Denken offen. «Ins Innere der Natur – oh du Philister! – dringt kein erschaffener Geist ... glücklich, wem sie nur die äußere Schale weist ... *Wir* denken: Ort für Ort sind wir im Innern». Zur Eingebung meint Paracelsus: «Was erfint der Mensch von ihm selbs? Nicht ein Platzlin in ein Paar Hosen zu setzen». Caspar David Friedrich sagt dasselbe etwas anders und Weizsäcker meint: «Alles Neue wird zuerst geahnt, dann behauptet, dann bekämpft und zuletzt erst bewiesen» (nämlich diskursiv). Die Arkanenlehre, die «*Philosophia Sagax*», also die Geheimwissenschaft, ist, wie C. G. Jung meint, «ein wesentlicher Teil paracelsischen Geistes und hat Goethe bis zuletzt nicht losgelassen und von seiner Leipziger Zeit an» (ich würde doch sagen, von seiner Frankfurter Krankheit an) «bis ins höchste Alter beschäftigt: daraus ist Faust entstanden». Diese Geheimlehre folgt – wie übrigens auch die der Schwarzmagie auf andere Weise – alten Traditionen. Die Schwarze Magie wurzelt in der Spätantike, aber auch schon Salomon hat einen Teufelspakt geschlossen; die Kischuh des Judentums war Schwarzmagie, Blutmagie; unter den Teufelsbündlern Spaniens zur Zeit Philipps des Vierten (17. Jahrhundert) war sie zu Hause und spielt dort in der Don Juan-Sage eine Rolle, ja sogar Päpste wurden ihrer bezichtigt. Sehr im Gegensatz dazu die (übrigens untereinander fast übereinstimmenden) Geheimlehren des Paracelsus und anderer, wie z. B. seiner Zeitgenossen Cornelius Agrippa, welcher gleichfalls eine *Occulta Philosophia* geschrieben hat, und des Abtes Trithemius von Sponheim – der als ein offizieller Vertreter derselben galt, woraus wir sehen, daß sie durchaus nichts Anrüchiges war –; diese Lehren fußen auf der vielfältigen Hermes-Tradition, wie sie im abendländischen Geistesleben durch die Rosenkreuzer und zuletzt wohl durch Jakob Boehme vertreten war.

Warum jedoch Geheimlehren, in einer schwer entwirrbaren Sprache dargestellt? Zum einen waren Kirche und Universitäten mächtig und zu fürchten. Daß der Druck seiner Bücher so oft vereitelt wurde, zeigt deutlich, wie auch Paracelsus die Mächtigen zu fürchten hatte, von denen er sagte: «Hänge Dich an keinen Großen».

Auch Goethe gibt uns darauf Antworten: «Was man so erkennen

heißt. Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? Die wenigen, die was davon erkannt, die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt.» Das ist die eine Antwort, gegeben freilich von «schwankenden Gestalten» der Dichtung, von der ich allerdings glaube, daß sie nicht nur Theater sind, sondern «eine große Konfession» aussprechen. Die andere Antwort bekennt Goethe selbst: «Sag es keinem, nur dem Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet ...». Die Antwort des Paracelsus selbst wirkt erstaunlich zeitgemäß: «Der Sophist würde es lästern, der Unverständig würde sich ärgern, der Idiot würde es verspotten, der böse, ungottsfürchtige würde es *mißbrauchen* ... Deshalb still schweigen!» Mißbrauchen – ist das nicht zeitgemäß?

Daß dieser Weg «ins Unbetretene, nicht zu betretende, ins Unerbetene, nicht zu erbittende» voller seelischer und geistiger Gefahren ist, weiß Paracelsus sehr genau und weiß auch Goethe, doch reicht die Zeit nicht hin, darauf einzugehen. («Will sehen ob er wieder kommt» meint hämisch Mephisto, als Faust zu den Müttern stampft).

Das *Weltbild*, das sich Paracelsus aus diesen beiden Quellen zusammenholt, ist gewaltig, voller heuristischer Anregungen und eines Studiums wert. Wir werden unglaublich vieles davon im Faust wiederfinden, aber nur wenig anführen können. Sein zentraler Gedanke ist das Ineinanderwirken von *Makrokosmos* und *Mikrokosmos* – der großen und der kleinen Welt der Faustdichtung –; also die Entsprechung von «Himmel», – heute müßten wir übersetzen: von «Kosmos» – einerseits und dem Menschen, aber auch der Erdkugel, den Pflanzen, Tieren und Gesteinen andererseits, welche alle Mikrokosmen sind. Sie alle stehen in Wechselwirkung: nicht nur strahlt der Kosmos seine Kräfte auf die Erde, sondern Böses zum Beispiel, das der Mensch tut, vergiftet auch den «Himmel». Und diese Entsprechung aller der Kosmen führt Paracelsus zu der Vorstellung, daß alle Mikrokosmen ebenso wie der Gesamtkosmos lebendige *Organismen*, Wesen sind! Diese Entsprechung ist nach Paracelsus auch der Grund, weshalb wir die Natur und die Naturen mit dem Licht des Menschen überhaupt erkennen können, weshalb man einem Stein nach seiner *signatura rerum*, nach der Gebärde, der Sprache aller Dinge und der Welt, seine Entstehung, und einer Pflanze ihre «Tugend», d. h. ihre medizinische Leistungsfähigkeit ansieht – sofern man darin geschult ist, denn alles ist «nit im hui zu begreifen». Es ist die alte hermetische Tradition – Erkenntnis von gleichem durch Gleiches –, welche von der Gnosis, dem Neuplatonismus, Plotin, Scotus Erigena, Albertus Magnus, über Ficino, Campanella, Giordano Bruno zu Weigel und Boehme führt und die sich in dem Satz ausspricht «wie oben, so unten»; sie ist seit seinen Jugendjahren auch Goethes tiefste Überzeugung geworden – bei ihm heißt der Satz: «Was innen ist, ist außen» – nicht zuletzt aus seiner Paracelsus-Lektüre; eine

Überzeugung, von welcher eine ungeheure heuristische Kraft ausgeht: «Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird». Mit ganz ähnlichen Worten sagt es Rudolf Steiner.

Schon viele haben sich gewundert, wie aus dem zwielichtigen «dunklen Ehrenmann», aus diesem offenkundigen Scharlatan Johann (oder Georg) Faust in Jahrhunderten eine Zentralgestalt einer sehr deutschen Ideologie, der *faustische Mensch*, hat werden können. Es hätten sich doch, auch wenn wir von Paracelsus absehen, ganz andere Männer des damaligen Geisteslebens, ein Trithemius, Scotus Erigena, ein Nostradamus angeboten, welche besser Modell gestanden wären. Wiemken meint, weil die Faust-Figur so spektakulär sei; ich meine eher: weil sie so außerordentlich dramatisch ist (wenn ich das Wort versuchen darf), weil der Teufelspakt ein Erregendes Moment erster Ordnung ist. Wer einmal das Faust-Puppenspiel in einem Marionettentheater sah, wie ich es als Bub oft bei den Salzburger Marionetten erlebte, der kann verstehen, daß dieses Spiel den jungen Puppenspieler Wolfgang nicht mehr losließ. So hat er vom Faust die Schale genommen und ihr den Kern des Paracelsus, wie ich noch zu zeigen hoffe, einverleibt. (Marlowes Doktor Faust folgte nur dem Volksbuch – und welch' ein Unterschied! Nicht nur, weil Marlowe kein Goethe ist, sondern auch, weil Faust kein Paracelsus war.)

Goethes Faust, Paracelsus und der historische Faust

So sind dem Volksbuch gemäß viele *Stationen der äußeren Handlung* entnommen, der Pakt, Auerbachs Keller, das Auf-der-Flucht-Sein, die Tätigkeit bei Hofe, die Zauberkünste dort und vieles andere, nicht zu vergessen das übersteigerte Selbstbewußtsein des historischen Faust. (Ich möchte keine Wette eingehen darüber, ob Goethe diese Eigenschaft des Heidelberger Halbgottes übernahm, weil sie ihm nicht unbedingt unsympathisch war oder weil dieser Charakter den Ablauf der Handlung förderte; wissen wir doch, daß der junge Dichter von Pascals Ausspruch «Der Mensch geht unendlich über den Menschen hinaus» recht angetan war.)

Alles, was da als äußere Handlung (Schale) vorgeführt wird (auch die Beschwörung Helenas), ist schwarze, nach der Meinung des Paracelsus entartete, mißbrauchte Magie, Spiritismus, Psi. Magie, in welcher die Kontrolle bewußten Denkens ausgeschaltet wird: «Durch magische Worte sei die Vernunft gebunden, dagegen ... bewege frei sich herrliche verwegene Phantasie». Wenngleich reale Grenzüberschreitung ins Übersinnliche, so doch unkontrollierte Halluzination: «und wer *nicht* denkt, dem wird sie geschenkt», nämlich «die hohe Kraft der

Wissenschaft». – «Versenkt ihn in ein Meer des Wahns». In diesem Sinne ist für Faust – der den Zauberkünsten nur beiwohnt! – Zauberer oder Teufel ziemlich dasselbe und ihm «widersteht das tolle Zauberwesen». Aber – warum hat er sich dann der Magie verschrieben? Aus reinem Wissensdurst, um aus dem «Meer des Irrtums aufzutauchen»? Doch wohl nicht, denn alles das ist ja «der abgeschmackteste Betrug, ... mir bekannt, verhaßt genug». Nein, sondern der Weg, den Paracelsus ging, war ihm zu mühsam, «der große Geist hat mich verschmäht ... vor mir verschließt sich die Natur». Er hat die Prüfung, die der Erdgeist ihm auferlegte, sich selbst zu erkennen, schlecht bestanden.

Der Unterschied zwischen Schwarzer Magie und dem Adeptentum des Paracelsus wird unter anderem deutlich, wenn man den Unterschied zwischen der Walpurgisnacht und dem Walpurgisnachtstraum beachtet (was hier leider nicht im einzelnen ausgeführt werden kann). Mephistopheles – der Mephotophilos, wie ihn Kiesewetter richtiger benennen möchte, übersetzt «der das Licht nicht Liebende», Gegensatz zu Luzifer, dem (wörtlich) Lichtbringer – Mephistopheles also seinerseits ist der Entwicklungsweg der Weißen Magie verhaßt, er nennt ihn «Kribskrabs» und spricht sehr verächtlich und zynisch von «überirdischem Vergnügen» und der «hohen Intuition».

Ganz ungleich mehr, vor allem Erkenntnisbezogenes, läßt sich in beiden Faust-Teilen nicht als *Faustisches* (im historischen Sinne), sondern als *Paracelsisches* erkennen. Das ganzheitliche Denken, die Verflochtenheit von Mikro- und Makrokosmos, vor allem die Bilderwelt der Imaginationen und Intuitionen, welcher hier Gestalt gegeben wurde, das alles ist *Astronomia Magna* des Paracelsus: Die Darstellung jenes nach Paracelsus Erfahrbaren, welches Kant und unsere Wissenschaft für unerfahrbar halten, von welchem aber Faust sagt: «Die Geisterwelt ist nicht verschlossen, dein Herz ist tot» (wohlgemerkt: Herz, nicht Hirn); ähnlich Goethe: «Denken ist interessanter als wissen, aber nicht als anschauen»; und «ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, aber dem Forscher selbst keine Grenzlinien ziehen» – «spricht Geist zum anderen Geist» – und Paracelsus: «Nichts ist verborgen, das dem Menschen nicht wissend sei oder werde» und «es ist Amt des Menschen, daß er die Dinge erfahren und nicht blind sollt' sein». – «So kommt der Paracelsus und lert alles verstehen und in euren *Herzen* erkennen». Oder: «Ein jegliches Werk, das Got beschaffen hat, des Wesen und Eigenschaft ist den Menschen möglich zu ergründen». «Nur das Äußere sehen, das ist des Bauern Art». Ähnlich Morgenstern: «Alle Geheimnisse liegen in voller Offenheit vor uns ... Es gibt kein Geheimnis an sich. Es gibt nur Uneingeweihte aller Grade».

Eingehende Forschungen haben ergeben – zuletzt hat Domandl in Salzburg darüber referiert –, daß Goethes Kenntnis der Paracelsischen Werke nachgewiesen werden kann. Der – oft sogar wörtlichen – Über-

einstimmungen zwischen dem Schriftwerk des Paracelsus und dem Goethischen Faust sind so viele, daß sich schon bei nur flüchtigem Lesen des Faust in einem Zuge an die hundert Parallelen haben erkennen lassen. Wir können nur einiges herausgreifen.

Übergehen wir also – wenn auch ungerne – die sprachlichen Entsprechungen, in denen wörtlich oder sachlich vom Licht des Menschen und der Natur gesprochen wird, von leiblichem und geistigem Verstand (dem Verstand einerseits und dem Himmelslicht Vernunft andererseits); von der Bücherweisheit auf dem Papier, das «aus Lappen gemacht» ist «und ist zumeist auch Lapperei, was draufgeschrieben ist»; von den positiven Aspekten der Astrologie, über welche viel zu sagen wäre, die in der gemeinen Form übrigens beide, Paracelsus und Goethe, ablehnen, weil sich «der Teufel ... hübsch in die Astronomie geflickt» hat; über die Alchimie; den Erdgeist und über das Wesen des Teufels; und sogar über die Geburt meiner lieben Felsen, die «empor-geschoben» und «gebürgt» werden, genau als hätte Paracelsus an dieser Szene mitgeschrieben, und die ein Gott geformt, der nicht «von außen stieße», weil er «kein Stein», überhaupt «nichts leer stehen läßt, sondern er füllt dasselbig». Übergehen wir das alles und begnügen uns mit einem Blick auf die Naturwesen des Paracelsus, auf die Homunculus-Gestalt und auf die Mütter.

Die Sylphen oder Elfen (Luftwesen), Nymphen und Undinen (Wasserwesen), Gnomen oder Pygmäen, auch mit Imsen vergesellschaftet (Erdwesen, die bei Paracelsus auch Erdmännlein heißen) und Salamander (Feuer- oder Lichtwesen), sie alle sind im Faust mit ganz denselben Attributen und Eigenschaften ausgestattet und verrichten die gleichen Tätigkeiten wie bei Paracelsus. Und wie dieser befaßt sich auch Goethe am meisten mit den Erdmännlein. Bei Paracelsus, der sie noch, wie die alten Griechen, mit eigenen Augen gesehen hat – ich scheue mich, diesen ernstzunehmenden Wissenschaftler einer Lüge zu zeihen und zu sagen: gesehen zu haben glaubt –, sind sie Wesen, die noch nicht der physischen Welt angehören, aber als allerunterste Glieder des hierarchisch strukturierten Weltganzen in die Materie hereinwirken, und zwar in spezifischer Art, da sie den vier Elementen, d. h. Naturkräften, Luft, Wasser, Erde und Feuer, zugeordnet sind, welche «das wahrhaft Zeugende» im Faust wie bei Paracelsus sind. Auf der Grundlage der (verhärtenden, konkretisierenden) Sal-Prozesse der (verflüchtigenden, ätherisierenden) Sulphurprozesse und der (ausgleichenden, verbindenden und lösenden) Merkurprozesse bauen sie alle Dinge der Welt nach dem Gesetz des «Himmels» auf und wieder ab. Paracelsus nennt sie «Leut»; im heutigen Begriffsvokabular sind sie wie manches andere wohl am besten mit anthroposophischer Terminologie als «*Elementarwesen*» zu bezeichnen. Ein äußerst dynamisches Weltbild, welches Goethe im Faust meines Erachtens nur gelegentlich, so z. B. bei der

Zaubervorstellung im Kaiserpalast, allegorisch darstellt (wie der Knabe Wagenlenker sagt), ihm im allgemeinen aber den Charakter einer geistigen Schau in andere Welten gibt; z. B. in die Welt kosmischer Zeugungskräfte des Nereus und der zeugenden Kabiren, die Welt, von welcher Goethes naturwissenschaftliche Schriften sagen: «Nichts ist, nichts ist geworden – alles wird und vergeht». Paracelsus: «Alle Tage ist eine veränderte Natur da». Wo freilich der Teufel solche Wesen nur herbeizaubert, um z. B. einen Fluß anschwellen und über die Ufer treten zu lassen, erkennt Faust Nymphen dieser Art sofort als «Wasserlügen». (Was zaubern heute unsere Zaublerlehrlinge alles aus der Salamander-Welt der Elektronen, deren Rolle bisher in der Natur eine ganz andere war!)

Ganz folgerichtig, ganz im Sinne paracelsischer Ordnungen, läßt Faust der Beschwörung des unheimlich anschwellenden Pudels in der Studierstube, dem «Spruch der Viere», mit welchem «Salamander, Undinen, Sylphen und Kobolde» gegen diese beängstigende Erscheinung angesetzt werden, unmittelbar die Betrachtung über «die Elemente, ihre Kraft und Eigenschaft» folgen, denen sie zugeordnet sind, und ganz im Sinne des Paracelsischen Weltbildes, in welchem diese dem Menschen und der Natur gefälligen Elementarwesen nichts mit den Teuflischen zu tun haben, muß er feststellen: «Keines der Viere steckt in dem Tiere». Ganz so Paracelsus: Nur «bei den Theologen ist solch' Ding Teufelsgespent, aber nicht bei den rechten Theologen», weshalb man «ohnhergrünt nichts verwerfen» sollte.

Der ursprüngliche Fauststoff enthält als einziges Wesen, das nicht dem irdischen Plan angehört, den Teufel. Die Helena erscheint im Puppenspiel – ebenso wie verschiedene beschworene «Geister» im Volksbuch und auch in der Hexenküche Goethes – nur als ein Phantom, ein Spuk. Wenn Goethe dagegen im Zweiten Teil die Helena-Begegnung und alles, was dazu gehört, in einer heute fast surrealistisch anmutenden Weise ausgestaltet hat, so daß sie drei Jahrtausende umspannt, d. h., sich jenseits von Raum und Zeit darstellt, und bei solcher Gelegenheit die ganze Lebensfülle der bis ins letzte Glied durchseelten Natur des klassischen Griechenlands wiederbelebt und dies mit einem Eifer besorgt, der mehr als nur Wohlgefallen an der alten Mythologie verrät, so entfernt er sich damit so weit von der Faustfabel, daß wir, nun schon einmal auf dieser Fährte angelangt, wohl auch hier nach Paracelsischem suchen dürfen. In dieser Welt des «Ungreifbaren» – übrigens ein paracelsischer Lieblingsausdruck, wenn dieser «Sichtiges» und «Unsichtiges» unterscheiden möchte – wogen und webten beinahe mehr Figuren, als im ganzen Gedicht irdische Personen auftreten.

Eine von ihnen, die erst entstehen will, ist *Homunculus*. Er gehört noch nicht der Welt des «Entstandenen» an, sondern der WerdeWelt,

wie sie vor allem die «Felsbuchten des Ägäischen Meeres» und den «Peneios» bevölkern; «doch alle noch nicht fertig», wie Nereiden und Tritonen bemerken.

Über die Schwelle zu dieser Welt seinen Blick zu erheben und seinen Geist zutiefst zu versenken, in Einklang mit den ein ganzes Leben lang betriebenen naturwissenschaftlichen Erkenntnisstreben, muß Goethe ein wichtiges Anliegen gewesen sein, wie unter anderem dadurch bezeugt wird, daß er das Gedicht ein Jahr vor seinem Tod als sein Hauptgeschäft bezeichnet und es versiegelt der Nachwelt übergibt. Gleich wichtig, wenn auch nicht wörtlich als Hauptgeschäft deklariert, waren ihm nur noch seine naturwissenschaftlichen Studien.

Bei Paracelsus haben alle Wesen, nicht nur die Menschen, auch die Tiere, auch die Metalle und die Sterne, einen «greiflichen» und einen «unsichtigen» Leib. Zum Beispiel hat «ein Mensch zwei Körper, einen von Elementen, den anderen vom Firmament. Der von den Elementen stirbt und fault in der Erde, ... der andere schwebt in Lüften und auf Erden». Allen Alchimisten war (nach C. G. Jung) der Stoff stofflich und geistig (nur viel feiner) und der Geist geistig und stofflich (nur viel gröber). Ein eindeutiger Monismus, wie wir ihn auch in Goethes Naturforschung zugrundegelegt finden glauben. «Wie alles sich zum Ganzen webt», ... «Himmelskräfte ... durch die Erde dringen». Aber nicht im Lichte der Natur, sondern nur im Lichte des Menschen, also sozusagen mit Seelenkräften höherer Organe, schaut man in diese Welt hinein, wenn man den langen und mühsamen alchimistischen Schulungsweg durchgemacht hat. So kann auch Goethe, wenn er diese Welt der «Gestaltung, Umgestaltung» aufzeigen möchte, sie uns nur als Bilderwelt, d. h. als eine großartige Imagination, vor Augen stellen, gemalt in Bildern, aber, wie ich glaube, ebenso als eine gewaltige Realität verstanden, wie bei Paracelsus diese Dinge Realität waren. Paracelsus hat ja ein ganzes Buch über die Homunculi geschrieben. Ob er der erste und der einzige ist, der Erfinder des Homunculus, habe ich nicht feststellen können.

Helena entwest, sobald Faust in die Welt des Hier und Nun zurückkehrt; des Paracelsus Melusine, eine in vielem vergleichbare Gestalt, verwandelt sich in ein anderes Wesen. Auch Euphorion «öst sich auf». Während Homunculus das Ergebnis einer «chymischen Hochzeit» ist, ein «filius» also, ähnlich dem Stein der Weisen, gezeugt in der Retorte, kann Euphorion ganz ähnlich als «filius» im Sinne der Alchimie gesehen werden, aber entstanden in der Hochzeit zweier im Sinne der Alchimie zu höherer Entwicklung, Individualisierung gelangten, einer höheren Individuation teilhaftig gewordenen Menschenwesen. Paracelsus versteht die Verwandlung der Melusine keineswegs als eine Metapher; inwieweit Goethe an Realitäten, natürlich höhere Wirklichkeiten, dachte, das wage ich nur als Frage aufzuwerfen, hier nicht zu beantworten.

Ein solcher Übertritt über die Schwelle der sichtbaren Welt – «nichts wirst du sehen in ewig leerer Ferne, den Schritt nicht hören» – in andere Bewußtseinszustände, war auch schon Fausts *Gang zu den Müttern*, mit allen Symptomen einer solchen «Reise» ausgestattet. «Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder»; stampfend – wer dächte da nicht an das Stampfen der Bässe und Pauken, welche Parsifals Gang zum Gral (also auch in eine ferne Welt) begleiten, wobei der Mystagoge Gurnemanz den Arm um seine Schulter legt. Von Einsamkeiten ist die Rede, vom Schweigen oft und vom Fehlen alles Festen. Man braucht einen Schlüssel, um dorthin zu gelangen, eine Unterweisung. Denn man tritt aus der gewohnten Welt heraus, ins Unbetretene, Dimensionslose, wo es Raum und Zeit, oben und unten nicht mehr gibt: «Versinke denn, ich könnt auch sagen: steige! Entfliehe dem Entstandenen!»

Die Mütter gehören also nicht der Stoffwelt an, sondern, wie Paracelsus sagen würde, der Welt der Kräfte und Unkräfte, der Antimaterie: «Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit». Wer aber sind die Mütter? Goethe verrät es kaum. Ob uns da Paracelsus weiterführt? Ein Stückchen wenigstens? «Als ein Got hat wöllen die erden beschaffen und in seiner götlich weisheit dieselbige fürbetracht» (d. h. vorhergedacht), «wie und in was Wege sie sein solle, hat er sie geteilet in vier teil, also das do sein vier corpora, welche vier corpora *müter* sollt sein alle der Dinge ... nämlich Himmel, erden, wasser, luft». Und anderswo: «ein element ist ein mutter, das da gebert ... aus den vier müttern werden alle dinge geborn der ganzen welt» – geboren, also alles wiederum lebendig empfunden, organisch gedacht! –. Sein Sprachgeist hat es ihm eingegeben, aus mater-ia die Mütter herauszuhören, so wie er ja das lateinische und verdeutschte Wort oft nebeneinander gebraucht. Wir dürfen bei Materie nur nicht an jene Materie denken, welche das Fundament der heutigen Wissenschaft ist, sondern an eine geistdurchflutete Materie im Sinne paracelsischer und alchimistischer Sicht.

In *einem* Fragenkreis steht Goethes Faust sowohl zur Person des historischen Faust wie zu der des Paracelsus eindeutig in Widerspruch: Gedanken wie der: «wer darf ihn nennen, und wer bekennen, ich glaub ihn! Wer empfinden und sich überwinden zu sagen: ich glaub ihn nicht?» waren dem Jahrhundert fremd und deshalb nicht nur dem Paracelsus, sondern sicher auch dem Faust. Ebenso ist es neunzehntes und nicht sechzehntes Jahrhundert, wenn Mephisto sagt, er sei «schon lang ins Fabelbuch geschrieben», man glaube nicht mehr an ihn. Der Teufel ist für Paracelsus ebenso eine Realität wie *auch* für den, der mit ihm zu paktieren überzeugt war. Den Teufel sogar von höchster Stelle her als nicht existent zu erklären, blieb erst der Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts vorbehalten, und zwar der anglikanischen.

Die Faustdichtung steckt ja von Anfang bis Ende voller Anachronismen. So z. B., «daß wir nicht wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen»: Weder Faust noch Paracelsus, wahrscheinlich kaum irgend ein Mensch der damaligen selbstbewußten Zeit, hätte das gesagt; das ist Kant, Jahrhunderte später; Erkenntnissschranke *unseres* Jahrhunderts. Auch Neptunismus und Plutonismus ins Gespräch zu bringen und noch dazu in Verbindung mit Anaxagoras und Thales, ist reiner Anachronismus. Wie kommt es aber, daß uns diese Anachronismen so gar nicht stören? Ich glaube, weil der Stoff so ganz aus aller Zeit herausgehoben und in ein historisches Gewand nur eingekleidet ist; – nicht allein in dem Sinne von überzeitlicher Gültigkeit der Aussage, sondern eben nach seinem Gehalt an Transzendenz, für dessen Darstellung – so hat man oft den Eindruck – die Begebenheiten auf der Bühne dem «Sehnen nach jenem stillen, ernsten Geisterreich» nur ein Vorwand sind.

Die wenigen Beispiele, die ich Ihnen zitieren konnte, ließen sich in unerwarteter Zahl vermehren. Nehmen wir am Faust-Gedicht die geistige Handlung wichtiger als die Zaubereien und die äußere Handlung, so können wir zwar den historischen Paracelsus einen *faustischen Menschen* (im Sinne des Goetheschen Faust), aber keineswegs den historischen Faust einen paracelsischen Menschen nennen; auch nicht einen faustischen; viel eher wäre es angebracht, den Goetheschen Faust einen paracelsischen Menschen zu heißen. Das bringt mich auf ein reizvolles Problem, das mich seit Jahrzehnten beschäftigt – das des nachtodlichen Erdenschicksals Paracelsi. Ich meine nicht das Schicksal der Entelechie, sondern das des hinterlassenen Werkes, des Namens, des Bildes, das unter den Menschen fortlebt und nachwirkt. Lassen Sie mich diesem Problem noch ein paar Worte widmen.

Zuvor wäre da freilich noch etwas anderes zu berühren, etwas, das die Klärung dieser aufgeworfenen Frage erleichtern würde: nämlich das ebenso künstlerisch-literarisch wie biographisch bedeutsame Problem: hat Goethe alle die vielen paracelsischen Gedankenmotive, Begriffe und Anschauungen in das Werk hineingenommen, weil er sich durch diese (wie auch von der Sprachgewalt des Meisters) angeregt fühlte, weil sie viele Dialoge blumenreich ausschmücken halfen, bzw. weil sie das spätgotische – Paracelsus war ja eigentlich nur halb ein Renaissancemensch, zur anderen Hälfte tief in der sterbenden Gotik verwurzelt – das gotische Kolorit verstärken halfen? Oder ging es ihm dabei um mehr, etwa darum, abzuklären, was «früh sich einst dem trüben Blick gezeigt» und ihn seit seiner Frankfurter Zeit beschäftigte? Wollte sich etwa der künstlerische Geist erkenntnistheoretisch und weltanschaulich mit Geistesfragen auseinandersetzen, was er natürlich nur auf *seinen* Wegen konnte, die *andere* waren als die der Weltmächte Darwin und Newton, mit denen er ein Leben lang gerungen

hat? War er, der auf musische, intuitive Art Naturforschende, von der paracelsischen Heuristik und Forschungsmethode angezogen? Hat diese auch sein wissenschaftliches Werk beeinflußt? Bestand zwischen beiden Männern Geistesverwandtschaft?

Diesem Fragenkomplex näherzutreten, müßten wir uns mit Goethe und Paracelsus so ausführlich befassen, wie wir es mit Paracelsus und Faust getan haben – ein unausschöpfbares Thema! Ich hatte es vor, bin aber auf der Strecke geblieben; nicht so sehr inhaltlich, als dem Umfange nach. So lassen Sie mich diese Hälfte meines Konzeptes streichen und noch ein wenig auf das angedeutete Schicksalsmotiv eingehen.

Die Tragik des Schattens

Wie tragisch das Erdenleben des Hohenheimers verlief, davon kündigt eine ganze Literatur. Es läßt sich in kurzen Worten nicht einmal andeuten. Durch gehäufte und gesteigerte, innere wie äußere Konflikte sind ja viele Lebenswege an der Zeitwende von der Gotik zur Renaissance gezeichnet. Bei Paracelsus ist dies alles, entsprechend seinem eigenen ungebändigten Charakter, ins Masslose gesteigert. Kaum irgendwo war seines Bleibens länger als ein bis anderthalb Jahre. Von Stadt zu Stadt zog er umher in immer neuer Hoffnung, seine Bücher gedruckt zu sehen; mit Leuten wie Hans Faust mag er oft verwechselt worden sein, und dies zu seinem Schaden. Mit den Ärzten lebte er in Streit, weil er ein radikaler Neuerer war, mit den Apothekern, weil er diesen «Sudelköchen», wie er sie öffentlich nennt, auf die Finger schaute. Von unbegüterten Patienten nahm er kein Geld, die Reichen hingegen prellten ihn um seine Honorare. Verleumdungen, öffentlich angeschlagene Pamphlete wider ihn, sind nur zum Teil der Gehässigkeit seiner Umwelt, vielfach seinem aggressiven Wesen, aber auch seinem mutigen Eintreten für das bedrückte, arbeitende Volk der Bergleute und Bauern zuzuschreiben. Alle seine Freundschaften, die er hochhielt wie kein anderer, gingen in Brüche. Von einer Lebensgefährtin weiß seine Biographie nichts zu melden.

Es kann nun beeindruckend, zu verfolgen, wie sich dieses *Schicksal*, schon das äußere, noch mehr das *des Werkes*, nach seinem Tode fortsetzt. Wie er um seinen Nachruhm, um seinen guten Namen gebracht wurde und unter uns unter fremdem Namen weiterlebt, damit haben wir uns eben ausführlich beschäftigt. Der Begriff des Faustischen gebührte eigentlich an *seinen* Namen geheftet zu werden. Wir haben nicht übersehen, daß dieser Namensraub durch einen geschah, der ihm nicht übel wollte, ja der ihn, wie ich glaube, sehr hoch achtete, wenn nicht verehrte (was auch festgehaltene Aussprüche bezeugen). Aber es kommt noch viel seltsamer: ein anderer Dichter, der sich weit weniger

mit seiner Biographie befaßt hat, schrieb einen ebenso literarisch wie inhaltlich höchst oberflächlichen Einakter, dem er den Titel «Paracelsus» gab: Arthur Schnitzler. Darin wird nun – um die Ironie vollständig zu machen – Paracelsus genau als jener Scharlatan, Jahrmarkt-gaukler und Betrüger dargestellt, der der historische Faust de facto gewesen ist. Und Thomas Mann hat das Faustidol «mitsamt dem zugehörigen Dämon», wie Kahler schreibt, der die Faustmystik als einen Rückfall in archaische Primitivität bezeichnet, säkularisiert; aber damit hat er auch den Paracelsus verstoßen.

Dutzende von Sagen haben sich seiner bemächtigt; auch in diesen ist er eher ein Faust als ein Paracelsus, wenngleich kein Teufelspaktierer, sondern ein Wunderheiler, der auf einem Schimmel durch die Lüfte reitet; immerhin einer, der überall dort heilend eingreift, wo Not und Krankheit herrschen. Nur das einfache Volk, dem sich Paracelsus immer zugezählt und zugesellt hat, verehrt ihn bis ins vorige Jahrhundert hinein wie einen Heros. Bei den Gebildeten aber gerät der Mann, der vielleicht eines der größten Besitztümer der Nation ist, in völlige Vergessenheit.

Sein Werk wurde erst viele Jahrzehnte nach seinem Tode gedruckt. Die Originale waren auf Geheiß ihres Eigentümers, des Kurfürsten und Pfalzgrafen von Neuburg an der Donau, nach Düsseldorf geschickt worden mit der Bemerkung «Bücher, so nichts taugen, soll man verbrennen». Glücklicherweise geschah das erst, nachdem die meisten seiner Werke schon gedruckt worden waren. Dennoch wurde seine Wissenschaft erst knapp vierhundert Jahre nach seinem Tode neu entdeckt, und heute vergeht kein Paracelsus-Kongreß, an welchem nicht ganz neue Geistestaten und wissenschaftliche Leistungen dieses Großen dokumentiert werden. Aber auch darin waltet Tragik:

- Bestätigt wird er von der Gegenwart in allen jenen Punkten, in denen sich die gegenwärtige Wissenschaft durch ihn bestätigt fühlt, keineswegs in allen seinen Leistungen.
- Er, der ein Außenseiter par excellence war, unterliegt heute dem bestätigenden oder ablehnenden Urteil ausgerechnet der Hochschulen, die er zeitlebens bekämpfte und die ihn bekämpften.
- So werden zwar seine Leistungen hoch gerühmt und dennoch nur teilweise ernst genommen, gefiltert durch die Brille der Forschungsdogmatik, die es ja bekanntlich in unserer Mehrheitswissenschaft auch gibt.
- Auch die Erfahrungheit, auf welche er so oft pocht, im Gegensatz zu der Büchergelehrsamkeit der Hochschulen, wird völlig falsch verstanden, indem seine experientia mit unserem experimentum verwechselt wird, mit dem sie nichts zu tun hat.
- So gilt er z. B. zwar als Begründer der Chemotherapie, der er ja auch ist, aber es wird geflissentlich verschwiegen, daß er gleichzeitig die

Verwendung der bodenständigen Naturheilmittel und der Kräuter aufs dringlichste empfahl und hierüber ganz konkrete Anweisungen gab.

- Gerade seine heuristisch interessantesten und tiefsten Schauungen aber werden als «befangen im Volksglauben» abgetan, aus der allgemeinen modernen rationalistischen Angst vor Aberglauben. Gerade das, worauf es ihm ankam, die Anschauung von der Belebtheit des Universums, von der organischen Natur aller, auch der uns heute tot erscheinenden Dinge, seine großartige Signaturenlehre wie deren philosophische Begründung, gelten natürlich als vorwissenschaftlich oder nur wissenschaftsgeschichtlich interessant.

Freilich, ein wenig dämmert es. Ich glaube, daß auch wir an einer Zeitenwende stehen, in der das Zurückschlagen der Pendel schon wahrgenommen werden kann. Anzeichen dafür sind vorhanden, daß unser allzu einseitig entwickeltes mechanistisches, reduziertes Weltbild Korrekturen erfahren wird. Da könnte ein Paracelsus, der jenen Riß noch nicht kannte, welcher durch jeden heutigen Menschen hindurch geht, und welchen Kant geschlagen hat, indem er die Erkenntnisobjekte in erforschliche und unerforschliche einteilte, eine Hilfe sein; freilich *nicht* in seinen Forschungsergebnissen, die zum Teil überholt sind, wie auch die unsern es bald sein werden; sondern durch die von ihm geübte Pflege höherer Erkenntnisorgane in Ergänzung derjenigen unserer verkrüppelten intellektuellen Einseitigkeit. «Es ist hier nicht die Rede von einer durchzusetzenden Meinung, sondern von einer mitzuteilenden Methode, deren sich ein jeder, als eines Werkzeuges, nach seiner Art bedienen möge»; so Goethe an Hegel. Wir haben die Methode auf dem technischen Felde ausprobiert; sie trägt.

Noch ist Paracelsus, dieser letzte Arzt und Naturwissenschaftler, der eine verbindliche Theorie der Medizin besaß (Schipperges), nach Meinung vieler Forscher (z. B. C. G. Jung) nicht zu Ende entdeckt. Mit seiner *Methode* hing es doch zusammen, wenn festgestellt wird, daß er die Gabe der Innovation, welche heute als Maßstab gilt, in einem ungewöhnlich hohen Maß besaß. Freilich wird, um sich von ihm anregen zu lassen, um z. B. aus seiner Anschauung von der Einheit von Welt und Mensch Konsequenzen zu ziehen, etwa in der Verantwortung unserer Umwelt und unserer lieben Erde gegenüber, eine große Unbefangenheit nötig sein, welche wir erst lernen müssen (Hemleben).

Wahrscheinlich wird Ihnen manches, das ich vorgebracht habe, etwas weit hergeholt erscheinen, manches vielleicht auch etwas mystisch, obwohl ich da nicht zustimmen könnte. Aber nachdem schon Goethe zu Eckermann sagte, seinen Faust könne nur ein Eingeweihter verstehen, so haben wir uns heute eben von Paracelsus ein wenig einweihen lassen.

Hermann E. Helmrich, geb. 1919



Studien: 1. Weltgeschichte, ausgewählte Kapitel: 1938 Reichsarbeitsdienst, 1939–45 an der Front in Polen, Frankreich, Ruß-

land; 2. dazwischen und danach: Medizin in München; 1947 Staatsexamen und Promotion mit der Arbeit: «Das Herz im Kosmos und die Pharmakologie des Herzens bei Paracelsus»

Seit 1950 niedergelassener Arzt und Autor von Spezialstudien über Spagyrik, Paracelsus und Einschlängiges sowie über Bindegewebssmassage, passive Entspannung u. a. Seit 1960 Leiter einer privaten, staatlich anerkannten Massageschule in München

Die «fünf Facultäten oder Secten» des Paracelsus

von Hermann E. Helmrich

Erlauben Sie mir zu Beginn einige persönliche Reminiszenzen. Es war vor 28 Jahren, daß ich – ein junger deutscher Arzt mit einer schweizerischen Mutter, der den letzten Krieg in der deutschen Wehrmacht miterlebt und dann zwei Jahre darnach über Paracelsus promoviert hatte – den ersten Vortrag meines Lebens vor der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft in Zürich, im Zunfthaus «Zur Waag», halten durfte. Das war für mich sehr aufregend und ich habe dabei mein Hemd durchgeschwitzt! Wohl nicht nur wegen des Vortrags allein. War ich doch nach 12 Jahren Unterbrechung, in denen ich in einseitiger Richtung zu rasch für mein Alter erwachsen geworden war, erstmalig wieder da, wo ich vordem jedes Jahr einmal hatte sein dürfen, wo ich also quasi den Anschluß an mein früheres unbelastetes Aufwachsen wiederfand.

Es war 4 Jahre später hier in Basel – 1953, als auch die Internationale Paracelsus-Gesellschaft mit zugegen war –, daß ich zum letzten Mal vor Ihnen sprach. Vielleicht war dieser Vortrag etwas zu aggressiv geraten, wenn er auch nicht unartig gemeint war. Ob es daran lag, daß ich sozusagen ein paracelsisches Schicksal erlitt, indem man mich darnach nicht mehr aufforderte, oder ob es andere Umstände waren, die inzwischen 24 Jahre verstreichen ließen, ich weiß es nicht. Doch weiß ich

heute in der Rückschau, daß auch die ehrlichste «Sturm-und-Drang-Periode» sich mit den Zeiten verliert, wenn man Glück hat, zugunsten ihrer Quinta essentia, die – wenn sie diese Bezeichnung verdient – schließlich ohne Forderungscharakter einfach da ist und sich solcherart auch einfacher darstellen läßt. So darf ich also heute vor Ihnen den geläuterten alten Faden wieder aufgreifen.

Paracelsus findet einmal zu der Schlußfolgerung, daß, wenn alle Möglichkeiten menschlicher Varianten und Unterschiede erschöpft seien und Gott deshalb den alten Adam wiederkehren lassen müßte – daß dann der Jüngste Tag da sei. Bis dahin sind also alle Menschen zwangsläufig verschieden, darunter auch die relativ wenigen, die sich – durch die letzten Jahrhunderte bis heute – mit Paracelsus ernsthafter befaßt haben und ihn lieben. Denn jeder liebt ihn aus seinen eigenen Gründen! Daher auch die so unterschiedlichen Interpretationen, in denen wir sein geschichtliches Bild und sein Werk wiederfinden, von den böswilligen Darstellungen hier einmal abgesehen. Ich weiß wohl, daß man sonst in diesem Zusammenhang gern von Hohenheims Universalität und der Vielseitigkeit seines Geistes spricht, und das ist auch zweifellos richtig. Doch sollte man sich nicht an ihm herausreden, wo man sich an die eigene Nase fassen muß.

Wir alle empfinden, jeder von uns auf seine Weise, bei Paracelsus nicht nur etwas Großes und Überraschendes in historischer Sicht, sondern in dem Sinne, daß da etwas ist, was in unseren heutigen Aspekten fehlt, was uns – trotz aller Fortschritte in der Medizin und auch sonst – arm erscheinen läßt, während er, der kein eigenes Dach, keinen eigenen Herd hatte, soviel reicher war. Und er, der so empfindlich sein und zornig werden konnte, wenn es um die Wahrheit und Richtigkeit bei den Dingen wie bei den Menschen ging, und bei den letzteren auch um die Rechtschaffenheit, er wußte sehr genau um die mögliche wie auch nötige Vielfältigkeit menschlicher Aspekte und ihrer nebeneinander berechtigten Folgerungen und Auswirkungen. Schon seine frühesten Schriften bestätigen das.

Mein Thema, «Die fünf Facultäten oder Secten» des Paracelsus», hat für mich, der ich schon seit 1943 meinen Paracelsus lese, die Bedeutung eines Schlüsselthemas par excellence gewonnen. Es findet sich belegt im ersten Prolog-Buch jenes berühmten Fragments «Von den fünf Entien» (um 1520). Das zweite Prolog-Buch skizziert dann ebenso knapp diese «Entien», nämlich fünf übergeordnete Krankheitsursachen, deren jede alle Krankheiten «machen» kann. Und dann folgt die breite Ausführung der Entien in einem «Parenthesis». Parenthese ist ein Zwischenstück. Und so sollten wohl die «fünf Entien» zwischen beiden Prolog-Büchern einerseits und einem nicht vorhandenen gewichtigen Hauptteil andererseits, von dem wir nur noch die Überschrift kennen, eingefügt sein. Was noch folgen sollte, sind aber jene «fünf li-

bri Praxeii», in denen unzweifelhaft beschrieben werden sollte, wie jede «Facultät» auf ihre Weise allen fünf «Entien» zu begegnen und in ihnen zu handeln habe.

So bleibt uns für unser Thema nur das erste Prolog-Buch und, was die konkrete Skizzierung der «fünf Facultäten» betrifft, ein Kapitel daraus von anderthalb Druckseiten. Ich will hier nicht in breiterer Form zitieren. Sie alle können, wenn Sie das nachlesen wollen, die angegebene Stelle finden. Und vielleicht geht es Ihnen dann wie mir, der ich je länger, umso weniger verstehen kann, warum diese Stelle bisher so unbekannt, ja unerwähnt geblieben ist und warum auch meine seit einem Vierteljahrhundert veröffentlichten Hinweise darauf eigentlich keinerlei Echo ausgelöst haben. Nicht zuletzt aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, dieses Thema heute in den Vordergrund zu stellen.

Daß Paracelsus hier von «Facultäten» spricht, besagt bereits, daß er nicht nur eine, sondern eben fünf medizinische Fakultäten (nach unserem Sprachgebrauch) sieht, erkennt und gegeneinander abgrenzt. Und dies ist nicht eine Unterteilung nach Fachgebieten wie die «Wundärztzt» und die Leibärztzt», also die Chirurgie und die innere Medizin und die vielen inzwischen noch hinzugekommenen Spezialbereiche, durch welche unser heutiger schulmedizinischer Kuchen in ebensoviele Tortenstückchen aufgeteilt erscheint. Denn, mit Ausnahme der Psychotherapie, befinden sich diese getrennten Fachbereiche alle auf der gleichen Tortenplatte oder, seriöser ausgedrückt, auf der gleichen facultativen Ebene. Die Psychotherapie jedoch handelt, wie wir heute wieder wissen, nachdem es Paracelsus auch schon gewußt hat, unabhängig davon auf einem ganz anders gearteten Feld, d.h. auf einer anderen Ebene.

Nun, Paracelsus nennt in solcher Sicht gleich fünf Ebenen! Notwendigerweise müssen uns Heutigen also drei davon unbekannt sein. Vielleicht ist das der Grund, warum sich bisher noch niemand damit anfreunden konnte. Wird doch Paracelsus in der Regel überhaupt immer nur da zitiert und gefeiert, wo wir ihn inzwischen aus Eigenem verstehen und bestätigen können. Es bleibt nur die Frage, warum wir uns dann noch immer um ihn bemühen, wenn dies das einzige Vorzeichen bleibt.

Sehen wir uns diese fünf Ebenen, also Ebenen ärztlichen Denkens und Handelns, genauer an:

Die erste Ebene, das sind die «Naturales». Schon der Name bezeugt, daß das offenbar Therapeuten sind, welche sich unmittelbar im Rahmen der gegebenen Natur bewegen. Man denkt dabei unwillkürlich an naturgemäße Heilverfahren mit Heilkräutern und dergleichen. Paracelsus erwähnt in diesem Zusammenhang auch das alte Prinzip: «Contraria contrariis curantur». Und er fügt dem noch die alten

Schlagworte bei, daß Kaltes mit Wärme wie auch Hitziges mit Kälte und Feuchtes mit Trockenem und umgekehrt anzugehen sei, Völle mit Ausleerung und was es davon noch mehr gibt. Solche Perspektiven lassen einen noch zusätzlich an die verschiedensten Formen der physikalischen Therapie denken.

Doch damit ist, so naheliegend das alles erscheint, des Pudels Kern in keiner Weise berührt oder gar erkannt. Man kommt erst darauf, wenn man sich bereits die nächste Ebene, die der «Specifici» anschaut, ohne dabei die «Naturales» schon ad acta gelegt zu haben: Denn die «Specifici» sind die «Empirici» und die «Experimentatores» – («von wegen eures Gespötts!») Schließlich waren ja damals, am Scheitelpunkt zwischen Mittelalter und Neuzeit, zwischen dem alten Autoritätsglauben und dem Beginn der experimentellen Naturwissenschaften, solche Begriffe wie Erfahrung und experimentelle Versuche, um daraus wiederum Erfahrungen zu gewinnen, brandneu und supermodern! Columbus war nach Westen gesegelt und hatte so buchstäblich «erfahren», daß dann wieder Land kommt. Als er nach einem Jahr – 1493 – wiederkehrte, so daß diese Kunde sich über Europa ausbreiten konnte, wurde Paracelsus in Einsiedeln geboren ...

Wir dürfen also folgern, daß der «Naturalis» für seine «Facultät» weder der Erfahrung noch des Experimentes bedarf. Und dadurch unterscheidet er sich doch ziemlich wesentlich von den heutigen, wissenschaftlich kontrollierten Formen der naturgemäßen Heilweisen und der physikalischen Therapie. Wir müssen uns also diese «Facultät» doch noch anders denken und vorstellen.

Da geistert doch nicht nur durch die Paracelsus-Literatur, sondern auch sonst durch literarische medizinhistorische Reminiszenzen der geheimnisumwitterte Begriff von der «alten Signaturen-Lehre». Aber überall, wo man auch darauf stößt, erfährt man nichts Genaues, jedenfalls nichts Konkretes, sondern bestenfalls respektvolle und ansonsten bedeutungsschwangere Umschreibungen. Verzeihen Sie mir, meine Damen und Herren, den Spott! Denn er richtet sich gewiß nicht gegen die «Naturales», die solches, soweit es sie noch gibt, wirklich noch beherrschen, sondern nur gegen jene, die da hineingeschmeckt haben, ohne es lernen zu können, und trotzdem davon berichten wollen.

An sich ist nämlich diese «Facultät» inzwischen ausgestorben, wenn wir von bestimmten Primitiv-Völkern, die heute noch ungestört ihr Dasein fristen dürfen, absehen. Vielleicht gibt es auch noch den oder jenen Sennen in einem Hochalpental, der – wenn wir Glück haben – sein altüberkommenes Wissen noch einmal an eine junge Enkelin weitergeben kann. Oder auch einen alten Schäfer in der Lüneburger Heide, der aus der Wolle seiner Schafe sich noch selber Strümpfe strickt. Sie alle aber können noch das Folgende, das uns durch unsere vorprellende Gescheitheit unzugänglich geworden ist: Sie empfinden

noch mit ihren unmittelbaren Sinnen die «Signa» in aller Natur wie den ebenso unmittelbaren Ausdruck der Symptomatik der Kranken. Und aus dieser direkten Sicht ergeben sich – ohne vorhergegangene Erfahrung und ohne experimentelle Erforschung – jene «Contraria», die die Natur für alle Leiden der Menschen bereit hält und für den zur Verfügung stellt, der darum weiß, weil er es noch sehen, tasten oder schmecken kann. Das also, und nur das, ist der «Naturalis», der vergleichsweise gar nicht weiß, wie reich er damit ist, weil es ihm selbstverständlich ist.

Da mußte und muß noch immer der «Specificus» auf seiner Ebene schon sehr viel fleißiger sein, um auch nur annähernd eine ähnliche Perfektion zu erlangen. Denn er orientiert sich in einer «Forma specifica», wie gesagt über die Wege der Erfahrung und des Experimentes, um auf solchen Wegen schließlich für jede Krankheit solcherart «spezifische» Mittel zu wissen und zur Hand zu haben. Und wer diese Wege und das daraus abgeleitete Erfahrungswissen nicht kennt, für den muß dieses Vorgehen unübersehbar oder fremd erscheinen, so daß der «facultative» Wahlspruch hier – im Gegensatz zum Contraria-Prinzip – lauten müßte: «Aliena alienis curantur».

Wir sagten schon, daß damit die «Specifici» jene Ebene vertreten, die heute als vollbestückter Tortenteller von unserer Schulmedizin besetzt wird. Und wenn wir nunmehr vorwegnehmen, daß die nächste, die dritte «Facultät» bereits die «Characterales» sind, also das darstellen, was wir heute ähnlich umfassend unter Psychotherapie verstehen, und die übernächste, die vierte «Facultät» durch die «Spiritales» angesprochen wird, dann sehen wir bereits deutlich, daß nur die ersten beiden «Facultäten» mit ihren Aspekten im materiellen Bereich, im stofflichen Raum beheimatet sind. Innerhalb dieses Raumes jedoch handeln die einen, die «Naturales», aus der Sicherheit ihrer rein subjektiven Eindrücke und Beobachtungen, während die anderen, die «Specifici», durch Erprobung und durch Herstellung von Kausalbezügen ihr relativ objektives Wissen aufbauen und dann dementsprechend vorgehen. Es kann also sogar sein, daß ein «Naturalis» und ein «Specificus» exakt das Gleiche tun, doch sind die Wege, die sie zu diesem Tun geführt haben, grundsätzlich verschiedene.

Die nun folgende dritte Ebene befindet sich bereits in einem immateriellen, doch darum nicht weniger realen Bereich. Noch im vorigen Jahrhundert galt ja – wissenschaftlich betrachtet – der Geist als eine Funktion der Materie. Nur die Theologen lehrten über die Seele etwas anderes. Inzwischen wissen wir durch Freud, daß wir nicht nur eine bewußte Psyche haben mit ihrer ganzen Empfindungsskala, ihrem Denken und Merkvermögen und ihrem Willen, sondern ein noch viel weiter reichendes Unbewußtes, welchem auch die Funktionen des Bewußtseins unterworfen sind. Im übrigen aber beherrscht das Unbewußte

auch alle Körperfunktionen. Freilich weiß man im Rahmen der heutigen Psychosomatik noch zu wenig, daß sich verschiedene «facultative» Aspekte nicht einfach vermengen oder gar addieren lassen und daß obendrein noch der Schritt aus stofflichen Dimensionen in solche, die wir hier einmal geistig nennen wollen, ein völliges Umdenken erforderlich macht.

Und noch ein weiterer Umstand ist hier zu bedenken: Der «Specificus» denkt und handelt ja in seinem Bereich aus einer – wie wir sagten – relativ objektiven Sicht. Seit Bestehen der Atomphysik wissen wir, daß auch der objektivste Forscher nicht absolut objektiv sein kann. Der «Characteralis» – um auf den Paracelsischen Begriff zurückzukommen – ist jedoch der, der nun im geistigen Raum (wie der «Naturalis» im stofflichen Raum) subjektiv denkt und vorgeht, weil er letztlich gar nicht anders kann, solange er auf seiner Ebene bleibt. Ich habe einmal den bekannten, inzwischen verstorbenen Psychotherapeuten G. R. Heyer sagen hören, daß hier der Behandler bewußt subjektiv dem Subjekt im Patienten begegne. Paracelsus aber beschreibt den «Characteralis» als den, «der durch sein Character und durch das Wort heilt».

Die «Leib-Seele-Einheit» – wie man vor allem in den zwanziger Jahren sagte und dann später leider immer weniger – ist ein guter Begriff. Er läßt sich auf jeder Ebene verwenden, ohne Mißverständnisse zu provozieren, und auch ohne die Notwendigkeit, die Aspekte verschiedener Ebenen durcheinander zu bringen. Denn schließlich soll es ja, wie Paracelsus fordert, von jeder Ebene aus möglich sein, alle Krankheiten zu heilen. Dennoch ist leider die Entwicklung der modernen Psychosomatik bisher einseitig bei der psychologischen «Facultät» geblieben, nachdem die Somatologen noch keine eigene Position zu dieser Thematik entwickeln und beziehen konnten.

Ob wohl der «Specificus» sich leichter täte, wenn es heute noch oder wieder den «Spiritalis» gäbe? Wir verlassen, wenn wir uns dem Letzteren zuwenden, die uns geläufigen Ebenen. Doch der «Spiritalis» vertritt nunmehr die relativ objektive Ebene im geistigen Raum!

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Verzeihen Sie, wenn ich hier unterbreche. Denn ich möchte an dieser Stelle vorausschicken, daß die spiritalische Ebene – nicht nur nach meiner persönlichen Überzeugung, sondern tausendfach belegt durch das gesamte Werk des Paracelsus – diejenige ist, der er selbst als einer ihrer klarsten und bedeutendsten Vertreter zugehörte, und daß er damit nicht nur zu seiner Zeit, sondern noch mehr heute und morgen uns Wesentliches mitzuteilen hat, wenn wir nur imstande sind, seine Ausführungen sinngemäß in unsere Zeit zu transponieren. Hier liegt der eigentliche Schlüssel nicht nur für alles, was wir aus seinen Schriften teils verstehen und teils noch nicht oder wenigstens noch nicht so, wie es gemeint ist; und hier liegt auch eine gerade in unserer Zeit wieder unerfüllte geistige Forderung!

Die «Spirituales» sind, laut Paracelsus, jene, welche «die Geisten der Kräutern und Wurzeln» beherrschen. Hier dehnt sich also die geistige Sicht, die der «Characteralis» aus subjektivem Aspekt nur auf den Menschen in Anwendung bringt, in objektivierender Weise auch auf seine Umwelt, ja auf den ganzen Makrokosmos aus. Hier gilt nicht mehr nur das Erleben, sondern das Leben in seiner ganzen Vielfalt, und dies nicht mehr nur im Menschen mit seinen bewußten wie unbewußten Funktionen, sondern auch außerhalb seiner ja immer subjektiv bleibenden Grenzen. Nicht nur der Mensch, sondern die ganze Schöpfung bezeugt durch ihre gegebenen lebendigen Formen einen darin wesenden Geist.

Man muß, um dies bejahen zu können, wohl nicht unbedingt hellseherisch veranlagt sein, wie dies freilich dem Paracelsus – wenn auch unerwiesenermaßen – nachgesagt wird. Berichtet er doch auch von Nixen, Luftgeistern und Salamandern im Element Feuer. Paracelsus wußte sehr genau, daß Geist an sich «unsichtig» ist. Doch darf ich hier, um spiritistischen Erwartungen ohne Kommentar aus dem Wege zu gehen, auf jene berühmten «vier Säulen» der Medizin, d. h. aber eigentlich: aus der spiritalischen Medizin verweisen, die alles beinhalten, was zur Erfüllung dieser «Facultät» vonnöten ist (ich beziehe mich dabei auf «das Buch Paragranum»):

Da steht nicht an erster Stelle, aber es sei mir erlaubt, es vorwegzunehmen, die «Astronomia», was seinerzeit noch selbstverständlich nicht nur die Astronomie, sondern als ihren geistigen Hintergrund auch eine recht verstandene Astrologie beinhaltete. Wir kennen ja heute aus der letzteren nur noch die Ableitungen bis hin zum persönlichen Schicksals-Horoskop und schließlich zu den wöchentlichen Illustrierten-Horoskopen. Diesbezügliche Reserven und Kritiken wären von Paracelsus sicher und wohl recht unmißverständlich geteilt worden, nicht aber eine pauschale Ablehnung der ganzen Sache nur deshalb, weil heute nach außen hin keine besseren Zeugnisse darüber vorliegen.

An erster Stelle jedoch nennt er die «Philosophia». Auch hier müssen wir vorsichtig interpretieren: So wie die «Astronomia» die obere Sphäre, den Himmel und alles Gestirn materialiter wie geistig umfaßt, so ist die «Philosophia» die Lehre von der unteren Sphäre mit allen Elementen und allem Leben darin, auch hier nicht nur materialiter, sondern auch geistig. Lange Zeiten hindurch war die Philosophie die Königin aller Wissenschaften. Im Mittelalter war sie noch der Gegenstand eines Studiums generale bis zum Baccalaureat, nach welchem erst der Studiosus in sein erstrebtes Fachstudium einsteigen konnte. So ist sie auch ursprünglich die Mutter aller Naturwissenschaften. Erinnern wir uns doch daran, daß noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts jeder graduierte Physiker oder Chemiker seinen «Dr. phil.» hatte. Man

unterschied damals zwischen Philosophie I, der reinen Philosophie, und der Philosophie II, den Naturwissenschaften.

Es folgt dann an dritter Stelle die «Alchimia», das ist in ihrer ursprünglichen Auffassung einfach die praktische Ableitung und Anwendung aus den beiden vorausgegangenen Wissensgebieten. Ich kann und will hier keinen Aufriß der Geschichte der Alchymie geben. Doch reicht sie mit ihren Wurzeln zurück bis in die vorklassischen Zeiten des alten Aegypten, bis in die Mysterienstätten von Memphis und Theben und darüber hinaus bis zu jenem sagenhaften Hermes Trismegistos (2000–3000 Jahre vor Christus), den schon die Aegypter als Theut oder Thot zu einem ihrer Götter erhoben haben. Von den Griechen wurde er dann in solcher Eigenschaft als Hermes und von den Römern als Mercurius übernommen.

Die Alchymie bezieht sich «cum sigillo Hermetis» auf eine uralte Geheimlehre. Deren Inhalt aber war – soweit die spärlichen Quellen verlässlich sind – reine Philosophie. Paracelsus war ein Alchymist von hohen Graden. Doch als der Arzt, was er ja nun in erster Linie war, gebrauchte er sie für die Zubereitung seiner Medikamente. Darum nannte er sich auch einen «Spagyricus». «Darum so lern Alchimiam, die sonst Spagyria heißt. Die lernet das Falsch scheiden von dem Gerechten!»

Wir dürfen heute, wenn auch wir gerecht sein wollen, die alte Scheidekunst nicht nur von ihren marktschreierischen und vielfach verlogenen Auswüchsen her beurteilen. Denn wer sich wirklich dem «Sigillum Hermetis», d. h. der Schweigepflicht eines Eingeweihten unterstellte, der durfte und wollte ja auch gar nicht gegen jene anderen antreten, die da «falsches Zeugnis» gaben. «Drumb dieweil die Ding so subtil sind, und bald ein Arges doraus wird, hab ich's verhalten. Dem G'lehrten ist gnug gesagt, den Ungelehrten ist es nit Not zu wissen, denn sie begehren's nit zur Frombkeit zu brauchen»!

Die «Frombkeit» freilich ist nun das Stichwort für die letzte der vier Säulen, auf denen nach Paracelsus die wirkliche Arzneikunst fundiert. Er sagt es in diesem Zusammenhang anders, denn er formuliert hier in lateinischer Sprache: «Virtus» und «Proprietas», das heißt auf deutsch: die Tugend und das, was aus dem Eigenen kommt. Es sind das Voraussetzungen, die wohl nicht erst heute, sondern schon immer und damit auch zu des Paracelsus Zeiten zu wünschen übrig gelassen haben, doch erwähnt er sie wohl nicht nur deshalb, sondern weil er wußte, daß diese Forderungen umso dringlicher und schließlich unabdingbarer werden, je höher der Mensch mit seinen Ambitionen strebt. Und diesem Streben waren ja gerade in der Alchymie kaum mehr Grenzen gesetzt. Wie weit einer freilich in diesem Rahmen kam, das blieb jeweils eine andere Frage.

Im übrigen darf ich hier noch ein persönliches Wort zur Grundidee

der Alchymie anfügen, unabhängig davon, was sich mit ihr wirklich erreichen ließ und was nicht. Für mich steht sie zur modernen Chemie, welche ja einmal aus ihr hervorgegangen ist, in einem sehr ähnlichen Verhältnis wie die Astrologie zur Astronomie. Denn zur Tradition dieser älteren Wissenschaften gehörte immer auch «Frombkeit», das ist die ethische Voraussetzung im Umgang mit ihren Werten und Wertigkeiten, wollte man nicht aus der weißen in die schwarze Magie fallen. Heute jedoch genügt die Sachlichkeit unabhängig von Gut und Böse, obwohl mehr denn je gehobenes Wissen in unseren Tagen Macht bedeutet. Es bleibt die Frage, ob wir damit reicher oder ärmer geworden sind!? –

Mais, revenons à nos moutons! – Verzeihung, nicht zu unseren Hammeln, sondern zu den «Spiritales». Wir sagten, daß sie den Geist und das Leben nicht subjektiv, wie die «Characterales», sondern relativ objektiv zu erfassen suchen. Und so definiert Paracelsus in seinen Schriften den «Spiritus vitae» im Menschen und den «Spiritus naturae» in Mineralien und Vegetabilien. Der letztere wird dann in der spagyrischen Aufbereitung, in der «purum ab impuro» geschieden, gereinigt und konzentriert wird, zur «Quinta essentia» oder gar zum «Arcanum», also zur hochvermögenden Arznei, die dann dem notleidenden «Spiritus vitae» beigegeben, appliziert wird. Es kann leider nicht Aufgabe meines heutigen Referates sein, dieser therapeutischen Konzeption weiter nachzugehen.

Doch eine spezielle Blickrichtung sollten wir trotzdem nicht aussparen, zumal sie bereits in dem Absatz über die «Spiritales» enthalten ist. Es heißt da wörtlich: «Die vierten heißen Spiritales, aus Ursachen, daß sie den Geisten der Kräutern und Wurzeln gebieten und (diese) bezwingen können, den Kranken zu erledigen (gemeint ist: entledigen), den sie (!) gefangen haben und (ge-) kränkt. Als wann ein Richter ein(en) in Stock (= Stockeisen, Pranger) legt, so ist er allein sein Arzt. Wann der Stock ist sein und der Schlüssel sein; er mag auf tun. Also zu gleicher Weis die gebundenen Kranken durch die Kräuter-Geist also entlediget werden, so derselbig (!) Geist (im Kranken) erfault oder verzehrt wird, wie sein Libell (Libellum, Büchlein, hier das vierte der Libri Praxeï, die wir nicht haben) hernach anzeigt. Deren Secten sein viel, deren nicht Namen ist, als Hippokrates und andere.»

Meine Damen und Herren! Dies ist der ganze Text über die «Spiritales», und er ist ausführlicher als die Texte über die anderen «Fakultäten». Doch wenn Paracelsus hier gleich zweimal die «Kräuter-Geist» mit ihren Aequivalenten im Kranken geradezu identisch sieht, so ist das zwar sprachlich, aber nicht in seiner Meinung unkorrekt. Wir dürfen hier ohne Skrupel formulieren: «Aequalia aequalibus curantur». Allerdings müssen wir dabei, um nun nicht ebenfalls mißverstanden zu

werden, hinzufügen: «*Aequalia in spiritu . . .*». Im übrigen ist das nicht die einzige Stelle, in der Paracelsus solches vertritt!

Wir kennen seit noch nicht ganz 200 Jahren, nämlich seit es die Homöopathie gibt, einen Satz, an den man sich hier erinnert fühlt: «*Similia similibus curantur*». Nun, die Homöopathie vermag wirklich zu helfen und zu heilen und sie hat auch ihre Theorien, wieso das so ist. Aber *de facto* vermochte sie ihre Gültigkeit als Phänomen bis heute nicht zu erklären. Und so mußte sie, trotz ihrer großen Anhängerschaft unter den Ärzten wie Patienten, bis heute ohne fakultative Anerkennung bleiben, d. h. sie ist nach wie vor eine Außenseiter-Disziplin.

Nun, die Homöopathen können von sich aus nicht erkennen, daß sie sich – quasi aus Versehen – einer spiritalischen Gesetzmäßigkeit unterstellt haben, die nach materialistischen Betrachtungen nicht zugänglich sein kann. Denn bewußtseinsmäßig stehen sie mit einem Bein auf der Ebene der «*Naturales*», wenn sie die Mittelbilder ihrer Arzneien mit den Symptombildern ihrer Kranken in Übereinstimmung zu bringen suchen, mit dem anderen Bein jedoch bei den «*Specifici*», wenn sie experimentell ihre Arzneimittel-Prüfungen an Gesunden vornehmen und die damit hervorgerufenen Symptome gewissenhaft sammeln und verzeichnen. Das berühmte *Simile*-Prinzip ist ein heutiger gültiger Beleg für das spiritalische «*Aequale-in-spiritu*»-Prinzip. Doch die Homöopathen sind deshalb noch keine «*Spiritales*», so ausgedehnt ihr Einzelwissen in *remediis* auch sein mag.

Der «*Spiritalis*», der relativ objektiv im geistigen Raum operiert, ist seit des Paracelsus Tagen bis heute noch nicht wieder auferstanden. Darum fällt es uns ja so schwer, aus seinen Schriften wirklich und konkret die Schätze zu heben, die in ihnen enthalten sind. Noch schwerer aber haben wir es praktisch mit der letzten «*Facultät*», den «*Fideles*», wenn es vielleicht auch leichter ist, dazu annähernd passende Worte zu finden. Aber Worte sind ja bekanntlich noch keine Taten.

Die «*Fideles*» sind nämlich jene, «die durch den Glauben gesund machen, als der da glaubt der Wahrheit und wird gesund, als Christus und seine Jünger getan haben».

Wir benötigen jetzt erneut eine Standort-Bestimmung. Wir haben gesehen, wie dieses «*Facultäten*»-Gebäude des Paracelsus sich bisher Stockwerk um Stockwerk aufbaute. Wir durften – obwohl dies von Paracelsus nirgend so ausgesprochen wird – unterscheiden, wie erst subjektiv und dann relativ objektiv im Stofflichen, und weiter ebenfalls erst subjektiv und dann relativ objektiv im Geistigen gedacht, gesehen und gehandelt wird. So hat die «*Facultät*» des «*Spiritalis*» bereits philosophische Dignität, denn sie umfaßt als ärztliche Ebene letztlich alles, was denkbar und erkennbar ist. Die Grenzen dieser Ebene und des Raumes, den sie zu erfüllen vermag, sind sicher je nach Kulturstand und Ausrichtung des menschlichen Geistes variabel und unter-

schiedlich. Es gibt da einen Satz, der den alten Hermetikern zugeschrieben wird: «Nichts steigt höher als seine Quelle!»

Dieser Satz beinhaltet auch, daß der Mensch aus eigenen Impulsen über diese «facultative» Ebene offensichtlich nicht mehr höher streben kann. Eine andere Frage ist freilich die, warum für uns Heutige diese Ebene praktisch unbesetzt und ungenützt bleibt. Pro domo gesprochen: In Ermangelung eigener Initiativen haben wir, die wir Paracelsus lieben und ihn zu verstehen suchen, in unseren unbewußten Intentionen ganz recht. Denn wir finden bei ihm auf seine Weise, was wir für uns auf unsere Weise noch oder wieder zu erfüllen haben!

Es ist also dem Menschen im Sinne eines Studium generale und speziell dem Arzt zur Erfüllung seines «Amtes» gegeben, die bisherigen vier Ebenen mit seinem Leben und Geist zu erringen und auszufüllen. Dies trifft jedoch nicht mehr für die letzte Ebene der «Fideles» zu. Denn diese «Facultät» hebt den Therapeuten über sich selbst hinaus und kann daher auch nicht mehr erlernt oder studiert werden.

Unsere Sprache ist, als der unbestechliche Ausdruck eines kollektiven Unbewußten, das seinerseits freilich auch dem Wandel der Zeiten unterworfen ist, in vieler Hinsicht doch recht aufschlußreich. Man muß nur hinhören können. Und so steht jenseits dessen, was denkbar und erkennbar ist, nur noch der Glaube. Ich darf hier darum bitten, mein eben ausgesprochenes «nur noch» nicht im abwertenden Sinne zu verstehen. Denn wer glauben kann, ist reicher als der, der nur weiß! Wir kennen natürlich aus dem Sprachgebrauch auch die umgekehrte Version: «Glauben» ist noch nicht wissen! Und unsere Sprache erlaubt sich, beides in einem gemeinsamen Wort zu erfassen.

Man kann – mit Verlaub gesagt – natürlich jeden «Schmarr'n» glauben und zieht sich damit höchstens selber einen Schiefer ein, aber sonst passiert eben nichts – es sei denn, daß sich mehrere im gleichen Sinne zusammenrotten. Aber auch die erreichen damit keine höhere Realität, sondern sie können nur Ordnungen auf tieferen Ebenen stören, vorübergehend wohl auch zerstören.

Man kann aber auch Unfaßbares glauben, das wahr und wirklich ist und aus dem wir letztlich existieren. Ein alter Rabbiner soll einmal formuliert haben: «Ich glaube, das heißt: Ich erinnere mich!» Und es ist wohl so, daß, wenn ein echter Glaube auf eine nicht mehr faßbare höhere Realität trifft, daß diese sich damit konkret erfüllen muß, so wie sich aus Dampf die Tropfen im Glaskolben wieder niederschlagen und abwärts rinnen. Wunder sind, so besehen, keine Verstöße gegen die Gesetze der Natur, sondern es sind nur die Auswirkungen höherer Gesetze, denen dann die niedrigeren, welche wir noch erfassen können, zu weichen haben. Es bleibt hier nur noch die zeitkritische Frage: Warum gibt es in unserer Zeit keine Wunder mehr? Oder liegt es nur an uns, daß wir keine mehr sehen?

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Erlauben Sie mir noch die abschließende Bemerkung zu diesem Ausblick, der sich unserem Fassungsvermögen entzieht: hier vollzieht sich nicht nur eine «Unio mystica», sondern in Wahrheit eine «Unio magica» durch den ungehemmten subjektivsten Glauben mit einer nicht mehr denkbaren absoluten Realität. Paracelsus meint, daß erst damit ein angemessener «christlicher Stylus» erreicht ist. Die vorausgegangenen «Facultäten» unterständen demgegenüber freilich noch einem «heidnischen Stylus», den aber ein Christ durchaus führen dürfe, weil er aus dem «Lichte der Natur» belegt ist. Übrigens: diese Sentenzen finden sich nicht bei der Beschreibung der «Facultäten», sondern bei den Ausführungen über die «fünf Entien».

Siegfried Scheidegger, geb. 1903



Dr. med. Professor am Pathologisch-Anatomischen Institut der Universität Basel.

Nach der Emeritierung Arbeiten über Palaeopathologie am Naturhistorischen Museum in Basel.

Pathologisch-Anatomische Befunde aus der Zeit des Paracelsus

Beitrag zur Frage mittelalterlicher Quecksilbervergiftungen

von Siegfried Scheidegger

In der Stadt Basel mußten in den letzten Jahren in einigen mittelalterlichen Kirchen, im Münster, in der Predigerkirche und in der Barfüßerkirche, Renovationsarbeiten durchgeführt werden. Die Kirchen hatten bei dem Erdbeben von Basel im Jahre 1356 stark gelitten. Die Schuttschicht, welche sich damals gebildet hatte, wurde teilweise liegen gelassen. Nach Ausebnung wurde darauf ein neuer Bodenbelag erstellt.

Da an den Fundamenten schwere Schäden festgestellt wurden, so daß eine teilweise Einsturzgefahr bestand, mußte die Barfüßerkirche – welche als historisches Museum der Stadt diente – geschlossen werden. In der Predigerkirche wurden an den Tragfeilern ebenfalls schwere Schäden gefunden, auch hier konnte eine Renovation nicht mehr aufgeschoben werden.

Das Gotteshaus des Dominikanerordens – die Predigerkirche – soll im Jahr 1233 in Basel gebaut worden sein. Bis zur Zeit der Reformation, als das Kloster 1529 aufgehoben wurde, hat die Kirche mehrere, teils wenig glückliche Umbauten erlebt. Nach der Reformation wurde dieses Haus als Salzdepot mißbraucht. Bei der jetzt vorgenommenen Renovation konnten viele häßliche Bausünden aus früherer Zeit behoben und die Tragfeiler entsalzt werden.

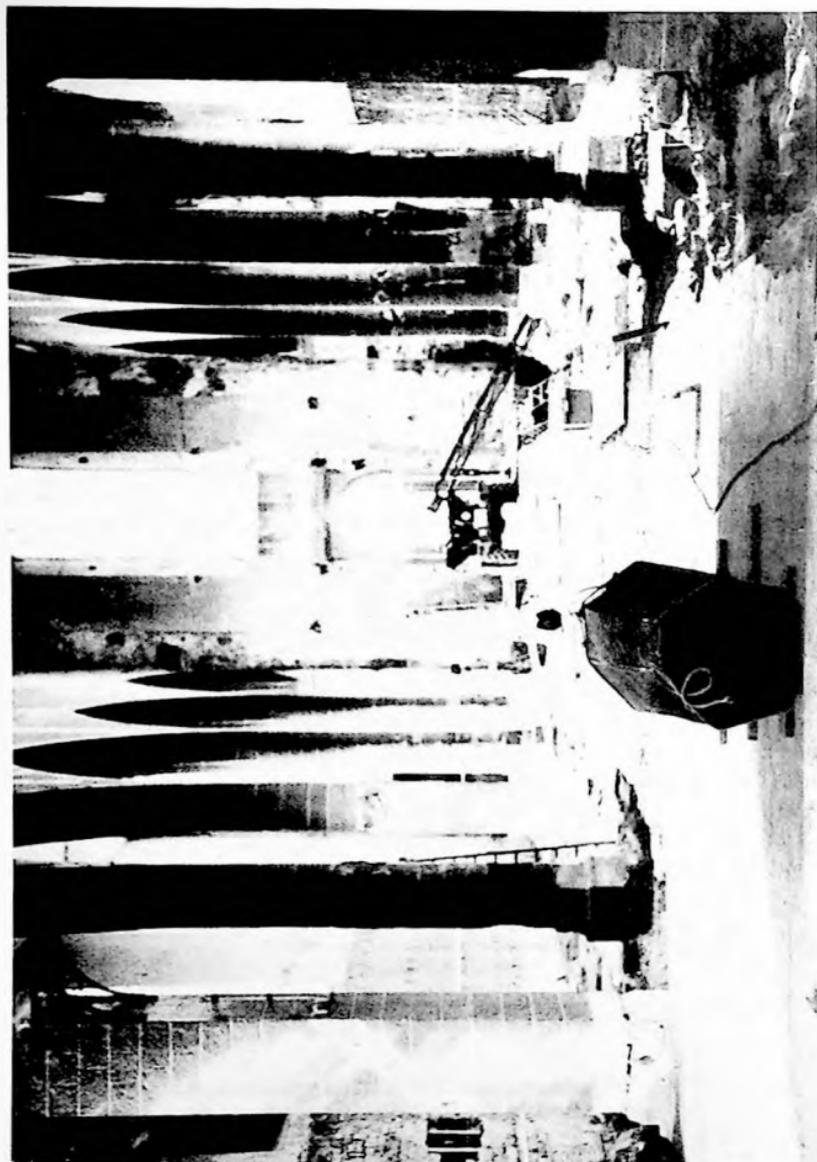


Abb. 1
Predigerkirche Basel. Renovationsarbeiten am 20. Dezember 1975. Gut erhaltener Sarg mit der Leiche einer Frau, welche an einer Quecksilbervergiftung verstorben war. (Photo Martin Schneider, Basel)

Die Kirche der Franziskaner, der Barfüßer Bettelmönche, ist nur wenig später gebaut worden. Um das Jahr 1253 wurde das Kloster bezogen. Durch Hochwasser des Birsig und durch Feuer hat diese Kirche früh schon schwer gelitten. Nach dem Basler Erdbeben mußte das Schiff teilweise erneuert werden. Während der Reformationszeit diente die Kirche als Grabstätte. So wurde der Mathematiker Euler, dessen Grabstein sich heute im Kreuzgang des Münsters befindet, und auch der Bürgermeister Wettstein hier begraben. 1843 soll das Schiff zum Lagerhaus umgebaut worden sein. Während mehrerer Jahre war auch da eine Salzablage errichtet worden. Das Salz hat der Kirche, vor allem den Traggpfeilern, schwer geschadet. Bei der jetzt vorgenommenen Renovation wurde der Boden wiederum auf das ursprüngliche Niveau, teilweise um über 1 m tiefer gelegt. Bei diesen Grabarbeiten ergab sich die Gelegenheit, archäologische Untersuchungen vorzunehmen. Viele Gräber und Gruften sind freigelegt worden und konnten untersucht werden. Da bekannt war, daß in den Kirchen während Jahren Salz deponiert wurde, war es ungewiß, ob durch das im Boden versickernde Salz auch die Gräber und Gruften gelitten haben könnten. Auch an die Möglichkeit einer konservierenden Wirkung wurde gedacht.

Wesentliche Veränderungen waren jedoch an den Gräbern oder an den Skeletten nicht nachzuweisen. Eine Überraschung, welche vorerst nicht erklärt werden konnte, war der Nachweis einzelner sehr gut erhaltener Säрге mit auffallend gut konservierten Leichen mit intakten Leichenkleidern. Da sich in der gleichen Gruft neben Skeletten einzelne intakt gebliebene Leichen fanden, konnte man den Einfluß von Salz auf die Konservierung ausschließen (Abb. 1).

Es war sogar möglich, bei diesen Leichen eine Autopsie durchzuführen. Bei diesen Untersuchungen derartig gut konservierter Leichen war auffallend, daß die Haut und die Körperhaare, auch die inneren Organe noch intakt geblieben waren.

Die verschiedenen Muskeln mit ihren Ansätzen, mit den Fascien, die Gelenke mit Bändern und Kapseln waren alle erhalten.

Bei der Kontrolle der Brust- und Baueingeweide wurde man überrascht, daß sich einzelne Organe und Systeme sehr gut erhalten hatten. Besonders auffallend war der Nachweis solcher Organanlagen und Gewebe, welche im allgemeinen nach dem Ableben rasch eine Autolyse erleiden. Bei der Autopsie eines kurz vorher Verstorbenen sind öfters die Nebennieren, der Magen-Darmkanal und die serösen Häute nicht mehr leicht zu beurteilen wegen fortgeschrittener Auflösung oder Nekrose. Bei diesen rund 500 Jahre alten Leichen war der zarte Herzbeutel oder das feine Bauchfell vollständig erhalten. Der Magen-Darmtraktus, welcher im allgemeinen postmortal rasch zerfällt, war völlig intakt geblieben. Die einzelnen Anteile des Dünndarms, auch die Klappe vom Dünndarm zum Dickdarm sowie der Wurmfortsatz waren gut



Abb. 2

Dünndarm aufgeschnitten. Die feinen schwarzen Flecken entsprechen Zinnobereinlagerungen. Im Ausschnitt gleiche Stelle mit den stark rot gefärbten Zinnobereinlagerungen. (Zeichnung)

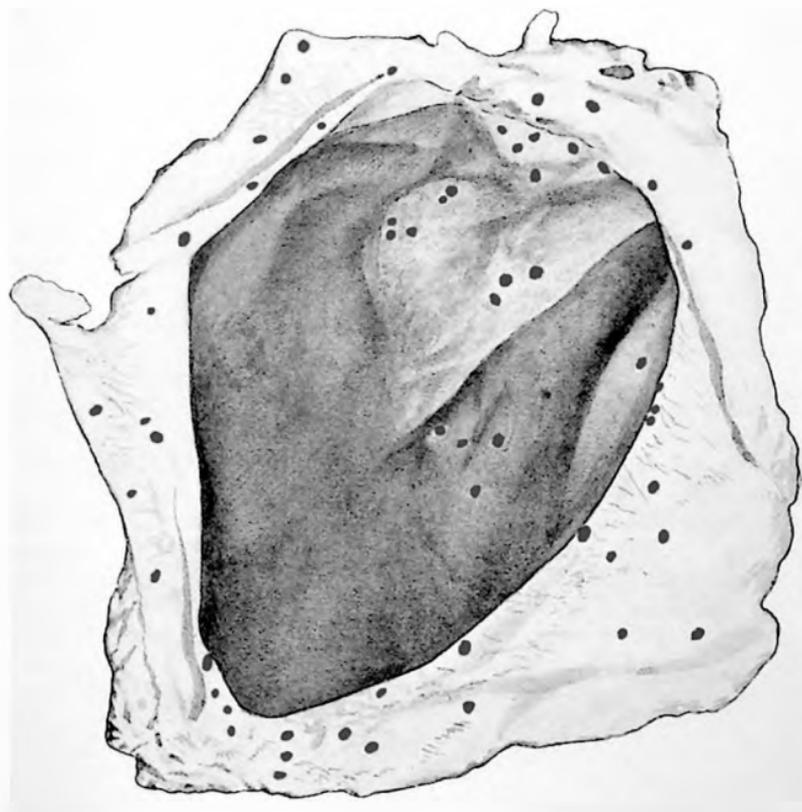


Abb. 3

Unterer Dünndarmabschnitt. Querschnitt mit deutlich erkennbaren Zinnbereinigungen. (Zeichnung)

zu beurteilen. Die Schleimhautfalten und die Darmausbuchtungen waren alle deutlich zu erkennen (Abb. 2 und 3).

Besonders erstaunt hat der gute Erhaltungszustand der Lungen mit ihren typischen Lappungen und den Pleurablättern. Einzelne strangförmige und flächenhafte Verwachsungen der Pleuren wiesen auf frühere abgelaufene Entzündungen hin. Die Lungenbläschen, das System der Luftröhrenäste und die großen Gefäße im Hilus mit ihren Verzweigungen waren intakt geblieben und gut zu beurteilen (Abb. 4). Eigenartigerweise war die Milz nicht nachzuweisen, auch fehlte die Leber. Nur die Aufhängebänder der Leber, die Gallenblase und das Zwerchfell waren gut ausgebildet. Erstaunt hat, daß Organe, welche

sich durch ihren Faserreichtum und ihre Härte auszeichnen, wie die Gebärmutter und die Prostata, ebenfalls nicht erhalten geblieben waren. Die Nieren mit dem Nierenbecken, den Harnleitern und der Harnblase waren in der typischen Lage sehr gut konserviert geblieben. Auch die Nierenkapsel sowie die großen zu- und abführenden Gefäße im Nierenhilus waren alle präparierbar (Abb. 5 und 6).

Sogar mikroskopische Präparate konnten hergestellt werden. Die völlig trockenen Gewebe wurden vorerst in Wasser eingelegt bis zur völligen Aufquellung. Nachher wurden verschiedene Einbettungsverfahren und Färbemethoden angewandt. Bei den mikroskopischen Untersuchungen ergab sich, daß keine Zellkerne mehr darstellbar waren, doch was es möglich, mit Hilfe bestimmter Färbemethoden, die Muskulatur und das Bindegewebe getrennt darzustellen. Die Skelettmuskulatur und das Zwerchfell ergaben sehr instruktive histologische Präparate (Abb. 7). Die einzelnen Muskelfasern und die Bindegewebssepten, auch die größeren Gefäße kamen zur Darstellung. Die Präparate der Lungen zeigten das System der Lungenbläschen, die Luftröhrenäste und die weiten Lungengefäße.

Bei den autoptischen Untersuchungen hat ein Befund überrascht und war nicht einfach zu deuten. Bei der Präparation des Darmes waren auf der Schleimhaut, d. h. im Darmlumen, eigenartige intensiv rot gefärbte feine Flecken zu erkennen. Die Massen haben den Eindruck erweckt, als wenn rot gefärbter Sand über die Darmschleimhaut gestreut worden wäre. Solche intensiv rot gefärbte staubförmige Massen fanden sich auch in den Luftröhrenästen und in den Gelenken. Bei der Eröffnung der Knie- und vor allem der Sprung- und Fußgelenke waren diese Einlagerungen durch ihre leuchtend rote Farbe besonders gut zu erkennen (Abb. 8).

Daß ein Zusammenhang vorlag zwischen der Gewebekonservierung und diesen Einlagerungen war naheliegend. Die hellrote leuchtende Farbe ließ den Verdacht aufkommen, daß es sich hier um ein Quecksilbersalz, insbesondere um Zinnober handeln könnte. Eine mineralogische Untersuchung bestätigte den Verdacht und stellte fest, daß diese Massen als Quecksilbersulfid bezeichnet werden mußten. Es wurde nun auch eine chemische Analyse der verschiedenen Körperorgane durchgeführt. Herrn PD Dr. Seiler vom Institut für Anorganische Chemie der Universität Basel verdanke ich alle chemischen Untersuchungen und Analysen. Diese quantitative Analyse ergab, daß der Quecksilbergehalt in den einzelnen Leichenorganen verschieden war. Die größte Menge von Hg fand sich in der Lunge und auch im Zwerchfell. Gleichfalls war reichlich von diesem Gift im Dünndarm nachzuweisen. Relativ viel konnte auch in den Gelenkhäuten festgestellt werden. Nicht besonders hoch waren die Werte von Hg, welche sich in den Nieren fanden.

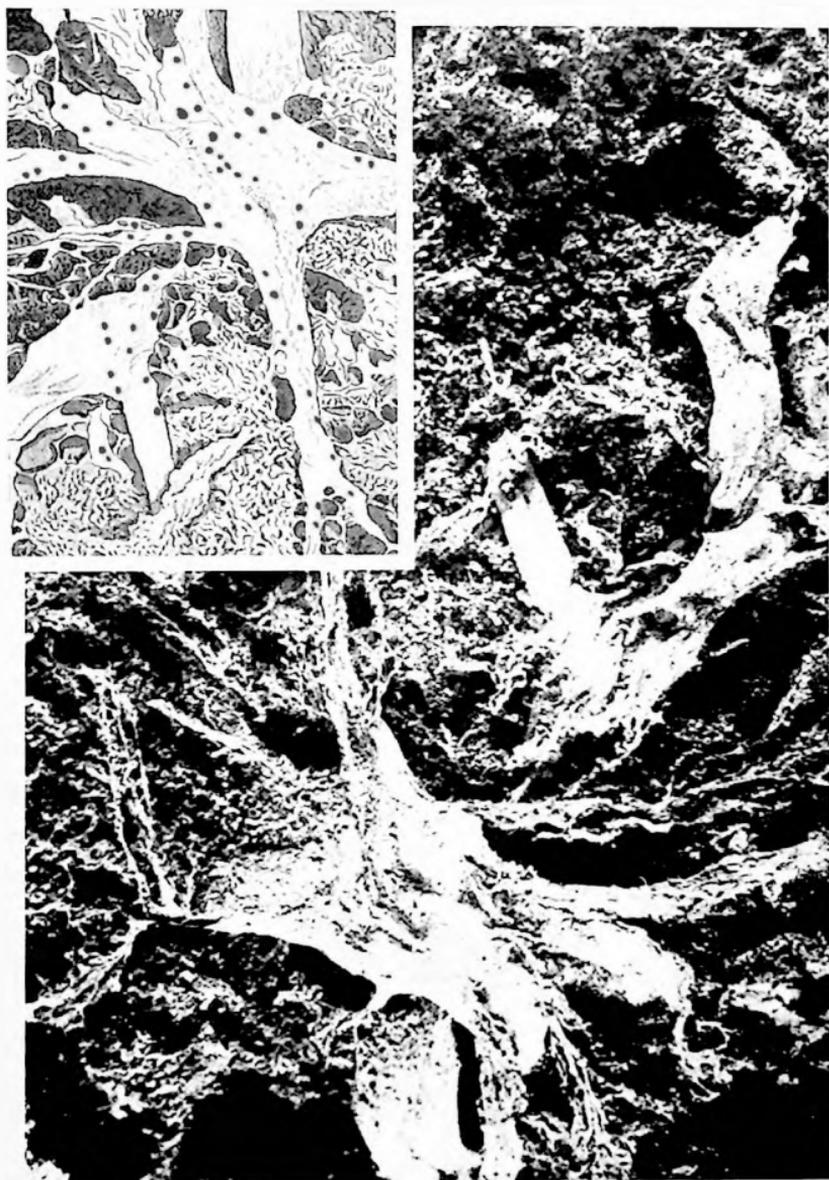


Abb. 4

Lunge. Sehr gut erhaltene Lungenstruktur mit Lobuli und Lungenbläschen sowie den großen Lungengefäßen. Im Ausschnitt gleiche Stelle mit rot gefärbten Quecksilbersulfideinlagerungen. (Zeichnung)



Abb. 5

Gallenblase mit Gallensteinen völlig ausgefüllt. Zwerchfellanteile noch sehr gut erhalten.

Aufgrund der quantitativen chemischen Analysen war eindeutig eine Quecksilberintoxikation zu diagnostizieren.

Wie läßt sich nun die unterschiedlich starke Verteilung des Giftes im Organismus erklären? Der verschieden hohe Quecksilbergehalt der Leichenorgane wies darauf hin, daß nicht der gewöhnliche Typus der Quecksilbervergiftung vorliegen konnte wie er durch Einnahme des Giftes eintritt. Die Hg-Intoxikation beim Menschen ist pathologisch-anatomisch gut bekannt, da das Gift nicht so selten in suizidaler Absicht eingenommen wird, in Form von Hg-haltigen Lösungen oder Tabletten. Diese Vergiftung führt zu einer schweren Nieren- und Dick-

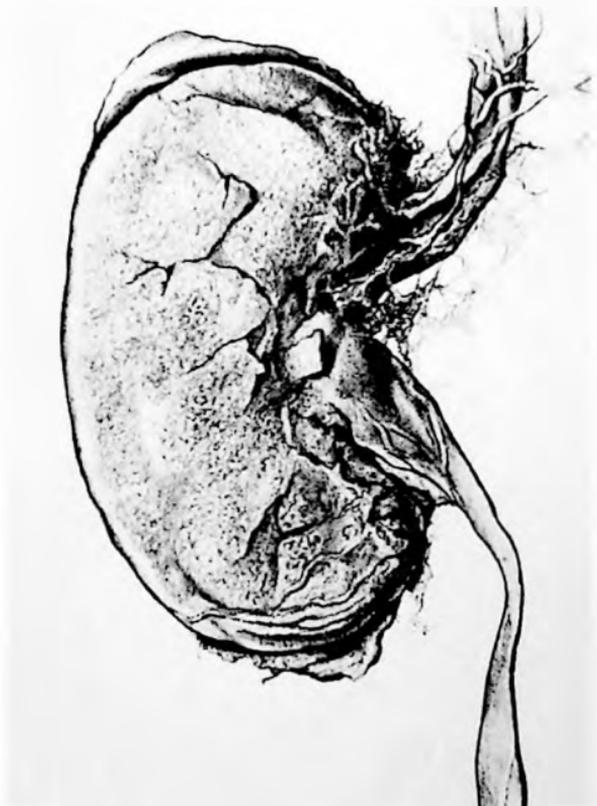


Abb. 6

Niere. Nierenkapsel sowie Harnleiter und die großen Gefäße im Hilus sehr gut erhalten. (Zeichnung)

darmschädigung, welche mit bloßem Auge leicht erkannt werden kann. Zum Tode führt innerhalb einiger Tage das Versagen der Nierenfunktion.

In der eigenen Untersuchung konnte der starke Gehalt des Giftes in der Lunge nicht durch Resorption vom Darm aus erklärt werden. Nur eine Inhalation der Noxe konnte zu diesem Zustand führen. Teilweise konnten noch pathologisch-anatomische Diagnosen bei diesen Untersuchungen gestellt werden. Intensive Lungenverwachsungen weisen auf abgelaufene Entzündungen hin. Bei einer Frau fanden sich Gallen-

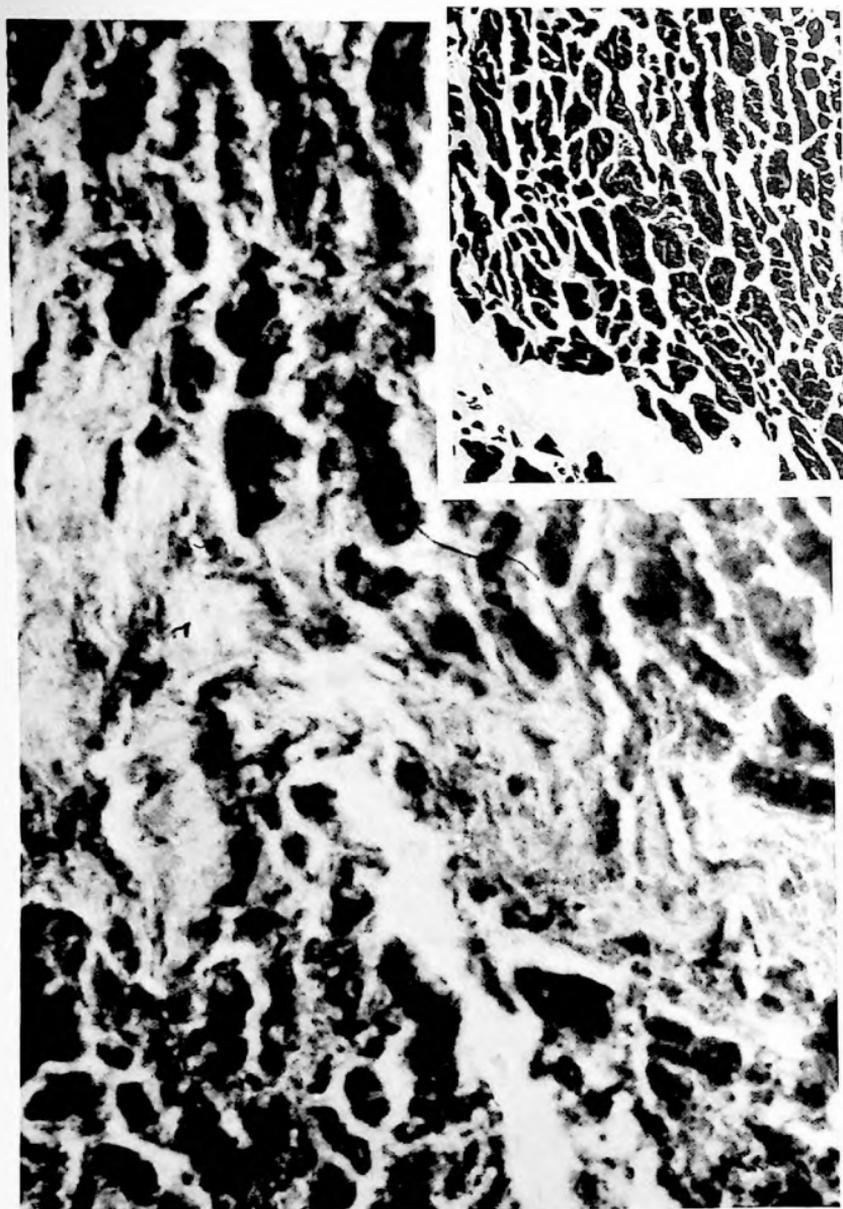


Abb. 7

Muskulatur des Oberschenkels. Histologisches Präparat. Im Ausschnitt: Schnittpräparat; Muskelfasern und Bindegewebe unterscheidbar.



Abb.8

Sprunggelenke des Fußes mit starken Einlagerungen von Zinnober

steine und bei der Leiche eines jungen Mannes konnte ein mehrere Tage alter Bruch des Schädeldaches nachgewiesen werden.

Erstaunt hat außerdem der gute Erhaltungszustand des Sarges. Das Fichtenholz war hart, von heller Farbe und ohne jeglichen Abbau. Es wurden ebenfalls Holzproben des Sarges chemisch untersucht, wobei eine Imprägnation des Holzes mit Sublimat festgestellt werden konnte. Nach Aussage von PD Dr. Seiler vom Institut für anorganische Chemie der Universität Basel, welcher diese Untersuchung freundlicherweise vorgenommen hat, war bisher eine Sublimatbehandlung zur Holzkonservierung aus dieser Zeit nicht bekannt. Bei der Eröffnung des Sarges in der Predigerkirche fand sich auf der Leiche eine mumifizierte, aber gut erhaltene Stubenfliege.

Nach *Levin* gibt es kein Heilmittel «von dem man Nutzen und Schaden Jahrhunderte hindurch in solcher Ausdehnung und so grob sinnfällig beobachtet hat, wie vom Quecksilber».

Eine wichtige Rolle hat das Quecksilber schon in der Medizin der Araber gespielt.

Zur Zeit der Kreuzzüge wurde das Quecksilber gebraucht als «Sarazenensalbe». Es war von den Kreuzzüglern zur Behandlung des Ausatzes verwendet worden. Im Mittelalter war es für alle Hauterkrankungen das am meisten verwendete Medikament. Es müssen damals enorme Mengen dieses Giftes gebraucht worden sein, so daß nicht selten schwere Vergiftungen und Todesfälle eintraten. So ist behauptet worden, daß damals die Quecksilbersalben so häufig verwendet worden seien wie heute die Antibiotika. Die Ärzte jener Zeit wurden als Alchemisten bezeichnet, da sie aus Quecksilber Gold machten, d. h.

viel Geld verdienen konnten. Es wird auch der Ausdruck «Quacksalber» von Quecksilber abgeleitet. Dieser Stoff wurde in Form einer Salbengrundlage in die Haut eingerieben oder es wurde das Metall oder seine Verbindungen erhitzt, so daß die Dämpfe eingeatmet werden mußten.

Paracelsus, der damals die robusten Schmierkuren verwarf, setzte sich für den inneren Quecksilbergebrauch ein. Bei der Salbenbehandlung wird das Quecksilber durch die Haut aufgenommen. Diese Behandlung soll damals so lange fortgesetzt worden sein, bis schwere Entzündungen der Mundschleimhäute auftraten. Nach *Rabelais* wurden «les pauvres verolez et goutteux» längere Zeit in stark erhitzte Räume eingeschlossen. Entweder wurde in solchen Kammern das stark balsamische Guajakholz verbrannt – eine Therapie, welche die Spanier von den Eingeborenen von St. Domingo kennengelernt und übernommen hatten – oder vorwiegend wurde aber in derartig abgeschlossenen Räumen Quecksilber erhitzt, damit die Dämpfe eingeatmet werden konnten. Mit Vorliebe soll damals Zinnober zur Räucherung verwendet worden sein. *Jansion* berichtet, daß die Kranken nackt in einen Raum, genannt «archet» eingeschlossen wurden. Auf Kohlenglut wurde Zinnober zur Verdampfung gebracht und mußte so während längerer Zeit eingeatmet werden. 1553 hat *Ferrier*, um die Pflaster- und Räucherbehandlung zu umgehen, empfohlen, Waschungen vorzunehmen mit einer Lösung von 2 Unzen Sublimat in 5–6 l Wasser.

Welche Krankheiten zu jener Zeit mit diesen Stoffen behandelt wurden, können wir heute leider nicht mehr genau beurteilen. Damals wurden alle ansteckenden Krankheiten als «Pest» oder «Seuche» bezeichnet. Es ist allgemein die Behauptung aufgestellt worden, daß sich in Europa um 1500 herum die Syphilis epidemieartig ausgebreitet habe. Die Seuche soll zuerst in einem französischen Heer aufgetreten sein, welches bei Neapel eine spanische Garnison belagerte. Die Matrosen von Columbus hätten das Leiden von Haiti nach Europa eingeschleppt. Von hier aus soll sich dann die Krankheit über ganz Europa verbreitet haben. Diese Behauptung, welche viele medizinisch-geschichtliche Werke vertreten, kann nicht belegt werden. Nach neueren Untersuchungen scheint diese Annahme zudem wenig wahrscheinlich. Die Skelettfunde aus der praecolumbanischen Zeit Amerikas zeigen keine eindeutigen Veränderungen wie sie für dieses Leiden typisch sind und wie das zu erwarten wäre, wenn die Krankheit von dort nach Europa verschleppt worden wäre. Sogar die Frage, um welche Krankheit es sich damals bei dieser Seuche gehandelt hat, welche zur Reformationszeit Europa heimsuchte, können wir nicht bestimmt beurteilen. Ob das «Mal de Naples», der «Morbus gallicus» oder die «Franzosenkrankheit» eine Syphilisinfection waren, bleibt ungeklärt. Zu jener Zeit hat man eine andere, sehr ansteckende Krankheit, die Pocken oder Vario-

la, nicht von der Syphilis unterschieden. Teilweise wurde auch die Masern «Small pox» und die «Big pox» Syphilis nicht voneinander scharf getrennt. Nach *Rinderknecht* kann der deutsche Ausdruck «Blattern» sowohl für Pocken wie für Syphilis gelten. Auffallenderweise sind auch andere Krankheiten damals als «neu» bezeichnet worden, wie «Fleckfieber», Skorbut, Keuchhusten und Starrkrampf. Wie *Rinderknecht* ausführt, zweifelt heute niemand daran, daß alle diese Leiden, die wie der Skorbut gar keine Infektionskrankheiten sind, schon lange bestanden haben müssen.

Wahrscheinlich hat die Syphilis, der ein bestimmter Erreger (*Treponema*) zu Grunde liegt, schon seit Jahrhunderten existiert. *Hackett* hat gezeigt, daß solche *Treponemainfektionen* wohl schon in der Altsteinzeit aufgetreten sind und durch Mutationen des Erregers verschiedene Erscheinungsformen sich ausbilden konnten. Derartige Umänderungen des Krankheitsbildes bei der Syphilis sind auch heute zu beobachten. Bestimmte luische Leiden, welche noch vor ca. 50 Jahren öfters gefunden wurden, sind heute verschwunden. Daß es sich dabei um Einflüsse der Therapie handelt, wird als wenig wahrscheinlich bezeichnet. Wie die palaeopathologischen Untersuchungen ergeben, müssen wir auch annehmen, daß z. B. die Tuberkulose früher gar nicht so häufig vorkam wie wir das vermuten, wenn man bedenkt, daß im letzten Jahrhundert und um die Jahrhundertwende die Schwindsucht eine Krankheit war, an welcher sehr viele Menschen starben.

Daß zu der Zeit, in welcher Paracelsus gelebt hat, ein großer Unfug mit Quecksilberpräparaten bestanden haben muß, können wir aus Verordnungen entnehmen, welche die Dekane der Universitäten erlassen haben.

In Heidelberg mußten die Promovenden schwören, bei ihren ärztlichen Tätigkeit weder Quecksilber noch Antimon innerlich zu verschreiben. Einige Jahre früher hat 1566 der Dekan der Pariser Fakultät ein Verbot erlassen gegen diese Produkte, da ein derartig großer Unfug mit solchen Medikamenten betrieben wurde. Später wurde der Erlaß durch Gesetz für ganz Frankreich gültig.

Paracelsus hat in dieser widerspruchsvollen Zeit der Renaissance gelebt. Er hat die schweren Seuchenzüge, welche ganz Europa heimgesucht haben, miterlebt, auch die Vergiftungen durch Medikamente, welche dann schließlich die Dekane von Universitäten gezwungen haben, bei der Promotion die jungen Ärzte schwören zu lassen, weder Quecksilber noch Antimon zu verschreiben.

Das spezifisch Eigenartige und Geniale von Paracelsus, diesem Mann aus der Reformationszeit, geht aus seinen medizinischen Schriften hervor. Als Naturforscher und Arzt hat er im Sinne der Naturwissenschaft das getan, was wir heute noch erstreben: genau zu beobachten und daraus Erscheinungen und Krankheiten zu deuten.

Versetzen wir uns in jene Zeit und lesen wir in den Defensiones den Satz: *«Alle Dinge sind Gift und nichts ist ohne Gift; allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift ist»*, so wird uns die Genialität dieses Mannes offenbar. Diese Erkenntnis des Paracelsus ist heute Grundlage jeder Therapie und für die Pharmakologie wegleitend. Nur die richtige Dosierung garantiert die Wirksamkeit und die Sicherheit aller unserer Heilmittel.

Sepp Domandl, geb. 1903



1922–27 Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Wien; 1926–38 Schuldienst an Gymnasien; 1938–45 Leiter der Abteilung für Höhere Schulen in Niederösterreich; 1943–50 Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion. Seit 1953 Leiter des «Auditorium Academicum» der Salzburger Volkshochschule, seit 1954 Generalsekretär der Inter-

nationalen Paracelsus-Gesellschaft. Leitendes Mitglied des Akademischen Rates der Humboldt-Gesellschaft; ordentliches Mitglied des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich; 1966 Bürgerbrief der Landeshauptstadt Salzburg; 1970 Ring der Stadt Salzburg; 1972 Ehrenbürger der Universität Salzburg; 1973 Silbernes Verdienstzeichen des Landes Salzburg; 1978 Goldenes Doktordiplom der Wiener Universität; Wappenmedaille in Silber der Stadt Salzburg; Verdienstzeichen des Verbandes österreichischer Volkshochschulen; Promotion zum Dr. h.c. der Universität Salzburg; 1980 Goldenes Verdienstzeichen des Landes Salzburg. – Arbeiten über Wilhelm von Humboldt, Goethe, Kant, Adalbert Stifter, Paracelsus und zu bildungspolitischen Fragen.

Paracelsus und Salzburg

von Sepp Domandl

Die Paracelsusforschung hat unser Wissen um Hohenheim gewaltig bereichert, auch auf dieser Tagung lernten wir Neues dazu; eine Frage wird aber dennoch offen bleiben: ob Paracelsus griechisch gekonnt hat; der Name, den er gewählt hat, ist allerdings einwandfrei griechisch, und einige Male erwähnte er sogar Homer; es ist aber nicht sehr wahrscheinlich, daß er ihn jemals in der Hand gehabt hat. Dennoch muß ich immer an Homer denken, wenn ich mich mit dem verschlungenen Lebenslauf unseres Paracelsus befasse: wo gehört er hin, welche Stadt, welches Land kann ihn für sich beanspruchen? Denn da fällt mit immer jener bekannte Merckvers aus unserer Schulzeit ein:

ἑπτὰ πόλεις διερεύησεν περὶ ῥύζαν Ὁμήρου (Aulus Gellius 3, 11). Sieben Städte streiten sich darum, Geburtsort Homers zu sein, und sieben Städte sind auch bei Paracelsus wichtige Stationen in seinem Leben und dann nach seinem frühen Tod für seine Wirkung.

Das Heimatland Hohenheims steht eindeutig fest, es ist der Urkanon Ihres schönen Landes: Schwyz; dort wuchs er auf, rauh wie die Tannenzapfen und bei karger Kost. Zeit lebens blieb er der Mundart und dem Wesen seiner Geburtslandschaft treu.

In Villach und im Lande Kärnten verbrachte er seine Jugendjahre. Zärtlich liebt er dieses Land, das er sein zweites Vaterland nennt; den Namen «Carintia» führt er noch zwei Jahre vor seinem Tode auf «caritas intima», das heißt «innigste Liebe» zurück.

Rechtlich und aktenmäßig gesehen ist aber Paracelsus im Grunde Straßburger, denn diese damals im deutschen Geistesleben führende freie Reichsstadt verlieh ihm das Bürgerrecht, was damals wie heute ein bedeutsamer Akt war.

Mit ebenso festen Banden ist er aber mit Ihrer wundervollen Stadt, mit Basel verbunden, das 1501, kurz nach seiner Geburt, der Eidgenossenschaft beigetreten war und ihn heute vor 450 Jahren zum Stadtarzt bestellte. Wer aber wie er an der 1460 gegründeten und gerade damals durch Oekolampad erneuerten Universität lehren durfte, gehört für immer zu der Reihe jener so zahlreichen Persönlichkeiten von Weltbedeutung, die in diesen sechs Jahrhunderten an der Basler Universität wirkten – die Tafel, die wir gerade enthüllten, beweist es.

Salzburg scheint schon immer das Ziel Hohenheims gewesen zu sein; 1525 mißglückte es ihm aber, dort Fuß zu fassen, fluchtartig verließ er die Stadt. Er mußte geradezu den Tod des Erzbischofs Kardinal Lang abwarten, denn kaum hatte dieser die Augen geschlossen, finden wir Paracelsus wieder in Salzburg; er war jedoch schon vom Tode gezeichnet. 1541, in seinem Testament, gedenkt er noch seiner Verwandten im Schwyzer Geburtsland.

In zwei Städten fand aber Paracelsus dann, als seine Gebeine schon in Salzburger Erde ruhten, eine postume Heimat. In Neuburg an der Donau sammelte und behütete der Bibliothekar und Buchdrucker Kilian seine Werke und rettete sie; wir wissen von 141 philosophischen und alchemistischen Büchern in seiner Sammlung.

Im Erzbistum Köln wurde dann jene entscheidende Tat gesetzt, die allein das Erbe des Paracelsus für die Nachwelt sicherte. Der Fürsterzbischof Ernst von Bayern ermöglichte es, als großzügiger Mäzen, daß Huser 1589–91 die philosophischen und naturwissenschaftlichen Werke Hohenheims in würdiger Form drucken lassen konnte. Auf diese Weise blieb uns wenigstens ein Großteil der Werke des Paracelsus, die Huser vor allem von Neuburg aus zur Verfügung gestellt worden

waren, erhalten; denn kurz darauf wurden alle Werke des Paracelsus, aber auch deren verdiente Herausgabe Huser und Toxites, auf den Index librorum prohibitorum gesetzt. Wie sich aus der Widmung Husers an den Erzbischof und Kurfürsten Ernst ergibt, scheint er dies schon befürchtet zu haben, denn der Index bestand bereits seit 1559, also seit 30 Jahren; er versichert aber mannhaft, er habe dennoch auch alle jene Stellen im Werke des Paracelsus, die gegen kirchliche Vorschriften gerichtet waren, grundsätzlich nicht weggelassen, sondern aufgenommen. Die theologischen Schriften des Paracelsus konnte aber Huser nicht mehr retten, sie sind verschwunden. Kurt Goldammer muß sie für seine Ausgabe erst mühsam zusammensuchen und rekonstruieren. Dem mutigen Mäzenatentum des Kölner Erzbischofs verdanken wir es so vor allem, daß die Nachwelt Größe und Bedeutung Hohenheims erkennen kann.

Wenn ich mir nun einige Worte über Salzburg und seine Paracelsustradition erlaube, so bitte ich, dies nicht als Auswirkung eines Lokalpatriotismus anzusehen; ich will vielmehr aufzeigen, daß in der Stadt Salzburg durch fast ein halbes Jahrtausend hindurch die Paracelsustradition niemals abgerissen ist und stets ungemein lebendig blieb. Ich werde mich dabei sehr kurz fassen, da ja eine ausführliche Arbeit über dieses Thema von mir bereits in Druck gegeben wurde¹.

Hohenheims Testament ist zu entnehmen, daß er in unserer Stadt treue Freunde hatte; wie angesehen er aber war, ergibt sich schon daraus, daß bereits 13 Jahre nach seinem Tode, 1554, ein Salzburger Arzt sein Pestbüchlein aus Reklamegründen unserem Paracelsus in die Schuhe schiebt. Aber noch 1573, 42 Jahre nach Hohenheims Tod, konnte Toxites bei seinem Besuch in Salzburg eine erstaunlich lebendige Paracelsustradition feststellen.

Im Jahre 1589 ließ dann Huser, wie schon erwähnt, die Gesamtausgabe Hohenheims erscheinen; in seinem Vorwort beruft er sich ausdrücklich darauf, daß Salzburg dadurch, daß es Paracelsus ein christliches Begräbnis gewährt habe, Hohenheims Rechtgläubigkeit verbürge. Mit genau demselben Argument verteidigt 1680 der dem Salzburger Hof angehörende Arzt Adam von Lebenwaldt den mittlerweile auf den Index gesetzten Paracelsus; er kannte also die Paracelsusausgabe Husers. Wahrhaft erstaunlich ist es aber, daß sich das geistliche Fürstentum über die Indizierung Hohenheims hinwegsetzte. Auf Lebenwaldt muß daher näher eingegangen werden.

Adam von Lebenwaldt war nicht nur Arzt, er war «der Philosophy und Medicin Doctor, Kaiserlicher Comes Palatinus» (also Pfalzgraf), obendrein «poeta laureatus Caesaris» und päpstlicher Notar. Außer

¹ Sie erschien unter dem Titel «Paracelsus und Paracelsustradition in Salzburg» (1524–1976) als Folge 17 der Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung, Wien 1977.

medizinischen Büchern schrieb er auch über die Zauberei; ich erwähne nur seine «Demographia oder Gemen-Beschreibung» (die «Gems-Wurtz» macht, wie er sagt. «Stich-, Schuß- und Wundenfrey»). Lebenwaldt schrieb auch über Paracelsus und die Rosenkreuzer. Diese Bruderschaften waren im 17. Jahrhundert sehr verbreitet – der berühmte Philosoph Leibniz war z. B. in Nürnberg kurze Zeit deren Sekretär –, sie trieben Alchimie und verbreiteten eine von der christlichen Kirche abweichende Philosophie; in ihren Schriften berufen sie sich immer wieder auf Paracelsus, wobei aber die pseudoparacelsische Literatur im Vordergrund stand. Lebenwaldt veröffentlichte 1680 in Salzburg ein «Viertes Traktätel», dessen Überschrift lautete: «Von des Teuffels List und Betrug in der Falschen Alchymisterey und Goldmacher-Kunst. Darinnen ausführlich Bericht gegeben wird von den sogenannten Fratribus Rosae Crucis, oder Rosen-Creutzern, und Theophrasto Paracelso». In diesem Traktätlein bekämpft Lebenwaldt die Rosenkreuzer erbittert, berichtet aber so ausführlich über sie, daß dem Buch eine werbende Wirkung kaum abzusprechen ist. Die Rosenkreuzer sind ihm ein «afterwitziges Volck», er betitelt sie mit «Ihr Höllbrüder», in holprigen Versen entwirft er für sie eine mehr als grobe Grabinschrift:

«Unter diesem Stein
Mit Haut Haar und Bein
Sein die Rosen-Creutzer erstickt
Aus lauter Ketzer- und Zauberey
Der Teufel Tröster, die Höll ihr Himmel sey».

Er bekämpft die Rosenkreuzer vor allem vom katholischen Standpunkt aus, denn «sie nennen den Papst ein Antichrist und verwerfen die sieben Sakramenten». Im Anschluß an diese Verketzerung der Rosenkreuzer geht Lebenwaldt aber auf Paracelsus ein; er kennt die Literatur über ihn und schildert Hohenheims Leben und seinen Tod. Er bringt auch alle Vorwürfe, die von den Antiparacelsisten gegen ihn erhoben wurden, widerlegt sie aber mit dem Hinweis, daß eine von einem katholischen Bischof regierte Stadt niemals einem Ketzer oder Zauberer Obdach und ein christliches Grab gewährt hätte: «Hütet euch, der Hochfürstlichen Haupt- und Residentzstadt Salzburg, allwo ein Hochwürdigster Römischer Reichsfürst Erz-Bischof Legat des H. Apostolischen Stuels zu Rom und Primas des Teutschlands» mit Anwürfen gegen Paracelsus zu kommen. Dann fährt er fort: «Was gedünckt euch nun, ihr Antiparacelsisten? Solle einem Land- und Leut-Betrieger, einem Ketzer, einem Zauberer auff einem solchen Ort, wo ein hohes Geistliches Haupt regirt ... das geweyhte Erdreich bey einer Kirchen ... verwilligt werden?

Paracelsus war, wie wir Heutigen wissen, völlig unberechtigt zum

Patron der Rosenkreuzer geworden. Daß aber ein Gegensatz zwischen den Rosenkreuzern und Paracelsus herausgearbeitet wurde, ist im 17. Jahrhundert einmalig. Bei genauer Lektüre des Textes wird jedoch die Grundtendenz des Traktäts deutlich sichtbar. Gerade durch die wüste Verdammung der Rosenkreuzer sollte der indizierte Paracelsus für kirchliche Kreise tragbar gemacht werden, und das war weder eine leichte, noch eine ungefährliche Aufgabe; wahrscheinlich war Salzburg das einzige geistliche Fürstentum, in dem solches möglich war. Die Salzburger Universität war die einzige katholische Hochschule in ganz Deutschland, die nicht von den Jesuiten, sondern von den Benediktinern geleitet wurde, was beweist, daß der Einfluß der Jesuiten, die den Index erstellten, hier geringer war.

In Salzburg muß es einen richtigen Paracelsuskult gegeben haben und sogar Wallfahrten zu seinem Grabe; aus der Zeit um 1750 und aus dem Cholerajahr 1831 haben wir dafür Belege. 1752 wurden die Gebeine Hohenheims umgebettet und an einer kultisch bedeutsamen Stelle in einem prunkvollen Grabdenkmal neuerdings bestattet – alle Besucher Salzburgs kennen diese Stätte.

Basel ist dadurch ausgezeichnet, daß Paracelsus an seiner Universität wirkte; die Salzburger Universität ist aber die erste und für lange Jahrzehnte die einzige Universität, an der eine akademische Vorlesung über Hohenheim gehalten wurde. Denn die Antrittsvorlesung von Prof. Weissenbach bei der feierlichen Eröffnung der Medizinischen Fakultät im Jahre 1804 trug den Titel «Theophrastus Paracelsus».

Daß die Salzburger Forschung sich in der Folgezeit eingehend und sehr fruchtbar mit Paracelsus beschäftigte, beweisen die Publikationen der Salzburger Landeskunde und des Salzburger Museums – sie füllen etwa 1000 Seiten.

Noch bezeichnender für die Verbundenheit unserer Stadt mit Paracelsus ist aber der Beschluß, den der Stadtmagistrat im Jahre 1838 faßte; er verlieh nämlich dem Berliner Arzt und Medizinhistoriker Friedrich Theodor Lessing als Dank für seine Paracelsusbiographie das Ehrenbürgerrecht. Damit begründete Salzburg eine Tradition, die in Österreich bis in die unmittelbare Gegenwart weiterwirkt; offizielle Stellen anerkennen die Größe des Paracelsus und die Bedeutung der ihm geltenden Forschung und ehren Gelehrte, die sich darum verdient gemacht haben. Die Stadt Villach stiftete den Paracelsusring, sein erster Träger ist Kurt Goldammer, vor einem Jahr wurde er dann Robert-Henri Blaser verliehen; die Stadt Salzburg überreichte ihren Paracelsusring bereits an sieben Männer, die sich um die Paracelsusforschung verdient gemacht haben; beim letzten Jahreskongreß der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft an Kurt Goldammer.

Besonders hervorzuheben, ja zu rühmen ist es, daß ganz Österreich sich Paracelsus und der Erforschung seines Werkes verbunden weiß.

Vor kurzem verlieh der österreichische Bundespräsident das Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich an Kurt Goldammer; gewiß gilt diese hohe Auszeichnung dem umfangreichen wissenschaftlichen Gesamtwerk Prof. Goldammers, doch vor allem dem Herausgeber der Paracelsischen Schriften, dem großen Paracelsusforscher und dem verdienten Präsidenten der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft. Wir sehen also, wie sehr sich in Österreich amtliche Stellen, und zwar nicht nur der Stadtmagistrat in Salzburg und Villach, sondern auch der höchste Repräsentant der Republik zu Paracelsus bekennen.

Nun aber kehren wir wieder zur Stadt Salzburg zurück. Bei allen Ärzttetagen, die seit 1900 in unserer Stadt stattfinden, wurde immer wieder auf Paracelsus hingewiesen. 1941 jährte sich Hohenheims Todestag zum 400. Male. Schon viele Jahre vorher war die Stadt fest entschlossen, diesen Gedenktag besonders würdig zu begehen; dieser Plan wurde dann nach dem Anschluß von 1938 von der Reichsregierung aufgegriffen: der erste große Paracelsustag sollte zu einer Reichsfeier mit zahlreichen in- und ausländischen Gästen werden. Der im tiefsten Frieden geplante Paracelsustag fiel aber in das dritte Jahr des Weltkrieges, schon in die Zeit des so verlustreichen Rußlandfeldzugs. Rückschauend sind wir erschüttert, wenn wir die Zeitungen von damals durchblättern: auf derselben Seite, auf der über den Paracelsustag berichtet wird, steht eine lange Liste jener Salzburger Soldaten, die wenige Tage zuvor im Osten gefallen waren.

Es ist daher durchaus verständlich, daß die ursprünglich für mehrere Tage angesetzten wissenschaftlichen Referate größtenteils abgesetzt wurden. Prof. Dr. Paul Diepgen, der bekannte Medizinhistoriker, verfaßte für den Reichsgesundheitsführer Dr. Leonhard Conti den Hauptvortrag, der gedruckt vorliegt. So konnte Diepgen feststellen, daß seine Ausarbeitung wörtlich und lückenlos vorgetragen worden war. Trotz der Kriegsverhältnisse nahmen an dem Kongreß 85 Ausländer teil, darunter 7 aus der Schweiz. In der Zeit des Nationalsozialismus, aber auch schon Jahrzehnte vorher, traten Bestrebungen zutage, die darauf hinielten, Paracelsus aufgrund mancher seiner Äußerungen zu einem antisemitischen und antichristlichen Kämpfer umzufunktionieren. Derartige Entgleisungen gab es aber bei der Salzburger Feier nicht; auch die Festschrift, an der außer Salzburger Forschern auch Paul Diepgen und Walter Artelt mitarbeiteten, ist völlig sachlich, tendenzfrei und unpolitisch.

Die 1941 neugegründete Paracelsus-Gesellschaft konnte infolge der Kriegsverhältnisse ihre Arbeit kaum in Angriff nehmen und hörte 1945 auch formell zu bestehen auf; sie hatte übrigens ihren Sitz nicht in Salzburg, sondern in München.

Nach dem Zusammenbruch 1945 war bei uns erst 1951 ein Neuan-

fang möglich; damals wurde die Internationale Paracelsus-Gesellschaft gegründet, im Vorjahr konnte sie daher auf 25 Jahre zurückblicken.

Mein scherzhafter Hinweis am Anfang auf die sieben Städte um Homer sollte eine Aufforderung sein an alle jene Städte, die mit Paracelsus verbunden sind, nicht nur an die sieben von mir angeführten, die Paracelsusforschung zu fördern. Dieser Wunsch richtet sich auch an jene vielen Orte, an denen Paracelsus weilte, in Süddeutschland, im Elsaß, in der Schweiz und nicht zuletzt auch in Preßburg und Ferrara; im Schloß Mährisch-Kromau in der Tschechoslowakei erinnert übrigens ein kleines Museum an Hohenheim.

Die Schweiz mit Ihrer Gesellschaft, der Villacher Paracelsuskreis und in Salzburg die IPG sind sich dieser Aufgabe stets voll und ganz bewußt, hier ist die Paracelsusforschung und -tradition fest verankert; vielleicht wird sich auch Straßburg künftighin wieder auf seinen Bürger besinnen und sein Andenken pflegen.

Die IPG und ihre um elf Jahre ältere schweizerische Schwestergesellschaft sind von Anfang an in ihrer Arbeit engstens verbunden. Ihr Präsident, Prof. Blaser, ist bei uns Gründungsmitglied ebenso wie Herr Dr. Jaeckle aus Zürich. Führende Persönlichkeiten Ihrer Gesellschaft finden Sie bei uns als Präsidenten-Stellvertreter und Vorstandsmitglieder; ich nenne Ildelfons Betschart, Robert Blaser, Donald Brinkmann und Hans-Rudolf Fehlmann. Ebenso eng ist die Zusammenarbeit der IPG mit den Paracelsusforschern in allen Ländern von Amerika bis Japan.

Seitdem vor vielen Jahrzehnten der Altmeister der Medizingeschichte Karl Sudhoff sich Hohenheim zugewandt hat, hat die Paracelsusforschung Gewaltiges geleistet; beträchtliche Aufgaben stehen aber auch noch vor uns. Die Erschließung des Gesamtwerkes wird erst vollendet sein, wenn zu den sechs Bänden, die Goldammer bereits so vorbildlich herausgegeben hat, noch acht dazukommen.

Klarheit zu schaffen über den verbürgten Lebensweg Hohenheims, war ein erstes wichtiges Ziel, ebenso die endgültige Scheidung echt Paracelsischer Schriften von den ihm unterschobenen; beide Aufgaben sind noch nicht vollständig gelöst. Zur Erforschung des Lebenslaufes möchte ich aber gerade hier in Basel auf die wertvollen Untersuchungen Robert Blasers verweisen, die die Zeit des Basler Aufenthaltes endgültig geklärt haben; bemerken möchte ich auch, daß von Edwin Rosner in wenigen Wochen eine eingehende Studie über den Weg Hohenheims von St. Gallen nach Augsburg (1531–1536) erscheint².

Während dank den Bemühungen hervorragender Forscher die Bedeutung des Paracelsus für die Entwicklung der Medizin und Pharma-

² Erschienen als Folge 16 der Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung unter dem Titel «Hohenheims Weg von St. Gallen nach Augsburg» (1531–1536).

zie heute schon weitgehend zu ermesen ist, dürfte der Schwerpunkt der künftigen Paracelsusforschung auf dem Gebiete der Philosophie liegen; dies haben schon 1940 Ferdinand Weinhandl und Erwin Metzke erkannt. Aber viele Fachphilosophen scheuen sich noch immer, dem so umfangreichen und in einer oft seltsamen Sprache geschriebenen Werke Hohenheims näherzutreten. Und doch ist Paracelsus ein Denker hohen Ranges und von größter Originalität, ein echter Philosoph, der in der Tradition steht, die von Nikolaus von Kues eben über Hohenheim zu Leibniz und dann zu Kant und Goethe führt. Goethe rühmt ihn oft, Leibniz kennt ihn genau, und seine Monade ist eine Weiterbildung von Hohenheims Archeus³. Goethes Philosophie gipfelt im Wissen von der dynamisch-ganzheitlichen Gestalt, in der Lehre von der Formung, Bildung und Umbildung der Organismen; er prägte dafür das Wort Morphologie, und genau dasselbe morphologische Denken ist eine Grundlage der Paracelsischen Philosophie. Eine Erkenntnisphilosophie, wie sie Kant schuf, muß Paracelsus naturgemäß ferne liegen, umso näher steht er aber der Ethik Kants. Für Kant ist die Pflicht eine moralische Notwendigkeit, die aus dem Wesen der Persönlichkeit entspringt; für Paracelsus gilt dasselbe, nur gebraucht er dafür das Wort Arbeit; immer wieder bekennt er sich zum *continuus labor*. Arbeit ist ihm aber nicht Fluch oder Entfremdung, sondern Selbstverwirklichung der Persönlichkeit.

Meine Damen und Herren, ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich über das mir gestellte Thema «Paracelsus und Salzburg» hinausgegangen bin. Der feierliche Anlaß, daß hier an einer der berühmtesten Universitäten des Abendlandes eine Gedenktafel für den noch immer nicht in seiner überragenden Bedeutung erkannten Paracelsus enthüllt wurde, mag das entschuldigen. Wir beglückwünschen Basel, daß es die erste Stätte ist, an der der Name des Paracelsus offiziell mit einer Universität in Verbindung gebracht wird. Ich muß gestehen, wir in Salzburg haben vor Jahren ähnliches versucht, es ist uns aber nicht gelungen. Wir beantragten nämlich bei der Wiederbegründung der Salzburger Universität, daß sie nach Paracelsus benannt würde; umso mehr freuen wir uns über die Enthüllung der Gedenktafel in der Basler Universität.

Die Aufgabe, die uns allen, die sich mit Paracelsus beschäftigen, gestellt ist, hat schon der Philosoph Leibniz erkannt, als er um die immerwährende Philosophie, um die *philosophia perennis* rang. Er sagte damals, man dürfe die Vorgänger nicht verachten, auch dann nicht, wenn sie seltsame und dunkle Worte gebrauchten, denn gerade auch bei ihnen findet man Gold, Diamanten und Licht.

³ vgl. S. Domandl: Der Archeus des Paracelsus und die Leibnizsche Monade. Eine Gegenüberstellung. In: Zs. f. Philosophische Forschung 1977.

Steffen Steffensen, geb. 1908



Studium der Germanistik in Kopenhagen. Habilitation 1944.

1950–1978 Professor für deutsche Literatur an der Universität Kopenhagen.

Verfasser von Büchern u. a. über Rilke, speziell über Rilke und Skandinavien, ferner über die deutsche Kunstballade und Bertolt Brechts Gedichte sowie zahlreicher Veröffentlichungen über die Beziehungen zwischen skandinavischer und deutscher Literatur und über Kierkegaard.

Faust, der Übermensch

Zur Makrokosmos- und Erdgeistszene in Goethes Faust (V. 418–517)

von Steffen Steffensen

1. Das Wort *Übermensch* finden wir bekanntlich nicht erst bei Nietzsche. Es steht in Goethes Faust I, Vers 490. Hier nennt der Erdgeist spöttisch Faust einen Übermenschen, weil Faust sich, wie es später heißt (V. 1744), zu hoch gebläht hat. Er kann den Anblick des Erdgeistes nicht ertragen. «Weh, ich ertrag dich nicht» ruft er aus, und der Erdgeist verhöhnt ihn deshalb mit den Worten:

Welch erbärmlich Grauen

Faßt Übermenschen dich!

Was wir uns bei dem Wort *Übermensch* vorstellen müssen, wird aus der näheren Betrachtung der Makrokosmos- und der Erdgeistszene hervorgehen, die ich im folgenden gebe. Ich teile die wichtigsten Resultate einer Analyse dieser Szenen mit, indem ich dabei einige geistesgeschichtliche Zusammenhänge hervorhebe, die man vernachlässigt oder nicht deutlich genug gesehen hat.

2. Bevor ich zu dieser Analyse übergehe, möchte ich ganz kurz auf die biographisch-psychologischen Voraussetzungen dieser Szenen eingehen. Es hat einen besonderen Reiz, sich diesen Hintergrund klar zu machen. Und doch ist es natürlich nicht einfach so, daß der Faust die-

ser Szenen mit dem jungen Goethe identisch ist. Aber dieser Faust hat wichtige Züge Goethes, so wie Mephistopheles andere Seiten Goethes vertritt.

Ich erinnere also zunächst an die Zeit, wo der junge Goethe als ein völlig Gescheiterter von Leipzig nach Hause kam zu einer lieben, frommen Mutter und dem ernsten Vater in Frankfurt. Das Studium hatte er vernachlässigt; andere Dinge, wie die Liebe zu Käthchen Schönkopf, hatten seine Zeit beansprucht, mit dem Ergebnis, daß er krank wurde. Er spuckte Blut. Die Krankheit war aber offenbar psychisch bedingt.

Die Eltern waren pietistisch fromme Herrnhuter. Die Frömmigkeit der Herrnhuter war in Frankfurt, das muß man wissen, wie auch sonst oft, mit pansophischen Gedanken verbunden. Das heißt u. a., und dies ist besonders wichtig, daß man alchymistische Experimente machte. In einer Retorte mischte man positive und negative oder, wie man sagte, männliche und weibliche chemische Stoffe, so daß dadurch z. B. ein heilendes Salz entstand. Diese Vereinigung der Stoffe war ein Symbol der Hochzeit zwischen der frommen Seele und Gott und deren heilender Wirkung. Nun ist es bekanntlich so, daß der junge Goethe durch ein solches Salz geheilt wurde, das ein Mitglied der Gemeinde, ein Freund des Fräuleins von Klettenberg, Dr. Metz, ihm verabreicht hatte; und da es sich um eine psychisch bedingte Krankheit handelte, konnte diese Wunderkur ihn wieder gesund machen.

Auch ist es verständlich, daß dies einen sehr starken Eindruck auf den jungen Goethe machte, und daß er selbst anfang, alchymistische Experimente zu machen und eine Menge Bücher pansophischer Schriftsteller verschlang. Es waren Schriftsteller wie Georg von Welling oder der junge van Helmont. Er hat damals, also 1768, auch Paracelsus gelesen, dessen Einwirkung auf den Urfaust deutlich ist. Jacob Böhme lernte er erst später kennen.

Als er nach Straßburg kam, hatte er anfangs noch Beziehungen zu dortigen herrnhutischen Kreisen. Sie langweilten ihn aber, da die Dichterkraft sich jetzt kräftig zu regen anfang. Er lernte dann Herder und seine pantheistischen Gedanken kennen. Die pantheistische Naturfrömmigkeit und ihre Verherrlichung des Genies und der Liebe beherrschten ihn; das Pansophische war wie weggeblasen.

3. Ich gehe jetzt zu meinem eigentlichen Thema, der Betrachtung der beiden Szenen über¹.

Zunächst beschaut Faust das Makrokosmoszeichen und läßt sich davon erbauen. Die Faustforschung hat längst erkannt, daß das Makrokosmoszeichen ein Symbol des harmonischen Alls, des Univer-

¹ Vgl. meinen Artikel «Makrokosmoszeichen und Erdgeist in Goethes Faust» in «Kopenhagener Germanistische Studien» I (1969), p. 186–197, in dem ich dieselbe Auffassung der beiden Szenen dargestellt habe.

sums ist, so wie die Pansophen es sahen und darstellten. Die Gestalt des Erdgeists hat Goethe aber selbst erfunden.

Was Fausts Gefühle beim Anblick des Makrokosmoszeichens betrifft, ist erstens seine starke Ergriffenheit deutlich. Eine Wonne fließt bei dem Anblick durch alle seine Sinne, so daß neues, junges Lebensglück durch Nerv und Adern rinnt. Diese Ergriffenheit hat einen ausgesprochen religiösen Charakter. Er fühlt sich erhoben und neugeboren durch die Heiligkeit, Reinheit und Harmonie des Anblicks. Es handelt sich also um eine fromme kontemplative Haltung, in der der Schauende nahe daran ist, durch die Ergriffenheit beim Anblick der hohen himmlischen Kräfte sich selbst zu vergessen.

Nicht ganz vergißt Faust aber sich selbst. Neben der frommen kontemplativen Stimmung regt sich etwas anderes in ihm. Ein vermessen klingender Anspruch macht sich geltend, indem er fragt:

Bin ich ein Gott? Mir wird so licht! (V. 439)

Diese Regung, also der Wunsch, ein Gott zu sein, oder sagen wir gleich ein Übermensch, ist es offenbar, die dann in ihm stärker wird und zuletzt zu einem jähen Umschlag seiner Stimmung führt. Man hat meist gesagt, daß Faust das Makrokosmoszeichen nicht versteht. Das ist aber nicht richtig. Eine solche Auffassung erfaßt nicht das Eigentliche und Wichtige. Faust versteht ausgezeichnet die fromme pietistische Bedeutung des Makrokosmoszeichens. Zuletzt, als die Stimmung umschlägt, will er aber etwas ganz anderes und *mehr* als das fromme Schauen. Er wünscht in einer ganz anderen Weise von den Kräften der Natur erfüllt zu werden.

4. Faust verbindet die Sehnsucht nach der Natur mit dem Streben nach geheimnisvoller pansophischer Einsicht. Nostradamus, der V. 420 erwähnt wird, vertritt die Pansophen. V. 445-46 heißt es:

Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die irdsche Brust im Morgenrot!

Schüler bedeutet Schüler der Pansophen. Das Morgenrot symbolisiert sowohl die himmlischen göttlichen Kräfte als auch die pansophische Erkenntnis dieser Kräfte. Besonders bekannt ist die Verwendung des Symbols im Titel des berühmten Buches Jacob Böhmes «Aurora oder Morgenröte im Aufgang».

Man hat bisher nicht die Art erkannt, in der die Makrokosmoszeichenszene die pansophischen Vorstellungen mit Elementen pietistischer Religiosität verbindet, und auch nicht die fromme Forderung, die dadurch an Faust gestellt wird.

Erstens ist zu betonen, daß nach pietistischer Auffassung die Voraussetzung dafür, daß eine alchymistisch-pansophische Erkenntnis stattfinden kann, diejenige ist, daß eine Erweckung oder «Erleuchtung» stattfindet. So weit geht Faust anfangs mit. Denn V. 444 wird darauf angespielt; es heißt hier, daß der Mensch einsehen müsse, daß

sein Sinn zu, sein Herz tot sei. Erst durch eine solche Erleuchtung öffne sein Sinn sich dem Höheren und Höchsten.

Man weiß, daß die Stelle, wo von den Himmelskräften gesprochen wird, die auf- und niedersteigen (V. 449 ff.), von dem biblischen Bericht von der Jakobsleiter inspiriert ist. In den pansophischen Schriften, wo dasselbe Bild verwendet wird, wird aber auch gesagt, daß diese himmlischen Kräfte eine Besserung oder Heiligung hervorrufen müssen². Das gehört also zum Sinn des Bildes. Davon ist hier aber nicht die Rede. An der Stelle, wo solche Folgerungen hätten gezogen werden sollen, schlägt Faust unwillig das Buch um. Er will doch nicht fromm sein. So zeigt sich schließlich, daß das Zeichen, das ihn anfangs begeisterte, trotzdem nicht in der beabsichtigten Weise auf ihn gewirkt hat.

Eine Voraussetzung dafür, daß eine Erleuchtung oder Heiligung der Frommen stattfinden kann, ist nach den Pietisten, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes ist. Faust sagt aber: «Bin ich ein Gott?» Er will selbst ein Gott, also ein Übermensch sein. Das ist aber eine Überhebung, die auch der Erdgeist dann zurückweisen muß.

In den magischen Vorstellungen lag schon die Gefahr einer vermessenen Überheblichkeit. Dies hat Goethe deutlich gefühlt, was für seine Faustdichtung sehr wichtig ist. Die Magier glaubten in der Tat imstande zu sein, alle Wirkenskraft und Samen zu schauen und also zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Das Kühne des Anspruchs konnte sehr leicht in überhebliche Vermessenheit umschlagen.

5. Durch diese Betrachtungen tritt der Unterschied zwischen dem Makrokosmoszeichen und dem Erdgeist in ein schärferes Licht. Während das Makrokosmoszeichen das harmonische Walten der ewigen Kräfte zeigt, die von Engeln aus dem göttlichen Urquell geschöpft und weitergeleitet werden, so fehlt dem Reiche des Erdgeists die reine Harmonie der Kräfte. In seinem Reich herrscht ein ewiger Wechsel zwischen Werden und Vergehen, Geburt und Grab. Diese Doppelheit bedeutet, daß sowohl positive als negative Kräfte, schaffende sowohl als zerstörende ihre Wirkung ausüben.

So wirkt das Zeichen des Erdgeists ganz anders auf Faust als das Makrokosmoszeichen. Das Erdgeistzeichen fordert nicht dieselbe fromme Haltung von ihm wie das Zeichen des Makrokosmos. Da der Erdgeist ein schaffender Geist ist, fühlt Faust bei der Betrachtung den Mut und die Kraft in sich, sich in die Welt, d. h. in das bewegte Leben hinauszuwagen, um sowohl das Positive als das Negative, «der Erde Weh, der Erde Glück» zu erleben und zu ertragen. Er will die Tatsache

²So z. B. van Helmont in seinem Buch «Paradoxical Diskurse oder Ungemeine Meinungen von dem Macrocosmo und Microcosmo», Hamburg 1691, p. 20.

anerkennen, daß das Leben ein ständiger Kampf ist, und er ist deshalb auch bereit, in diesem Kampf Schiffbruch zu erleiden.

Daß das Verhältnis zwischen dem Positiven und dem Negativen in der Erdgeistszene als der Gegensatz zwischen schaffenden und zerstörenden Kräften aufgefaßt wird, hat mehrere Konsequenzen. Es bedeutet u. a., daß der Gegensatz zwischen Gut und Böse als ein Polaritätsverhältnis aufgefaßt wird, eine Auffassung, die dann in anderen Szenen der Faustdichtung deutlicher hervortritt. Im Reiche des Erdgeists ist das Negative ein notwendiges Element. Da Fausts Sehnsucht sich nun von den Himmelskräften abgewandt und sich auf das Erdenleben gerichtet hat, so hat sich auch sein Erkenntnistrieb gewandelt. Er hat sich in den Trieb verwandelt, ein schaffendes tätiges Leben zu führen und dadurch «Götterleben zu genießen».

Daß die Beschwörung des Erdgeists für Faust ein weit stärkeres Erlebnis ist als die Betrachtung des Makrokosmoszeichens, wirkt sich deutlich in Rhythmus und Sprache aus. Ein Höhepunkt sind die Verse 501 ff., wo der Erdgeist von seiner schaffenden Tätigkeit spricht. Der Rhythmus dieser Verse ist ausgesprochen nordisch; es sind weder Knittel- noch Madrigalverse. Die kurzen Verse mit zwei Hebungen und starken Alliterationen und Assonanzen erinnern sehr an die Übersetzung der Eddaverse, die Herder gegeben hatte. Der Faust war dem Stürmer und Dränger Goethe ein ausgesprochen nordisches, unklassisches Motiv.

6. Der Erdgeist ist ein *Geist*. Der Zusammenhang forderte, daß der Magier Faust einen Geist beschwören sollte, und daß es ihn zur Erde zog. So entstand der Erdgeist. Das geschah zu einer Zeit, wo Goethe nicht mehr in erster Linie von der Pansophie, sondern durch die Begegnung mit Herders Ideen inspiriert war. Zu fast allen Vorstellungen der Erdgeistszene findet man deshalb Entsprechungen in den Jugendschriften Herders aus den siebziger Jahren, sowohl was die Grundeinstellung als Einzelheiten betrifft. Ich habe diese Schriften Herders daraufhin untersucht, also z. B. «Auch eine Philosophie der Geschichte ...» oder die beiden Abhandlungen in «Von deutscher Art und Kunst», besonders die Shakespeareabhandlung.

Der Erdgeist personifiziert und symbolisiert die Kräfte der Natur, die im Menschenleben wirken. Herder und Goethe sprechen davon in verschiedener Sprache. Goethe ist Dichter, Herder Philosoph. Versucht man aber, soweit dies überhaupt möglich ist, aus der dichterischen Sprache ins Prosaische zu übersetzen, kommt man zu Vorstellungen und Gedanken, die den Ideen der Geschichtsphilosophie des jungen Herder verwandt sind.

Das Göttliche, d. h. die göttliche Natur, offenbart sich, so verkündet der junge Herder, dem Menschen im Erdenleben, in der Welt der Menschen, d. h. in der Geschichte. Aber diese Kräfte sind dem Menschen zu

groß; er kann das Ganze der Geschichte, den großen Plan Gottes, nicht überschauen und verstehen (den Erdgeist nicht begreifen). Auch können diese Kräfte nach Herder dem Menschen seinen Wünschen und Ansprüchen entgegenwirken. Die Freiheit des Einzelnen stößt dann mit dem Schicksal zusammen³, (er wird von dem Erdgeist zurückgewiesen), denn der Mensch ist bedingt, er ist «in die Absicht des großen Folgeganzen hingestellt», wie Herder sagt, «ein Werkzeug des Schicksals».

Bei Herder fand Goethe auch die religiöse Verherrlichung des Genies, die seine eigene wurde. In Herders Shakespeareraufsatz ist z. B. der Grundgedanke, daß Shakespeare ein Genie ist, und daß dieses Genie in ähnlicher Weise schafft wie die göttliche Natur in der Geschichte⁴.

Man findet also bei Herder dieselbe Doppelheit wie bei Goethe. Einerseits ist das Genie den göttlichen Kräften besonders nahe, da es wie ein Gott schafft⁵, andererseits ist das Genie nur ein Mensch und muß seine Grenzen anerkennen. Der Mensch bleibt nur Mensch, «nichts als Mensch»⁶. Darum ist es auch so, daß der Erdgeist Faust bis zu einem gewissen Grade anerkennt. Er tut es schon dadurch, daß er erscheint. Andererseits muß er Faust und seine Überheblichkeit zurückweisen. Faust wird ins Menschenlos zurückgestoßen (V. 629).

Immer wieder betont Herder, daß der Mensch dann am meisten Tier ist, «wenn er am zuverlässigsten Gott seyn wollte»⁷. Er will über das Menschliche hinaus und sinkt unter das Menschliche oder ins Allzumenschliche. In einem später getilgten Abschnitt seiner Schrift «Plastik», die 1769 entstand, wird die Frage erörtert, ob es einen Gott der Erde gebe, und es heißt hier⁸:

Die Philosophie macht uns abergläubisch? Sie gibt uns einen Genius der Erde? Nein! nicht abergläubisch, der Genius hört auf mich so wenig, als ich auf das Schreien eines Wurms! Er ist zu groß dazu, er

³ Diese Fragen beschäftigen den jungen Goethe in seiner Rede «Zum Shakespeares Tag» (1771), wo es von Shakespeare u. a. heißt: «aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unsres Ich's, die prätereidierte Freyheit unsres Willens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt» (Artemis-Ausg. 4, 124).

⁴ Vgl. besonders Suphans Ausg. V, 218; 220.

⁵ Daß Faust ein Schaffender ist, drücken die Worte des Erdgeists (V. 491 f.) aus: «die Brust, die eine Welt in sich erschuf ...» (vgl. Chr. Sarauw, Goethes Augen, Kopenhagen 1919, p. 180).

⁶ Suphan V, 558

⁷ Suphan V, 557

⁸ «Aus Herders Nachlaß» von H. D. Jomscher in Euphorion LIV (1960), p. 288. Das Zitat wird von Eudo C. Mason angeführt in seinem «Goethes Faust, its Genesis and Purport» (University of California Press, 1967). Das Buch ist für die hier behandelten Fragen besonders wichtig und ergiebig. Vgl. auch Eudo C. Masons Aufsatz «Goethes Erdgeist und das Pathos des Irdischen» in dem Buch «Exzentrische Bahnen», Göttingen 1963.

spricht nur mit dem Genius des Monds, der Sonne! Ich bin ihm zu klein! Ich bin ein Gott auf seinem Rücken und zugleich eine Laus, ein Wurm darauf; also nicht anbeten, nicht rufen, nichts ...

Das Zitat zeigt besonders deutlich, wie nahe Goethe und Herder sich sowohl in ihren Vorstellungen als in deren Ausdruck kommen. Mehrere Beispiele ließen sich dafür anführen. Auffallend oft spricht Herder von dem *Weben* der göttlichen Kräfte in Natur und Geschichte, indem er also die Säkularisierung dieses biblischen Ausdrucks vertritt. In der dichterischen Sprache Goethes verdichtet sich dies zum Bilde des Webstuhls, an dem das Kleid der Gottheit gewirkt wird (V. 508 f.).

Übrigens finden wir beim jungen Herder auch die Vorstellung vom ewigen Wechsel, Werden und Vergehen, und von dem Polaritätsverhältnis zwischen den positiven und negativen Kräften. Die letzteren müssen zur Ausbildung des Ganzen beitragen⁹.

Auch Herder kam von pietistischen Anfängen zu einem pantheistischen Lebensgefühl. Wie Faust zog es ihn zur Erde. Der junge Herder hebt beständig hervor, daß der sinnliche Mensch ein Erdensohn ist, vor allem in seiner Psychologie dieses sinnlichen Menschen¹⁰. So sind die Schriften des jungen Herder der beste Kommentar zu den Werken des jungen Goethe.

7. Und doch ist der Erdgeist zugleich ganz die Schöpfung des Dichters und weist deshalb Züge auf, die über dasjenige hinausweisen, was er bei Herder finden konnte. Vor allem ist darauf aufmerksam zu machen, daß die Zugehörigkeit des Erdgeists zur elementaren Welt, die auch durch den Namen ausgedrückt wird, von dem Dichter sehr hervorgehoben wird. Diese Zugehörigkeit zur elementaren Welt ist es offenbar, die diesen Geist von demjenigen unterscheidet, das durch das Makrokosmoszeichen ausgedrückt wird. Nicht nur die überwältigende Größe des Erdgeists wird von Goethe betont, sondern auch das Furchtbare dieses Geistes, der offenbar etwas Dämonisches hat. Der Geist erscheint in der Flamme als «schreckliches Gesicht»; im Urfaust heißt es gar «in widerlicher Gestalt». Dieses Schreckliche scheint ebenfalls mit seiner Zugehörigkeit zur irdischen elementaren Sphäre zusammenzuhängen. Offenbar soll die Gegenüberstellung des Makrokosmoszeichens und des Erdgeists u. a. dazu dienen, dieses Schreckliche deutlicher hervortreten zu lassen, der Geist der Erde, der Lebensfluten und des Tatensturms, ist ein furchtbarer Geist, ohne die Reinheit der Himmelskräfte. Andererseits zieht gerade diese Verbundenheit mit der Erde den Übermenschen Faust zu ihm hin.

⁹ «Überall zwei Kräfte, die sich einander entgegengesetzt doch zusammen wirken» (Sufhan IX, 537).

¹⁰ Besonders ist auf Herders Schrift «Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele» zu verweisen.

Der Dichter Goethe übertrifft bei weitem den Philosophen Herder an herausfordernder Kühnheit, indem er durch die Gestalt des Erdgeists dichterisch die pantheistische Auffassung ausdrückt, die schaffenden Kräfte der elementaren Welt seien weder gut noch böse, sondern beides zugleich oder in einem. Faust ist also derjenige, der sich, so können wir zusammenfassen, von dem reinen heiligen Schauspiel der Himmelskräfte und den frommen Gefühlen abwendet. Er will ein «Übermensch» sein, d.h. als ein Schaffender, in Lebensfluten und Tatensturm wie ein Gott jenseits von Gut und Böse leben.

8. Wenn das, was Goethe in der hier behandelten Szene seiner Faustdichtung sagen wollte, von den Faustdeutern nicht immer richtig verstanden wurde, so hatte dies seine Ursachen. Das Makrokosmoszeichen war den Lesern nicht so vertraut wie Goethe selbst; sie kannten seine Bedeutung in der pansophischen Literatur nicht, und so rief es nicht dieselben Vorstellungen und Gefühle hervor wie bei dem Dichter. So verstand man auch nicht, was der Gegensatz zwischen Makrokosmoszeichen und Erdgeist symbolisieren sollte. Dazu kam, daß der Erdgeist eine von Goethe selbst geschaffene, mythische Gestalt war, was sowohl für den Leser als für den Dichter seine Schwierigkeiten hatte. Leichter war es für den Dichter, die überlieferten Mythen zu benutzen und seinen Zwecken anzupassen, weshalb er die Gestalt des Erdgeists später aufgab.

Der Gegensatz, der durch den Unterschied zwischen Fausts Gefühlen beim Anblick des Makrokosmoszeichens und seinem Verhältnis zum Erdgeist bezeichnet wird, taucht in verschiedenen Variationen immer wieder in Goethes Dichtung auf. Es ist der Gegensatz zwischen der frommen, ehrfürchtigen Anerkennung des Göttlichen außerhalb des Menschen und der trotzigigen Selbstbehauptung des schöpferischen Menschen, der die heilige Schaffenskraft in sich selber findet. Es ist z. B. der Unterschied zwischen Prometheus und Epimetheus im Prometheusgedicht oder der Unterschied zwischen der Haltung im Prometheusgedicht und derjenigen im Gedichte «Ganymed». Wer die erwähnte Bedeutung des Wortes *Morgenröte* kennt, versteht, daß es kein Zufall ist, wenn es in der ursprünglichen Fassung des «Ganymed» heißt:

Wie im Morgenrot

Du rings mich anglühst ...

Diese ganz verschiedenen Haltungen waren für Goethe – auch in der Faustdichtung ist es so – beide berechtigt und notwendig, sie ergänzen einander. Goethe war kein Mensch des Entweder-Oder wie etwa Sören Kierkegaard. Er vertrat das Sowohl-als-Auch. Dieses nannte er mitunter Polarität.

Willem Frans Daems, geb. 1911



Studium der Pharmazie sowie der Geschichte, Paläographie und Codicologie an den Universitäten von Amsterdam und Leiden. 1967 Promotion zum Dr. phil.

Seit 1955 praktisch tätig als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Weleda AG, Arlesheim, verbunden mit Öffentlichkeitsarbeit innerhalb der anthroposophisch-medizinischen Bewegung.

Seit 1970 Lehrauftrag für Geschichte der mittelalterlichen Medizin an der Universität Würzburg. Zahlreiche medizin- und pharmaziehistorische Veröffentlichungen.

Mitglied verschiedener historischer Gesellschaften. Vize-Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und Vorstandsmitglied der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft.

«Sal-Merkur-Sulfur» bei Paracelsus und das «Buch der Heiligen Dreifaltigkeit»

von Willem Frans Daems

I.

Gleich bei der üblichen Vororientierung kam mir der Zweifel, ob zu der Sal-Merkur-Sulfur-Problematik noch etwas Neues beizutragen wäre, und dieser Zweifel wuchs bald zur Verzweiflung! Mir kam dabei das Mahnwort des *Lucianus Braun*¹ in den Sinn, der 1966 auf das «ewige Abschreiben und Nachbeten» hinwies. Echte Paracelsusforschung – so sagte er – kann heute nur noch vom Texte ausgehen, über den man jedoch *nach*-denken muss. Die Theorien hinken der schöpferischen Tat nach, was besonders in der Paracelsusforschung schwierig ist, weil das, was Paracelsus gedacht hat, nur aus den in seinen Schriften fixierten Worten zu erarbeiten ist ... falls man diese Worte versteht. Will man in Paracelsus' Gedankenwelt eindringen, so muß man erstens davon aus-

gehen, daß ein Wort bei ihm von Fall zu Fall verschiedene Bedeutung haben kann, sogar in einem und demselben Satz, und zweitens muß man bedenken, daß Paracelsus, gegen eine Wand von dumpfem Unverstand sprechend, gezwungen war, ein und dieselbe Sache ständig neu zu formulieren. Dabei bekommt man oft den Eindruck, daß er selber um die Sprache ringt, in der er seine Ideen vorbringen will. Gerade beim Problem der sogenannten Tria-prima- oder Drei-Prinzipien-Anschauung scheint dies sehr stark der Fall gewesen zu sein.

Daß diese tastenden Formulierungen erschwerende Umstände für das Verständnis der Paracelsischen Ideenwelt darstellen, ist vielleicht nirgendwo so klar abzulesen wie gerade an den zahlreichen, recht unterschiedlichen Versuchen der neueren Paracelsusforscher, die Sal-Merkur-Sulfur-Idee begrifflich zu fassen oder zu umschreiben.

Kein ernsthafter Paracelsusforscher kann an der Sal-Merkur-Sulfur-Anschauung – wohl das zentralste Motiv im Menschen- und Naturbild des Paracelsus – vorbeigehen, auch wenn er sich thematisch nicht eigens in diesem Teil des mächtigen Ideengebäudes des Paracelsus aufhalten will. Er ist jedoch gezwungen, wenn auch nur in einem einzelnen Nebensatz zu sagen, was Paracelsus mit Sal-Merkur-Sulfur gemeint hat.

Man gestatte die kritische Bemerkung, daß – bis auf ganz wenige Formulierungen der allerjüngsten Zeit – die Erklärungen, als nachvollzogene Meinungen, von *absolut nicht* bis *nur annähernd* die wahre Bedeutung der Sal-Merkur-Sulfur-Idee zu treffen vermochten. Wenn man in dieser Hinsicht die Aussagen der wichtigsten Paracelsusforscher einer Überprüfung unterzieht, kommt man zu folgendem Resultat: Sal-Merkur-Sulfur sind –

- a. *Stoffe und hypothetische Einflüsse*, bei *Haeser* (1841)²;
- b. *Urstoffe, Urformen*, bei *Sticker* (1941)³;
- c. *Materielle Bestandteile*, nach *Hooykaas* (1939)⁴: Paracelsus hat versucht, die Reaktionsvorgänge in Richtung einer rein chemischen Interpretation als Addition und Substitution materieller Bestandteile zu erklären;
- d. *Grundsubstanzen*, bei *Jung* (1942)⁵;
- e. *Substanzen*, bei vielen Autoren, wie *Goldammer* (1953)⁶, *Sudhoff* (1936)⁷, *Sartorius von Waltershausen* (1935)⁸, *Schipperges* (1974)⁹, hier im Sinne von dessen «quod substat»;
- f. *Formierende Kräfte*, bei *Peuckert* (1943)¹⁰;
- g. *Weltenkräfte und Akte*, bei der anthroposophischen Autorin *Wolfram* (1921)¹¹: technische Ausdrücke – so sagte sie – für Weltenkräfte, die in der Gesamtnatur wirken. Im Akte des Brennens offenbart sich der Sulfur, im Akte des Rauchens, der Verflüchtigung der Merkur, im Rest (!) der als Asche übrigbleibt, das Salz;
- h. *Bildungsprinzipien*, bei *Goldammer* (1953)¹²: zunächst irdische

- Stoffe – so formulierte er – aus mineralogischen Erkenntnissen gewonnen; sie haben freilich zugleich auch kosmischen Symbolwert;
- i. *Modalitäten der Kraftentwicklung*, bei *Hans Fischer* (1941)¹³: jedes Element verfügt über drei verschiedene Modalitäten der Kraftentwicklung;
 - j. *Energie*, bei *Biedermann* (1973)¹⁴: er stellt Sulfur als Prinzip der Energie dem Sal als Prinzip der Schwere gegenüber; Merkur ist das Prinzip der Flüchtigkeit;
 - k. *Prozesse*, bei *Hemleben* (1973)¹⁵: Sal-Merkur-Sulfur sind Prozesse, nicht Zustände, Substanzprozesse (sind Substanzbildeprozesse gemeint?);
 - l. *Bildungsimpulse*, bei *Rudolf Steiner* (1920)¹⁶;
 - m. *Grundprozesse*, bei *Leopold Müller* (1975)¹⁷;
 - n. *Qualitäten*, bei *Strunz* (1932)¹⁸, vielleicht als Ergebnis seiner Comenius-Studien, denn *Comenius*¹⁹ sprach bei Sal-Merkur-Sulfur von «*qualitates occultae substantificae*», was – wie wir sehen werden – die Sache absolut trifft; aber *Strunz* sprach gleichzeitig von *Grundbestandteilen*;
 - o. *Achelis* (1928)²⁰ umschreibt nur 1. Sal als fest umrissene Form, irdisch materielle Struktur, 2. Merkur als beweglichen Leib, immer im Fluß, stets in Verwandlung, 3. Sulfur als das, was sich im Wechselspiel von Erstarrung und Beweglichkeit erst bildet: das Wachsen und Werden eines Wesens; hier ist das Leben als Prozeß, als Drittes zwischen Sal und Merkur (!) zu verstehen.

Eine Sonderstellung nimmt der Versuch von *Brunns*²¹ ein, der 1941 – mit Kritik an *Darmstaedter*²² und *Hooykaas*⁴ – hervorhebt, daß die drei Prinzipien nicht Substanz, nicht Farbe, nicht Kräfte sind; sie geben der wachsenden Pflanze ihre Gestalt, ihre Farbe, ihre Virtutes. Und er bringt den Vergleich mit dem Maler, der mit drei einheitlichen Farben doch unzählige Figuren und Formen malen kann; nicht corpora malt die Natur mit Sal-Merkur-Sulfur, sondern Bilder der corpora.

Man sieht: eine bunte Palette von Versuchen, dem wahren Wesen der Tria-prima beizukommen.

*Leopold Müller*¹⁷, zur Zeit wohl der letzte, der sich zu dem Problem geäußert hat, meint, daß es «heute nicht mehr nötig sein dürfte, darauf einzugehen, daß Sal, Sulphur und Mercurius der Alchimisten keine Stoffe, auch nicht Aggregatzustände, sondern drei Grundprozesse aller stofflichen Wandlung sind: Sal ist Niederschlag, Kristallwerdung, Skelettbildung, Schwere, Verhärtung; Sulphur (übersetzt: der Sonnenträger; dem Phosphor, dem Lichtträger verwandt) ist Verbrennung, Duft, Leichte, Verflüchtigung; Mercurius (der Götterbote) ist Vermittler allen Lösens und Bindens; so z. B. entspricht in der Pflanze das erste der Wurzel, das zweite der Blüte, das dritte dem Stiel und Blatt, wahrscheinlich auch dem Saft». Müllers Optimismus teilen wir

jedoch noch nicht, denn wohl mag allmählich jedermann davon überzeugt sein, daß mit Sal-Merkur-Sulfur keine Stoffe usw. gemeint sind; ob es nun aber Prozesse sind und was für Prozesse, ob man noch näher zu differenzierenden Kraftzentren mit geistig impulsierten Steuerungen sprechen kann, dies wäre noch abzuklären. Mit dem einfachen und anschaulichen Beispiel *Eis-Wasser-Wasserdampf* sind die Sal-Merkur-Sulfur-Entsprechungen charakterisiert und bildhaft zu begreifen; dabei wird gleichzeitig verständlich, daß man immer wieder versucht ist, sie auch mit Aggregatzuständen in Verbindung zu bringen.

Lassen wir jedoch noch einmal Paracelsus selber sprechen:

also so du ein corpus in die hand nimst, so hast du unsichtbar drei substanzen unter einer gestalt²³

und:

ietzt hastu den menschen, das sein leib nichts ist als allein ein sulphur, ein mercurius, ein sal. in denen drei stet sein gesundheit, sein Krankheit und alles was ime anliegt²⁴.

Also, eine Aussage über die gegenständlichen Dinge und eine über den Menschen, und dazu noch einmal:

so hatt Gott drei vorgenommen und aus dreien alle Dinge gemacht, und alle Ding in drei gesetzt. Denn der Ursprung dieser Zahl ist aus Gott²⁵.

Eine Schrift oder Studie über Paracelsus mag an sich noch so unbedeutend sein, den Passus:

nun die ding zuerfahren²⁶ so nempt ein anfang vom holz. dasselbig ist ein leib; nun lass brinnen, so ist das do brint der sulphur, das da raucht der mercurius, das zu eschen wird sal²⁷ ...

kennt jeder, er wird zitiert. Gerade aber dieses Beispiel vom Holz ist wirklich nicht mehr als *nur* ein Beispiel mit einem zu geringen exegetischen und heuristischen Wert. Das hat Paracelsus selber am besten empfunden:

not ist in den dingen einer merer auslegung²⁸,

und deshalb bringt er immer neue Erklärungsversuche. Er hat arbeitend gelernt und lernend gearbeitet! Wir müßten in all den Zitaten – wollten wir wissenschaftlich-philologisch vorgehen – die totalen Synonyme, also die in allen Kontexten voll austauschbaren Elemente²⁹ von den Homonymen unterscheiden. Lassen wir lieber unser gesundes Empfinden für die Identität in den Aussagen walten. Bleiben wir noch einen Moment bei dem Baumstück, das zu Asche verbrannt wird:

wird im (dem Baum) sein sulphur genomen, so ist kein form da³⁰ ...

Also: Sulfur ist das formgebende Prinzip! Dabei denken wir an *Scotus Eriugena* (9. Jh.)³¹, der es in seinem Werk «De divisione naturae» so formulierte:

Denn im lateinischen heißt «color» gleichsam mit Veränderung eines einzigen Buchstabens «calor» und «forma» kommt von «for-

mo», d. h. wärmen, und die Alten verstanden unter «formum» das Wärme.

Mögen die Etymologen davon halten, was sie wollen! Fahren wir fort mit den wörtlichen Zitaten:

nun ist das also, sulphur ist ein humor, mercurius ein humor, sal ein humor also sind ir drei. diese drei humores sind aber corpora³² ... und:

denn da muss am ersten ein leib sein, in dem man werke, das ist der sulphur; da muss sein die eigenschaft, das ist die kraft, das ist der mercurius; do muss sein die compaction, coadjunction, das ist sal³³ ...

oder:

der mensch ist gesetz aus dreien hauptstucken, aus dem sulphur, li-
quore und sale. die drei seind der leib des menschen ... der sulphur
gibt das greiflich, der liquor gibt den saft und das sal coagulirt
zusammen den phisicum corpus³⁴.

Hier ist Merkur gleich Liquor. Weiter:

das greiflich ist gesetzt aus dreien stücken, aus sulphure mercurio
und sale ... der ungreiflich ist auch in drei gesetzt, in das gemüt, weis-
heit und kunst³⁵.

Man sieht: Polarität im Leiblichen, Seelischen, Geistigen in zweifacher
Dreiheit. Eigentlich nichts Neues, denn – um einen Vorgänger heraus-
zugreifen – *Arnald von Villanova* (13. Jh.)³⁶ bereitete den Weg für die
Parallelität von christlicher Glaubensauffassung und alchemistischer
Substanzkenntnis in seiner Schrift «De secretis naturae» vor:

Et ideo dico quod pater et filius et spiritus sanctus idem sunt et cum
tria sunt unum et idem sunt. Sic est de lapide nostro tria sunt unum et
idem sunt divisa.

Noch früher finden wir diesen Gedanken wiederum bei *Scotus Eriuge-
na*³⁷, dem Hauptvertreter des Neuplatonismus in der Scholastik:

(Auch) ist es nicht zu verwundern, wenn diese in den Einzelwesen
wahrnehmbare Dreiheit gleichsam als hinzutretende erste Erschei-
nungsweise der erwähnten allgemeinen Dreieinigkeit zu gelten hat,
sintemal sie selber durch sich Eins ist und in Allem, was aus ihr und
in ihr da ist, unwandelbar beharrt und weder vermehrt, noch vermin-
dert, weder verderbt, noch vernichtet werden kann, während hinge-
gen jene in den Einzelwesen wahrnehmbare Dreiheit vermehrt und
vermindert und mannigfach verändert werden kann³⁸.

Diese parallelen Trichotomien führten bei Paracelsus zu den Be-
griffspaaren *Körper/Sal*, *Geist/Merkur* und *Seele/Sulfur*. Wir wollen
hier nicht auch auf die Probleme des Aufdeckens der hermetischen
Quelle, die dazu geführt hat, daß die Seele Sulfur ist und als Mittler zwi-
schen Körper und Geist zu betrachten sei, eingehen, nur müssen wir ge-
rade da Paracelsus selber zu Wort kommen lassen. Es kann damit

nämlich gezeigt werden, wie bei Paracelsus – zumindest zeitweise – tatsächlich Sulfur und Seele konkordierten und wie er seine Kenntniss von hermetischen, alchimistischen Traktaten, die damals nur handschriftlich kursierten, unter Beweis stellt.

Im «Liber primus de generationibus rerum naturalium» findet sich folgende Aussage:

Darumb aber das Hermes gesaget, das die sel allein das mittel sei, zu vereinigen den geist mit dem leib, hat ers nicht ungerecht vor im gehalten, dieweil der sulphur dieselbige sel ist und gleich als ein feur alle ding zeitiget und auskochet so mag er auch den geist mit dem leib binden und mit einander leiblich machen und vereinigen³⁹.

Oder mit anderen Worten:

Auf das aber solch drei unterschitliche substanzen recht verstanden werden, die er vom geist, sel und leib redet, sollt ir wissen, das sie nichts anders als drei principia bedeuten, das ist mercurium, sulphur und sal, daraus den alle 7 metallen generirt werden. der mercurius aber ist der spiritus, der sulphur ist anima, das sal das corpus, das mittel aber zwischen dem spiritus und corpore, darvon auch Hermes sagt, ist die sel und ist der sulphur der die zwei widerwertige ding vereinbaret und in ein einiges wesen verkeret⁴⁰ ...

Durch das ganze Werk des Paracelsus hindurch ist – wir fassen zusammen – «die höchste Natur, die sich geistig auslebt, die unvergängliche Seele, der ewige Leib (usw.)» das, was wir Geist nennen müssen. Dadurch macht diese begriffliche Unklarheit dessen, was bei Paracelsus Seele und Geist ist⁴¹, eben der austauschbare Stellenwert uns immer wieder zu schaffen. Wir werden noch sehen, wie – in aller Klarheit und begreiflich für den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts – *Leib/Seele/Geist* der *Trias Sal/Merkur/Sulfur* entspricht. Merkur ist nämlich der Vermittler (auch bereits in der Mythologie, als Götterbote) zwischen Sal und Sulphur, so wie Körper und Geist durch die Seele verbunden werden. Auch zur Zeit des Paracelsus war, in Alchimie und Astrologie, Merkur ein Mittler, was die Sache aber nicht erleichtert⁴².

Für Sal, Merkur und Sulfur gibt es sonst im Werk des Hohenheimers noch viele Synonyme:

sulphur = oleitas⁴³, ignis⁴⁴, resina⁴⁵

mercurius = liquor⁴⁶, fuligo⁴⁷, balsamus⁴⁸

sal = alcali⁴⁹, aber auch balsamus⁵⁰,

was verwirrend ist:

als ein baum, des corpus ist ignis, sal, balsamus oder der kreuter auch⁵¹,

worin mercurius gleich balsamus ist, und:

als feur sulphur, als sal balsamus, als liquor mercurius das wer: sulphur, balsamus und mercurius seind die drei⁵²,

in dem nun sal gleich balsamus ist.

In Verbindung zu den vier Elementen heißt es:

Der sulphur hat gehabt primam materiam seines wesens da war feur und luft. das sal hat gehabt primam materiam seines wesens, das war wasser, und diese beiden waren prima materia mercurii⁵³ ...

Genug der Zitate. Man sieht aus dieser unvollständigen Sammlung, wie Paracelsus gerungen hat, sich verständlich auszudrücken.

Als Eingeweihter, mit atavistischer Hellsichtigkeit begabt, konnte Paracelsus wahrnehmen, wie Geist fortwährend sich zu Stoff verdichtet, Stoff sich in Geist auflöst, von Goethe dichterisch nachempfunden:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,

Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,

Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,

Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!⁵⁴

Der naturwissenschaftlich gebildete, kausal-mechanistisch denkende Mensch hat es unendlich schwerer noch als die Zeitgenossen des Paracelsus, den wahren Sinn der Sal-Merkur-Sulfur-Idee zu fassen. Am nächsten sind ihm m. E. *Achelis*⁵⁵, von *Brunn*⁵⁶, *Hemleben*⁵⁷ und *Rudolf Steiner*⁵⁸ (auf den Hemleben sich stützt) gekommen.

Bevor wir nun den Versuch wagen, von einem modernen Konzept von Natur und Mensch aus⁵⁹ uns an die wahre Bedeutung der Tria-prima heranzutasten, müssen wir noch der Frage nachgehen, ob vielleicht Vorläufer dieser Idee uns helfen könnten. Da ist kein Zweifel: Vorläufer muß es gegeben haben. In der Welt des Denkens gibt es keine Diskontinuität. Jeder Denker steht auf den Schultern seiner Vorgänger und überschaut, was von ihnen geleistet wurde. Die impulsierenden Geistwesenheiten jedes denkenden Menschen lassen den Faden nie abreißen. Wenn der Faden dennoch verlorenging, so liegt das an uns, so sind wir nicht mehr oder noch nicht wieder in der Lage, die Enden zusammenzuknüpfen. Keine Arbeitshypothese also, sondern eine sichere Grundlage soll uns bei der Suche helfen.

Bekannt ist sicher wohl die von dem niederländischen Chemiehistoriker *Hooykaas*⁶⁰ geleistete Vorarbeit. In einer systematisch durchgeführten Studie (1949) kam er zu negativen Ergebnissen, denn in der einzigen in Betracht kommenden Trias: *Merkur-Sulfur-Arsen*⁶¹, stellt Arsen keinen Ersatz für Sal dar; Arsen macht den lebenden Körper zu Sal, macht bröcklig, felsig, mumifiziert⁶².

Ein Ansatz, der als nebensächlich abgetan wurde, jedoch m. E. große Bedeutung hat, findet sich in einem Addendum zu dem «Liber particularis» des *Michael Scotus* (um 1300):

Metallum est quedam essentia que dicitur secunde compositionis, cuius septem sunt, scilicet ferrum, plumbum, stagnum, ramum, cuprum, argentum et aurum, sciendo quod generantur compositione *argenti vivi, sulphuris, et terre.*

Und dann heißt es weiter:

Aurum plus tenet sulphuris quam argenti vivi; argentum tenet plus argenti vivi quam terre et sulphuris; ferrum plus tenet terre quam argenti vivi ... usw.

Dieser Passus wurde von *Haskins*⁶³ in einer Oxforder Handschrift gefunden und schon 1924, ohne Hinweis auf Paracelsus' Sal-Merkur-Sulfur, mitgeteilt. *Lynn Thorndike*⁶⁴ kommt darauf 1965 in seiner vorzüglichen Studie über Michael Scot zurück, ebenfalls ohne die Brücke zur Trias-primä-Idee zu schlagen. Ein Jahr später greift *Page*⁶⁵ in der Festschrift zum 16. Paracelsustag die Mitteilung von Haskins auf (die Erwähnung bei Thorndike scheint er noch nicht gesehen zu haben), wobei er nun gleichzeitig darauf hinweist, daß in den «Sieben Goldenen Traktaten des Hermes» die analoge Dreiheit Merkur-Sulphur-Faex vorkommt, «faex» als «Rückstand», «Bodensatz». Das Vorkommen im Erstdruck dieser Traktate in «Ars Chemica», 1566⁶⁶, hätte als Vorläufer natürlich keine Bedeutung, wenn nicht von dieser sehr wichtigen hermetischen Schrift wahrscheinlich arabische Vorlagen existiert haben, wofür allerdings der Beweis immer noch aussteht. Wir werden auf diese Trias Argentinum vivum-Sulfur-Terra (oder Faex) zurückkommen. Registrieren wir Vollständigkeitshalber noch, daß die arabische Vorlage im Laufe der Zeit einige Male als gegeben angenommen wurde. So meinte *Latz* (1869)⁶⁷, daß die Drei-Prinzipien-Lehre aus der spärarabischen Alchimie des 15. Jahrhunderts stammt; *Hans Fischer* (1941)⁶⁸ findet die «drei verschiedenen Modalitäten der Kräfteentwicklung» von arabischen Vorbildern beeinflusst. In beiden Fällen sind es unbelegte Behauptungen, wie auch die jüngste von *Hemleben* (1973)⁶⁹, daß die Sal-Merkur-Sulfur-Idee «weit älter ist als Paracelsus und zurückgeht auf die Lehren, die an die mythische Gestalt des Hermes Trismegistos geknüpft werden».

Auch wenn noch keine Quellen zur Vorgeschichte der Sal-Merkur-Sulfur-Idee erschlossen wurden, so ist doch die Suche nach islamischen Vorlagen nicht abwegig. Allein schon den Einfluß der «Tabula smaragdina» und der «Turba philosophorum» auf die Entwicklung der Dreiprinzipien-Lehre zu studieren, würde sich lohnen. Ansätze sind genügend da, dennoch ist – soweit meine Kenntnis reicht – noch nicht darauf hingewiesen worden, daß die urphänomenalen Polaritätsbegriffe ein *Drittes* («quid trium»)⁷⁰ unabdingbar voraussetzen, so daß die dreigliedrige Idee entstehen mußte.

Die «Tabula smaragdina»⁷¹ ist das Kernlehrstück der Alchimie. Sie geht über den islamischen Esoteriker Ġabir ibn Hayyān (8./9. Jh.), auf Apollonius von Tyana (1. Jh.) zurück, in dessen «Buch der Ursachen» gesagt wird:

Ihr Oberstes ist verbunden mit dem Untersten, ihr Nächstes mit dem Fernsten; sie besteht ganz aus einem einzigen Grundstoff; es ver-

knüpft sie ein einziges Gepräge, in dem kein Unterschied vorhanden ist.

In der «Tabula smaragdina»:

Quod est inferius, est sicut (id) quod est superius, et quod est superius, est sicut (id) quod est inferius, ad perpetranda miracula rei unius.

Wie *Goldammer*⁷² bemerkt, ist die Oben/Unten-Analogie allmythisches Erbgut, bereits im Alten Testament zu finden, dann auch im antiken Orient, von da übergelend in die altgriechische Philosophie und in der Gnosis von grundlegender Bedeutung geworden. Zahlreich sind die Polaritäten wie *oben-unten*, *Himmel-Erde*, *Makro-Mikrokosmos*, *Geist-Natur*, *Form-Stoff*, bei Paracelsus *ungreiflich-greiflich*, *siderischer leib-elementischer leib* usw.

Die «Turba»⁷³ ist ein fingiertes Protokoll einer Versammlung von Philosophen – nur Vorsokratikern –, die im Auftrag ihres Meisters, Pythagoras, durch einen Brief von dessen Schüler Arisleus als Dritte Synode einberufen war. Nach *Plessners*⁷⁴ Untersuchungsergebnissen von 1975 ist die «Turba» – nunmehr identifiziert als «Buch der Diskussionen und Unterhaltungen der Philosophen», um 900 von «Utman ibn Suwaid ibn Hurai al-Ahmini geschrieben – der älteste datierbare, arabische, rein alchemistische Text, der die griechische Alchimie übernimmt. Den alten Alchimisten kam es bei den Transmutationen der Metalle weniger auf materielle, geschweige auf gewinnbringende Ergebnisse an; mit ihren entsprechenden Texten wollten sie hauptsächlich ihre religiösen und weltanschaulichen Ansichten demonstrieren. In der «Turba» findet man u. a. die Wirkung von Wärme und Kälte auf Verdünnung und Verdichtung als einen der Kernpunkte ausdrücklich bereits für Anaximenes bezeugt und auch für Plutarch belegt. Die Teilung der Welt in eine obere und untere ist das Hauptanliegen des *Ekphantos*⁷⁵:

Was nicht wißbar ist, ist des Himmels; was aber wahrnehmbar und sichtbar ist, ist das, was unterhalb des Himmels bis zur Erde hin ist. Und zwar ist, was in dieser Welt ist, durch ratio nicht wißbar ohne ihre fünf Vasallen, die da sind Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch und Tastsinn.

Sogar in der Vierheit der Elemente kommt die ursprünglich von *Empedokles*⁷⁶ angelegte Polarität innerhalb seiner *rhizomata* zum Vorschein, in der «Turba» modifiziert als die Paare *philotes* (Liebe) und *neikos* (Streit), wovon *Xenophanes* (570–460) in seinem neunten «Sermon» folgendermaßen spricht⁷⁷:

Söhne der Lehre, nicht umsonst habe ich auch die Einrichtung dieser vier Elemente berichtet. In ihnen liegt nämlich ein verborgenes Geheimnis, da zwei von ihnen Tastbarkeit haben, während sie beim Anblicken eine Ansicht gewähren, ihre Wirkung und virtus wißbar

sind, nämlich Erde und Wasser, die beiden anderen Elemente aber weder gesehen noch betastet werden können und gar nichts gewähren, auch ihr Ort nicht sichtbar ist, noch Wirkung oder virtus, sondern nur in den ersteren Elementen, nämlich Erde und Wasser. Wenn aber die vier Elemente nicht verbunden werden, kommt den Menschen kein Werk, das sie begehren, zustande; gemischt jedoch und aus ihren Naturen heraustretend werden sie zu etwas anderem.

Alle Polaritäten – wenn sie echte sind und nicht nur Gegensätze – erfordern eine Mitte, ein Verbindendes. Sogar zwischen Makro- und Mikrokosmos wurde ein Mesokosmos postuliert. Und bei Paracelsus ist der Mensch diese Mitte, wie vor ihm bei *Pico della Mirandola*. Herrlich die Formulierung in dessen Werk «De dignitate hominis»⁷⁸:

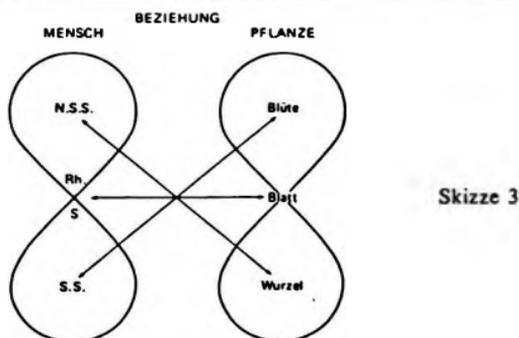
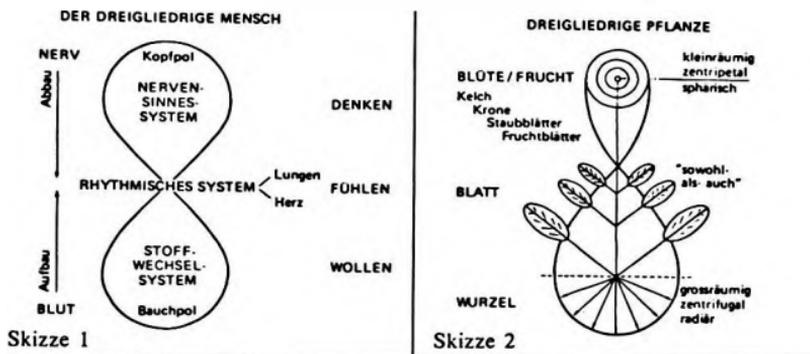
Ich habe dich in die Weltmitte gestellt, damit du um so leichter alles erkennen kannst, was ringsum in der Welt ist. Ich habe dich nicht himmlisch noch irdisch, nicht sterblich oder unsterblich geschaffen, damit du dich frei, aus eigener Macht, selbst modellierend und bearbeitend zu der von dir gewollten Form ausbilden kannst. Du kannst ins Untere, zum Tierischen, entarten, du kannst, wenn du es willst, in die Höhe, ins Göttliche wiedergeboren werden. Du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen, nach freiem Willen, du hast Keime eines allartigen Lebens in dir.

Auch Paracelsus denkt in Polaritäten und ihren Mitten, wie es *Goltdammer*⁷⁹ treffend ausdrückt: er denkt anthropozentrisch und theonom. Von Polarität und Mitte müssen wir ausgehen, wenn wir die volle Bedeutung dessen, was Paracelsus unter Sal-Merkur-Sulfur verstanden wissen wollte, erfassen wollen.

II.

Der Historiker hat es nicht leicht, wenn er versuchen soll, bei der Deutung historischer Tatsachen sich in die Geisteshaltung der betreffenden Zeit einzufühlen. Noch immer sind die Schwierigkeiten beim Einleben in die Dreiprinzipienlehre des Paracelsus – wie wir zeigten – nicht ganz überwunden.

Eine zeitgenössische Anschauung kommt uns hier jedoch zu Hilfe: die Dreigliederungsidee Rudolf Steiners. In seinem Werk «Von Seelenrätseln» entwickelt *Steiner*⁸⁰ im Herbst 1917 – wie er sagt, nach dreißigjähriger Vorarbeit – seine Anschauung vom funktionell-dreigliedrigen Menschen (vgl. Skizze 1). Drei Systeme spielen im Menschenwesen zusammen: das Nerven-Sinnessystem (N. S. S., Kopfpol), das Stoffwechsel-Gliedmaßensystem (S. G. S., Bauchpol) und das vermittelnde rhythmische System (rh. S.) von Atmung und Zirkulation. Die dreigliedrige Pflanze stellte Rudolf Steiner vor allem Ärzten⁸¹ in



Vorträgen und Kursen zwischen 1920 und 1925 dar (vgl. Skizze 3). Bei diesen auf Urphänomenen basierenden Betrachtungen entstanden die Parallelen: N. S. S.-Wurzel-Sal/rh. S.-Blatt-Merkur/S. G. S.-Blüte-Sulfur. Dieses Dreigliederungsprinzip ist keine konstruierte Idee, sondern ein universelles Strukturgeheimnis. Es gilt für Mensch und Natur, aber auch für das Geistes-, Wirtschafts- und Rechtsleben (soziale Dreigliederung)⁸².

Für unsere Studie genügt es, auf die Darstellung der dreigliedrigen Pflanze zurückzugreifen (*Pelikan*)⁸³. Allerdings muß man sich dabei einstweilen von der gewohnten naturwissenschaftlich-analytischen Methodik freimachen. Gemäß der von *Francis Bacon* (1561-1626) aufgestellten Forderung, «daß man die Natur dadurch erkennen kann, daß man sie zerschneidet», liefert die botanische Analyse zwar wertvolle Details, verschließt aber gleichzeitig den Blick für das Ganze, für das Wesenhafte. Die übliche wissenschaftliche Betrachtung führt zur Zerstörung des Pflanzenwesens, sowohl substantiell wie ideell.

Eine naive, von wissenschaftlichem Ballast befreite Betrachtung zeigt die Pflanze als ein streng polares Wesen (Bloch)⁸⁴: unten (vgl. Skizze 2) – unter der Erde – großräumiges, radiäres, vom Zentrum

wegführendes (zentrifugales) Wurzelwachstum; oben – auf der gegenüberliegenden Seite der Sproßachse – die kleinräumige, sphärisch, zum Zentrum hinführende (zentripetale) Entwicklung von Kreisen der Kelch-, Kron-, Staub- und Fruchtblätter. Und die Mitte? Eine echte Polarität – also ein Gegensatzpaar von Kraftzentren eines und desselben Kräftefeldes – erfordert als Drittes die Mitte. Diese Mitte ist der Bereich des «sowohl (Blattstengels und Nerven) – als auch (Blattspreite)». Die Pflanze ist ein dreigliedertes Wesen: Wurzel-Blatt-Blüte.

Nun können wir aber auch das Pflanzenwesen auf eine andere Weise, in seinen physiologischen Äußerungen, anschauen. Diesmal fangen wir oben an, denn wer schaut schon auf der Wiese gleich unter die Erde, wem fallen nicht überall – auch bei einem Blumenstrauß in der Vase – die Blüten zuerst auf? Wodurch? Durch die Farbigkeit und den Duft! Woher stammen diese? Ohne Wärme und Licht keine Farben, keine Duftstoffe, keine ätherische Ölbildung. Mit den Farben- und Duftstoffen werden seelische Empfindungen geweckt und nicht primär chemische und physikalische Vorstellungen; zum Glück oft überhaupt nicht. Innerhalb der Blüte sind Wärmeprozesse stärker als anderswo in der Pflanze. Die Temperatur ist dort höher als in der umgebenden Luft; es gibt exotische Aronstabgewächse (wie *Amorphophallus*), die innerhalb des Blütenkorbes 22° C wärmer sind als die Luft draußen. Dadurch werden Prozesse des verstärkten Abbaus, der Auflösung vollzogen; oft sind die dabei entstehenden Stoffe durch ihren Geruch Lockmittel für die zur betreffenden Pflanze gehörende, für das Fortleben der Pflanze unentbehrliche Tierwelt.

Mit der Bildung von «ätherischen» Duftstoffen löst die Pflanze ihr Wesen bereits teilweise auf, sie haucht die an die Grenze der Imponderabilität reichende Feinstofflichkeit aus, versprüht sie in homöopathischer Höchstverdünnung in den Kosmos. Auch sonst zeigt die Blüte ihre Versprühungs-Auflösungs-Tendenz: der Pollen stäubt in Milliarden kleinster Körnchen der Stratosphäre entgegen, wiederum ein zentrifugal gerichteter Prozeß. Zum ganzen Bild paßt die Hinfälligkeit: die Blüte ist kurzlebig, es gibt welche, die nur wenige Stunden blühen und dann rasch abwelken.

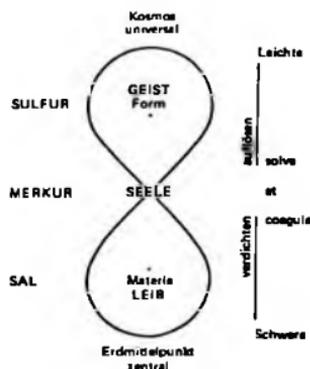
Wenden wir uns nun dem Gegenpol zu, der Wurzel. Ihr Bereich ist die nahezu tote Mineralwelt, dunkel und kühl. Von Farbe ist im allgemeinen nichts zu finden. Tritt dennoch Farbe auf, wie bei der roten Beete, den gelben Karotten, dem roten Radieschen-Hypokotyl, so liegt eine Unregelmäßigkeit vor, die mit dem geisteswissenschaftlichen Heilpflanzenbegriff ihren Sinn bekommt (*Daems*)⁸⁵. Von Duft ist im Normalfall ebenfalls nichts zu spüren: muffig, erdig ist die «Geruchsnote» unter der Erdoberfläche. Werden trotzdem aromatische Stoffe (ätherische Öle) gebildet – wie beim Baldrian, dem Liebstöckel, der Engelwurzel usw. –, so liegt wiederum eine Tendenz in Richtung Heilpflanze vor.

In der Wurzel wird Stoff angesammelt, herrschen Prozesse der Verdichtung, der Verfestigung vor, zentripetal gerichtete Prozesse. Die Wurzel ist vital, kann mehrere Jahre überleben. Man sieht: die Prozesse in der Blüte und in der Wurzel haben gegensätzliche Eigenschaften.

Und die Mitte? Hier wiederum ein «Sowohl-als-auch» in rhythmisch wechselnden Vorgängen des auf- und absteigenden Saftstromes, der Assimilation und Dissimilation, mit dem in Tages- und Nachtrhythmus verlaufenden «Atmungs»-Prozeß in einem sproßgebilde, wo sich Knoten (nodi) und Zwischenglieder (internodi) «rhythmisch aufeinandertürmen» (Goethe). Nochmals: die Pflanze ist ein in Wurzel-Blatt-Blüte dreiegliedertes Wesen.

Entscheidend für unsere Betrachtungen ist der Schritt Rudolf Steiners, der die drei prozeßualen und formalen Bereiche in der Pflanze mit den Begriffen Sal-Merkur-Sulfur verband (vgl. Skizze 4): Wurzelprozesse sind Salprozesse, Blütenprozesse haben Sulfur-Charakter, Blattprozesse spielen die Vermittlerrolle des Merkur. Sal und Sulfur führen in ihren Prozessen die inneren Vorgänge in den Bereich der Schwere (Verdichtung) bzw. der Leichte (Auflösung), das Merkuriale ist ein fortwährendes Suchen nach dem Gleichgewichtszustand. Merkur ist einheitschaffend, bringt die zwei Gegensätze zur Einheit. Merkur verbindet die beiden Pole, und dadurch ist das Ganze (das Heile!) gleichzeitig wiederum nur Merkur. Klarer kann die ewig-gültige Wahrheit über die drei Prinzipien nicht ausgedrückt werden; das Bild der dreigliedrigen Pflanze vermag das Verständnis für dieses verborgene Geheimnis zu erleichtern. Sal-Merkur-Sulfur sind Prinzipien, die aus dem Geistigen heraus in die Materie hineinwirken.

Man kann sich nun fragen: hat Paracelsus die Pflanze als dreigliedriges Wesen irgendwo geschildert? Man müßte das ganze Werk daraufhin durchlesen. So hilfreich auch der Registerband von *Martin Mül-*



Skizze 4

ler⁸⁶ für die 14 Bände der Sudhoff-Ausgabe ist, Müller hat selbstverständlich diesen Aspekt bei seiner Arbeit nicht berücksichtigen können. Dennoch gibt es z. B. dort einen Ansatz, wo Paracelsus von der Granate (Sudhoff XIII)⁸⁷ spricht: da ist für ihn die rote «Haut» des Granatapfels Sulfur, der Saft Merkur und der Kern Sal! Daraus ist ersichtlich, daß Paracelsus ahnte, daß sich die Idee des Ganzen in den Teilen ausdrückt: «Willst du am Ganzen dich erquicken, so mußst du das Ganze im Kleinsten erblicken» – so formulierte es *Goethe*⁸⁸, und Rudolf Steiner wandte das Prinzip in exakter Weise universell an.

Ein «Zufall» kam mir bei der Frage möglicher Vorläufer der Triaprimum-Idee zu Hilfe. Beim Studium alchimistischer Traktate in Handschriften europäischer Bibliotheken fiel mit ein Passus im sogenannten «Buch der Heiligen Dreifaltigkeit» auf.

Joachim Telle und *Herwig Buntz* bereiten eine Ausgabe dieses Werkes auf der Basis der Wolfenbütteler Handschriften vor, und man darf annehmen, daß die Herausgeber die externen und internen Geschichtsdetails so weit wie möglich darstellen werden. Hier nur soviel: ein gewisser Frater Ulmannus, Franziskaner, hat in den Jahren 1415–1419⁸⁹ ein Werk geschrieben, das als älteste deutsche «Alchimie» gilt. Der Autor, von dem kaum mehr als der Name bekannt ist, verwendet die christliche Glaubenslehre (Trinität) in alchimistischer Umdeutung. Weil der Inhalt wahrscheinlich als häretisch betrachtet wurde, ist das Werk nie gedruckt worden. Daß es dennoch eine ziemliche Verbreitung erfahren haben muß, beweist die Tatsache, daß zurzeit bereits 15 Handschriften in 12 europäischen Bibliotheken⁹⁰ bekannt sind. Davon konnte ich diejenigen von Donaueschingen⁹¹, München⁹², Nürnberg⁹³, Wolfenbüttel^{93a}, Kopenhagen^{93b} und Sankt Gallen⁹⁴ selber durchsehen.

Die Sprache mit den vielen Zahlen-, Buchstaben- und Bildsymbolen ist so dunkel, daß *Ganzenmüller*⁹⁵ dazu bemerkt:

Vielleicht gelingt es einem Chemiker (!), das Tor des Geheimnisses damit aufzuschließen, ich muß leider – mit Faust – bekennen: «zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel» ...

und *Herwig Buntz* in seiner Dissertation⁹⁶:

Ob die Dreiheit in der Prinziplehre des Paracelsus von ähnlichen Gedankengängen beeinflusst ist, ließ sich nicht klären.

Wer jedoch mit der Dreigliederungsbetrachtung, wie sie hier durchgeführt wurde, vertraut ist, findet die Klärung.

Obwohl sich selbstverständlich erst nach Kenntnis aller Texte aus den noch vorhandenen Handschriften eine bereinigte Version der von mir entdeckten Stelle der dreigliedrigen Pflanze herstellen ließe, möchte ich hier lediglich die Lesart der Nürnberger Handschrift⁹⁸ erwähnen:

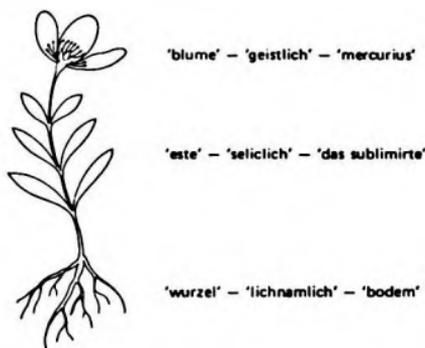
Alle die ding sint j. wesen in gotlich menschlich zweyfalt drey Geistlich selichlich namlich j. olei stein caruunculus Geistlich die blume ele-

ment mercurius es heißet selich die este das sublimirte es heißet, leichnamlich die wurtzel in dem bodem es heißet ...

Der Text ist nicht interpunktiert, was das Verständnis erheblich erschwert. Auch gibt es bereits Abschreibefehler. Dieser Passus müßte berichtigt so lauten:

Alle die ding sint ein wesen, in gotlich-menschlich zweyfalt, drey Geistlich, selich, leichnamlich: ein olei (= Sulfur), stein (= Stein der Weisen = Merkur), carvunculus (= Sal). Geistlich die blume, element mercurius es heißet; selich die este, das sublimirte (= das Sulfurische) es heißet; leichnamlich (= körperlich) die wurtzel, in dem bodem (= Sal) es heißet. (Vgl. zur Veranschaulichung Skizze 5.)

Skizze 5



Hier kommt also die bereits von *Michael Scotus* vorbereitete Trias Sulfur-Merkur (*argentum vivum*)-Terra zum Vorschein. Auf den Stellenwert Sulfur = Seele, Mercurius = Geist wurde ebenfalls schon hingewiesen; diese Konfusion wirkt bis in die Veröffentlichungen jüngster Paracelsusforscher hinein. Eine endgültige Interpretation dieser Stelle im «Buch der heiligen Dreifaltigkeit» wird erst in Zusammenhang mit dem Kontext und nach Vergleich mit den übrigen Handschriften, besonders mit der Londoner Handschrift möglich sein, die als wahrscheinliches Autograph bezeichnet wird.

Noch eine Frage drängt sich auf: Hat Paracelsus das «Buch der Heiligen Dreifaltigkeit» gekannt? Es zirkulierte nur in Handschriften, was jedoch kein Hinderungsgrund zu sein brauchte, denn wir wissen, daß Paracelsus alchimistische Traktate aus Handschriften kennengelernt haben muß, z. B. als er sich auf Archelaos berief, von dem es keine gedruckten Ausgaben gibt. Ziemlich sicher war ihm das Werk von Frater Ulmannus bekannt. Die Handschrift 428 der Sankt Galler Stadtbibliothek stammt nämlich aus dem Besitz des St. Gallers *Bartholomäus Schobinger*. Dieser war bekannt für seine positive Einstellung zur Alchimie und soll sich sogar praktisch damit beschäftigt haben. Paracelsus muß Zeuge davon geworden sein, als er im Winter 1531/32 bei

Schobinger wohnte⁹⁸. Aufgrund paläographischer Kennzeichen wurde die Sankt Galler Handschrift auf etwa 1430 datiert, was also ausgezeichnet zur Annahme paßt, daß Paracelsus diese Handschrift des «Buch der Heiligen Dreifaltigkeit» gesehen hat.

Auf die Nürnberger Handschrift vom «Buch der Heiligen Dreifaltigkeit» hat Peters gleich nach der Erwerbung hingewiesen (Mitteilungen des Germ. Nationalmuseums, 1893, S. 98 ff.); der Text war jedoch seit dem 15. Jahrhundert nicht ganz vergessen. Johann Salomo Semler erwähnt ihn nämlich im dritten Stück seiner «Unparteiischen Sammlungen zur Historie der Rosenkreuzer», Leipzig 1788, im Chronologischen Register zur Jahreszahl 1417 wie folgt: Zu Costniz [Konstanz] erhält der Markgraf v. Brandenburg, Burggraf Friedrich, einen teutschen Tractat von mehrerley Tinkturen für Metalle und Edelsteine, von einem Franciscanermönch; davon noch ein älter Exemplar in bibliotheca Schobingeriana zu St. Gallen gewesen.

Anmerkungen

- 1 *Lucianus Braun*: Prolegomena. In: Festschrift z. 16. Paracelsustag d. Intern. Paracelsus-Gesellschaft am 24. u. 25. September 1966 zu Salzburg z. 425. Todestag von Paracelsus, S. 19–22
- 2 *Heinrich Haeser*: Mit welchem Recht wird Paracelsus der Reformator der Medizin genannt? Arch. f. d. gesammte Medizin (Jena) 1 (1841), 26–43, bes. S. 37
- 3 *Georg Sticker*: Paracelsus. Ein Lebensbild [= Nova Acta Leopoldina NF 10 (66) (1941)], S. 62f.
- 4 *Reijer Hooykaas*: Die chemische Verbindung bei Paracelsus. Sudhoffs Archiv 32 (1939), 166–175
- 5 *Carl Gustav Jung*: Paracelsica. Zwei Vorlesungen über den Arzt und Philosophen Theophrastus. Zürich und Leipzig 1942, S. 87
- 6 *Kurt Goldammer*: Natur und Offenbarung (= Heilkunde und Geisteswelt 5). Hannover-Kirchrode 1953, S. 53
- 7 *Karl Sudhoff*: Paracelsus. Ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance. Leipzig 1936, S. 87
- 8 *Bodo Sartorius von Waltershausen*: Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte (= Forschungen z. Gesch. d. Philosophie u. d. Pädagogik). Leipzig 1935, S. 41
- 9 *Heinrich Schipperges*: Paracelsus. Der Mensch im Licht der Natur (= Edition Alpha 4). Stuttgart 1974, S. 100–104
- 10 *Will-Erich Peuckert*: Theophrastus Paracelsus. Stuttgart 1943, S. 111–113 u. 263–265
- 11 *Elisabeth Wolfram*: Die okkulten Ursachen der Krankheiten (Volumen Paramirum des Paracelsus). Leipzig ^{2.} ^{3.} 1921, S. 87ff.
- 12 Siehe Anm. 6, S. 47
- 13 *Hans Fischer*: die kosmologische Anthropologie des Paracelsus als Grundlage seiner Medizin. Ein Beitrag zum Verständnis des Arztes Paracelsus. In: Zwei Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaft. Basel 1941, S. 86–136, hier S. 111
- 14 *Hans Biedermann*: Materia Prima. Eine Bildersammlung zur Ideengeschichte der Alchemie. Graz 1973, S. 17
- 15 *Johannes Hemleben*: Paracelsus. Revolutionär, Arzt und Christ. Frauenfeld und Stuttgart 1973, S. 91ff.

- 16 **Rudolf Steiner**: Geisteswissenschaft und Medizin. Zwanzig Vorträge, gehalten in Dornach vom 21. März bis 9. April 1924 vor Ärzten und Medizinstudierenden. Dornach 41961
- 17 **Leopold Müller**: Die Welt der Gesteine bei Paracelsus. In: Paracelsus Werk und Wirkung. Festgabe für Kurt Goldammer. Wien 1975, S. 149–174, bes. S. 152
- 18 **Franz Strunz**: Die Alchemie und das alchemistische Weltbild bei Theophrastus Paracelsus. Archeion 14(1932), 195
- 19 **Comenius**: Physica. In der Ausgabe von **Joseph Reber** (= Comenius' Werke 1), Latein und Deutsch. Gießen 1896, S. 104
- 20 **Johann Daniel Achelis**: Paracelsus. Volumen Paramirum (Von Krankheit und gesundem Leben). Jena 1928, S. 142–143
- 21 **Walter A.L. von Brunn**: Zur Elementenlehre des Paracelsus. Sudhoffs Archiv 34(1941), 35–51
- 22 **Ernst Darmstaedter**: Arznei und Alchemie. Paracelsus-Studien (= Studien z. Gesch. d. Medizin 20). Leipzig 1931, S. 17ff. Darmstaedter versucht die «Urstoffe» Sal-Merkur-Sulfur mit den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer zur Deckung zu bringen.
- 23 **Sudhoff IX**, 45 – In dieser Kurzform auch weiterhin – mit Band u. Seitenzahl – zitiert nach **Paracelsus**, Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus. Sämtliche Werke, 1. Abteilung: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften, hrsg. von **Karl Sudhoff**, I-XIV, München usw. 1922–1933.
- 24 **Sudhoff IX**, 47
- 25 **Sudhoff IX**, 53
- 26 Paracelsus arbeitet mit der «werdenden Natur», denn der Schöpfungsprozeß ist für ihn noch nicht zur Ruhe gekommen: «Alchymia, das ist das nit auf sein End kommen ist, auf sein End bringen» (**Sudhoff**). So werden auch Arzneirohstoffe der Natur nicht ohne Kunst (Alchimie) zu Heilmitteln. Dort hat Paracelsus seine Erfahrungen gesammelt.
- 27 **Sudhoff IX**, 46
- 28 **Sudhoff IX**, 57
- 29 **Carl Heupel**: Taschenwörterbuch der Linguistik (= List Taschenbücher der Wissenschaft 1421). München 1973, S. 237
- 30 **Sudhoff IX**, 84
- 31 (**Johannes**) **Scotus Eriugena**: Über die Einteilung der Natur (Übersetzt von **L. Noack**) (= Philos. Bibliothek 86, 87). 1870, 1874, Buch 1, Kap. 52, S. 77
- 32 **Sudhoff IX**, 51
- 33 **Sudhoff III**, 47
- 34 **Sudhoff X**, 292–293
- 35 **Sudhoff XII**, 20
- 36 **Arnald von Villanova** (spuria!), De secretis naturae. Nach der Hs. 1220 der Landesbibliothek Karlsruhe. Siehe: **W. Ganzenmüller**: Beiträge zur Geschichte der Technologie und der Alchemie. Weinheim/Bergstr. 1956, S. 260
- 37 Siehe Anm. 31: Buch 1, Kap. 62, S. 95
- 38 Vgl. auch: **Angelus Silesius** (Johannes Scheffler, 1624–1677) in seinem «Cherubinischen Wandersmann»:
«Dass Gott dreieinig ist, zeigt dir ein jedes Kraut
Da Schwefel, Salz, Merkur in einem wird geschaut».
- 39 **Sudhoff XI**, 319
- 40 **Sudhoff XI**, 318
- 41 **Ernst Wilhelm Kämmerer**: Das Leib-Seele-Geist-Problem bei Paracelsus und einigen Autoren des 17. Jahrhunderts (= Kosmosophie 3). Wiesbaden 1971
- 42 So sagt z. B. **Berthold von Regensburg**, Benediktiner (gest. 1247), in seiner Predigt

- «Von den sibem planeten»: «Merkur – der sterne heizet mercurius dâvon, daz er ein mittler ist. Ez sint drie vor im unde drie nach im».
- 43 *Sudhoff* III, 3; VI, 238
- 44 *Sudhoff* XIII, 136–137; «feur»: II, 23
- 45 *Sudhoff* VI, 238; XI, 179f.
- 46 *Sudhoff* III, 3; XIII, 137
- 47 *Sudhoff* VI, 238
- 48 *Sudhoff* XIII, 137
- 49 *Sudhoff* III, 3; VI, 238
- 50 *Sudhoff* XIII, 137
- 51 *Sudhoff* XIII, 137
- 52 *Sudhoff* XIII, 137
- 53 *Sudhoff* XIV, 574
- 54 *Johann Wolfgang Goethe*: «Bei Betrachtung von Schillers Schädel» (1826)
- 55 Siehe Anm. 20
- 56 Siehe Anm. 21
- 57 Siehe Anm. 15
- 58 Siehe Anm. 16
- 59 Besonders das dreigliedrige Menschen- und Pflanzenbild ist hier gemeint.
- 60 *Reijer Hooykaas*: Chemical Trichotomy before Paracelsus? Archives internationales d'histoire des sciences 28 (1949), 1063–1074
- 61 Noch im 17. Jh. hat *Johann Wolfgang Dienheim* (siehe *Karl Christoph Schmieder*, Geschichte der Alchemie. 1832. Nachdruck Ulm-Donau 1959, S. 327f.) diese «Trinität» verwendet: «As an egg is composed of 3 things, the shell, the white, and the yolk, so is our Philosophical Egg composed of a body, soul, and spirit. Yet in truth it is but one thing one mercurial genus; a trinity in unity and unity in trinity – Sulphur, Mercury, and Arsenica». Siehe: *Bacstroms' Alchemical Anthology* [Ed. J. W. Hamilton-Jones]. London 1960. S. 79
- 62 *Rudolf Steiner*: Geisteswissenschaftliche Gesichtspunkte zur Therapie. Neun Vorträge gehalten in Dornach vom 11. bis 18. April 1921. 5. Vortrag. Dornach 1963
- 63 *Homer Haskins*: Studies in the History of Mediaeval Science. Cambridge 1924, S. 295. Die Stelle befindet sich in Oxford, Bodleian Ms. Canon Misc. 555, f. 49v. «Argentum vivum» = Queck (= lebendig) silber.
- 64 *Lynn Thorndike*: Michael Scot. London 1965, S. 111
- 65 *Walter Pagel*: Paracelsus im Lichte mittelalterlicher Quellen. In: Festschrift z. 16. Paracelsustag d. Intern. Paracelsus-Gesellschaft am 24. u. 25. September 1966 zu Salzburg z. 425. Todestag von Paracelsus, S. 67–71
- 66 *Ars Chemica*: ..., Septem Tractatus sev Capitula Hermetis Trismegisti, aurei ... [Colophon:] Argentorati ... Anno 1566
- 67 *Gottlieb Latz*: Die Alchemie. Das ist die Lehre von den grossen Geheim-Mitteln der Alchemisten und den Speculationen, welche man an sie knüpfte. Bonn 1869, Sp. 501ff.
- 68 Siehe Anm. 13, auch S. 111
- 69 Siehe Anm. 15, S. 91
- 70 *Walter Pagel*: Paracelsus and the neoplatonic and gnostic tradition. *Ambix* 8 (3) (1960), 125–166; hier S. 127
- 71 *Julius Ruska*: Tabula Smaragdina. Ein Beitrag zur Geschichte der hermetischen Literatur, Heidelberg 1926, S. 135ff. Das «Buch der Ursachen» ist, wie inzwischen beweiskräftig ermittelt wurde, ein Pseudepigraph. Für diesen Ps. Apollonius siehe: *Ursula Weisser*, Das «Buch über das Geheimnis der Schöpfung» von Pseudo-Apollonius von Tyana. Berlin, New York 1980 (= *Ars Medica*, Texte und Untersuchungen zur Quellenkunde der Alten Medizin III,2).
- 72 Siehe Anm. 6, S. 41f.

- 73 **Julius Ruska**: Turba Philosophorum. Ein Beitrag zur Geschichte der Alchemie (= Quellen und Studien zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin 1). Berlin 1931
- 74 **Martin Plessner**: Vorsokratische Philosophie und griechische Alchemie in arabisch-lateinischer Überlieferung. Studien zu Text und Inhalt der Turba Philosophorum. Nach dem Manuskript hrsg. von **Felix Klein-Franke** (= Boethius. Texte und Abhandlungen zur Geschichte der exakten Wissenschaften 4). Wiesbaden 1975
- 75 Bei **Plessner** (siehe Anm. 74), S. 68
- 76 [Empedokles:] **Walther Kranz**, Empedokles. Antike Gestalt und romantische Neuschöpfung. Zürich 1949, S. 43f.
- 77 Bei **Plessner** (siehe Anm. 74), S. 84
- 78 **Pico della Mirandola**: De dignitate hominis. In: **E. Garin**, Edizione nazionale dei classici del pensiero italiano 7 (1942), 102–165.
- 79 Siehe Anm. 6, S. 66f.
- 80 **Rudolf Steiner**: Von Seelenrätseln (1917). Dornach ⁴1976
- 81 Für die Vorträge über Medizin, siehe: Das literarische und künstlerische Werk (Rudolf Steiners). Eine bibliographische Übersicht. Dornach: Rudolf Steiner Verlag
- 82 **Rudolf Steiner**: Die Kernpunkte der sozialen Frage (1919). Dornach ⁴1976
- 83 Hilfreich ist dazu auch die Einleitung zu **Wilhelm Pelikans** Heilpflanzenkunde. Der Mensch und die Heilpflanzen, Bd. I, Dornach ³1975 [1958]
- 84 Zu den Polaritäten in der Pflanze, siehe: a) **Walter Bloch**: Polarität. Ihre Bedeutung für die Philosophie der modernen Physik, Biologie und Psychologie (= Erfahrung und Denken 37). Berlin 1972, besonders S. 131–135, und b) **Erwin Bünning**: Polarität und inäquale Teilung der pflanzlichen Protoplasten. Protoplasmologia Bd. VIII, 9a. Wien 1958
- 85 Für den geisteswissenschaftlich erweiterten Begriff der Heilpflanze, siehe: **Willem F. Daems**: Die Heilpflanze in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In: Lexikon der Heilpflanzen. McGraw Hill Book Comp., New York–Luzern, 1978, S. 185–198
- 86 **Martin Müller** (und **Robert Blaser**): Registerband zu Sudhoffs Paracelsus-Gesamtausgabe (= Paracelsus, Registerband). Einsiedeln 1960 (= N. A. P., Supplementum [2])
- 87 **Sudhoff** XIII, 69ff.
- 88 **Goethe**: Gedichte
- 89 **Ulmannus** datiert die Abschnitte bis auf den Tag und die Stunden der Fertigstellung genau.
- 90 Berlin, Bremen, Donaueschingen, Dresden, Gotha, Hamburg (2), Kopenhagen, London, München, Nürnberg, St. Gallen (2), Wolfenbüttel (2)
- 91 München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 598. Tresorhs., Unikar
- 92 Donaueschingen, Hofbibliothek, Hs. 811
- 93 Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Hs. 80061
- 93^a Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibl., Cod. guelf. 468 (433 Helmbstedt) und Cod. 188 Blankenberg
- 93^b Kopenhagen, Königl. Bibl., Hs. 2^o 238.
- 94 St. Gallen, Stadtbibliothek, Hs. 397 und Hs. 428
- 95 **Wilhelm Ganzenmüller**: Das Buch der heiligen Dreifaltigkeit, Eine Deutsche Alchemie aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Archiv f. Kulturgesch. 29 (1939), 93. In: Beiträge zur Geschichte der Technologie und der Alchemie. Weinheim/Bergstr. 1956, 231–272, besonders S. 250
- 96 **Herwig Buntz**: Deutsche alchimistische Traktate des 15. und 16. Jahrhunderts. Diss. München 1969, S. 33
- 97 Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Hs. 80061, f.160^a
- 98 **Edwin Rosner**: Hohenheims Weg von St. Gallen nach Augsburg (1531–1536). (= Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung 16). Wien 1977, S. 24f.

Das *opodeltoch*-Rezept in Handschrift 631c der Zentralbibliothek Zürich

Beobachtungen zur Arzneimittellehre Hohenheims

von Peter Proff und Gundolf Keil

Eine der auffälligsten Zubereitungen in Hohenheims umfangreichem Arzneischatz¹ ist zweifellos das *opodeltoch*-Pflaster, das schon von seinem Namen her Beachtung verdient: Es handelt sich um eine der ersten Kontraktionsformen, wie sie im medizinischen Wortschatz seit dem 16. Jahrhundert belegt sind und beispielsweise in der berüchtigten *patura* – der *pa[ssio] tur[pis] salturnina* – begegnen². Mit der Etymologie von *opodeltoch* – kontrahiert aus *opo[panax]*, [*b*]*del[lium]* und [*aris*]*to[lo]ch[ia]* – hat sich zunächst Robert Blaser beschäftigt, der den Terminus aus jeweils einem Bestandteil der Herkunftswörter abzuleiten versuchte³. Diesen Deutungsversuch legt Paracelsus selbst nahe, denn er stützt die Wirkweise seines *o(p)opodeltoch⁴ ex aromati-bus⁵* auf die Pharmakodynamik⁶ von *o(p)popanax⁴* sowie *bdellium⁶* und zählt in seinen Rezepturen meist alle drei⁷ Ingredienzien auf⁸.

Das Paracelsische *opodeltoch*-Pflaster ist vielgesichtig⁹. Das zeigt sich einmal an den Benennungen¹⁰, zum andern an seiner schwankenden Rezeptur¹¹ und kommt vor allem in der breit gefächerten Indikation zum Ausdruck. Einheitlich ist nur die Applikation: es handelt sich in allen Fällen um ein Pflaster¹²; dagegen läßt die Indikation folgende Anwendungsbereiche erkennen: den *dermatologischen*: er reicht von Ekzemen, Juckreiz und Dermatosen¹³ über die Narbenbehandlung¹⁴ bis zu Frühformen der Lepra¹⁵, bezieht Verhornungsanomalien¹⁶ mit ein, Veränderungen im Unterhautgewebe wie Skrofeln¹⁷, Lymphknotenschwellungen und -abszesse¹⁸, Überbeine¹⁹, Kondylome²⁰ sowie Knoten²¹ aller Art; den *varikösen Symptomenkomplex*: ihn umreißt Paracelsus mit Ödemen²², Stauungsdermatosen²³, *ulcera cruris*²⁴ und assoziiert ihm «gemeine geschwere»²⁵, Abszesse²⁶, Furunkel, Karbunkel²⁷, Mastitiden²⁸, Fisteln²⁹ und fressende Schäden³⁰ bis zu Karzinomen. Die «umbfressenden löcher»³¹ und «löcher, so aus den wunden werden»³², berühren bereits die *Wundtherapie*³³, bei der Paracelsus den Schädel akzentuiert, das Pflaster präventiv gegen (Super-)Infektionen verwendet³⁴ und den *Opodeltoch* Gliedwasser³⁵, Würmer³⁶ und Fäulnis³⁷ aus den Wunden herausziehen³⁸ läßt. Mit diesem Herausziehen ist eine für den *Opodeltoch* kennzeichnende Wirkweise angesprochen, die sich auch – weniger deutlich – bei der Bißbehandlung niederschlägt: Paracelsus verordnet das Pflaster gegen Bißverletzungen durch Pferde, Hunde und schwach giftige Schlangen³⁹, schließt indessen Tollwut sowie stark giftige Schlangenbisse aus, was deutlich macht, daß er den

Opodeltoch in diesen Fällen eher zur Heilung⁴⁰ der Bißwunden als zur Gift-Extraktion empfiehlt. Dagegen kommt die «virtus attractiva»⁴¹ umso deutlicher zum Vorschein, wo Paracelsus den *Opodeltoch* als *stichpflaster*⁴² einsetzt, einerseits zum Extrahieren von Geschossen⁴³, anderseits zur Nachbehandlung von Schußverletzungen⁴⁴ einschließlich dem «Löschen des Brandes»⁴⁵.

Kein Wunder bei einem derart häufig verwandten und mit breiter Indikation eingesetzten Arzneimittel, daß für Paracelsus der Arzneimittelname zum Begriff wurde: er rückt den *Opodeltoch* in die Nähe des «Balsams»¹², spricht sogar Pflaster anderer Zusammensetzung von ihrer Wirkweise her als *Opodeltoch* an⁴⁶, erweitert die Ingredienzien im Sinne eines Rezepturkompilats⁴⁷ und wandelt beim Kompilieren die Zusammensetzung gelegentlich bis zur Unkenntlichkeit ab⁴⁸. Zweifellos gehört der *Opodeltoch* zum Kernbestand von Paracelsus' Arzneimitteln und legt in bestechender Deutlichkeit pharmakologisches Denken und Rezeptiertechnik des Hohenheimers frei. Zugleich läßt er die Flüchtigkeit und Schludrigkeit⁴⁹ im paracelsischen Arbeitsstil erkennen und macht verständlich, daß überall dort, wo *opodeltoch*-Vorschriften aus dem Werk des Paracelsus herausgelöst wurden, mit starken Schwankungen in der Zusammensetzung zu rechnen ist.

Eine solche versprengte *opodeltoch*-Überlieferung begegnet in Handschrift 631c (P 6118) der Zürcher Zentralbibliothek. Leo Cuni- bert Mohlberg hat den stattlichen Kodex unlängst beschrieben⁵⁰, wobei er zwar erkannte, daß er es mit einer zusammengesetzten Handschrift zu tun hatte, bei seiner Datierung aber gewaltig danebengriff. Obwohl es sich um eine Papier- und keine Pergament-Handschrift handelt⁵¹, obwohl der Kodex frühneuzeitliches (Hoch-)Alemannisch bietet und obgleich er mehrere Hände in Bastarda currens zeigt⁵², datierte Mohlberg ihn unbekümmert ins 14. Jahrhundert und setzte ihn pauschal für 1350 an. Das Ergebnis ist, daß er Hieronymus Bock⁵³ als «arzneikundigen Laien» des Mittelalters einstuft, daß er den berühmten Zürcher Wundarzt Jakob Rueff⁵⁴ nicht erkennt⁵⁵ und daß er auch übersehen hat, auf Bl. 199 eine Paracelsus-Überlieferung vor sich zu haben⁵⁶: Das zweiteilige *opodeltoch*-Rezept ist von einer Hand des späten 16. Jahrhunderts eingetragen worden und lautet in buchstabengetreuer⁵⁷ Abschrift:

[199'] Emplastrum Opodelthoch⁵⁸ Theo=phrasti paracelsi. zů Stichen vnd allen offenen schednen.

Nim. nůw wachs/ Boum öl. vnd silber glette .iedes. lb .5. das wachs vnd boum öl. zerlass/ dann růr die glette Reijn geriben darijn/ vnd mach ein Cerott/ darnach so nim gumj. Armoniacj. Oppopanacj. Bedellij .iedes. ij. quintlj. stoss groblecht/ vnd legs über nacht in Essich/ dann gesoten vnd darnach gesigen/ vnd wol ger=eijniget von aller vnsuberkheit/ vnd thůs in das Cerott/ lass aber ein wenig sieden/ dar-

nach so thûn da=rijn dise stuckh/ Reijn gepûluertt/ nim wijerouch/
mastix. mijrhen/ mumie. iedes .j. lott/ dann hebs wi=der übers füwr.
Rûrs stettigs wol=vmb/ vnd so dus wider ab heben wilt so Rûr darijn.
therpentijn .iij. lott/ dann thûs vom füwr/ vnd schüts vff kalt wasser in
ein breijt hand beckin/ oder einen glatten schütt stein der nit zû vast
hal=de/ knets woll vnder den henden [199^c] mit Eijer ôl/ oder Rosen/
oder Camillen ôl. vnd mach darnach zapfen daruss so du wilt/ diss
pflaster heijlt wund=erbarlich alle offne schêden/

Wiltu aber daruss machen ein gûtt stich pflaster/ das da vss zücht/
den eijter von der thieffe der stichen/ ouch dtörn/ pfijl/ ijsen/ glas/
beijn/ vnd all=erleij sprijssen *etcetera*. so thûn darijn. mag=net stein/
wijss Corallen/ vnd Asphal=tum .iedes ij. lott/ Rijn gepûluertt/ vnd
soll vnder den henden woll gebeertt werden/ Ehe man zapfen daruss
maht diss ist ein herlich gutt stich pflaster/ So du aber die drü letsten
stuckh oft lassest/ so thû des wierouch/ Mastix Mijrren/ vnd Mumie/
inn dopeltem ge=wicht darijn/ oder dester meer glette darmit es nit zû
wijch werde/ sonder sijn rechte dicke über kömme *etcetera*

Anmerkungen

- 1 Zu Paracelsus' therapeutischem Ansatz sieh Walter Pagel, Paracelsus. An introduction to philosophical medicine in the era of the Renaissance, Basel und New York 1958, S. 273–278; ders., Das medizinische Weltbild des Paracelsus. Seine Zusammenhänge mit Neuplatonismus und Gnosis (= Kosmosophie, 1), Wiesbaden 1962, S. 17–32; Heinrich Schipperges, Paracelsus. Der Mensch im Licht der Natur (= Edition Alpha, 13), Stuttgart 1974, S. 179–200; ders., Zum Umfallen geboren. Die Kategorien des Pathologischen im Weltbild des Paracelsus, Janus 61, 1974, S. 33–58; Gundolf Keil und Willem Frans Daems, Paracelsus und die «Franzosen». Beobachtungen zur Venerologie Hohenheims. Teil I: Pathologie und nosologisches Konzept, NAP 9 ([1975]–1977), S. 99–151
- 2 Siehe Iwan Bloch, Der Ursprung der Syphilis. Eine medizinische und kulturgeschichtliche Untersuchung, I–II, Jena 1901–1911, I, S. 86f. und S. 298^{ab}; Walther Schönfeld [Hrsg.], Girolamo Fracastoro, Syphilidis sive morbi gallici libri tres, übers. von Ernst Alfred Seckendorf (=Schriftenr. Nordwestdtsh. dermat. Ges., 6), Kiel 1960, S. 8; Keil/Daems (wie Anm. 1), S. 113
- 3 Robert H[enri] Blaser, Zur Etymologie des Wortes Opodeldok, NAP 7, 1954, S. 210: «von Opopanax die Anfangsilbe, von Bdellium die Mittelsilbe und von Aristoloch die Endsilbe; so entstand zunächst «Opodelloch», das später zu Opodeltoch und Opodeldok abgewandelt wurde.» Belege für *opodelloch* bzw. *opodeldok* gibt Blaser in dieser kurzen Mitteilung nicht, stellte sie uns aber liebenswürdiger Weise schriftlich zur Verfügung. Blaser beruft sich auf «die Angaben des Wittenberger Medizinprofessors Valerius Cordus (1515–1544) in seinem «*Dispensatorium pharmacorum omnium*» (Nürnberg 1535)». Zur Datierung des Erstdruckes des *Dispensatoriums* siehe Rudolf Schmitz: Zur Bibliographie der Erstausgabe des *Dispensatoriums Valerii Cordi*, in: Sudhoffs Archiv 42, 1951, S. 260–270, insbesondere S. 265, Anm. 7. Hinweise auf eine *opodeltoch*-Zubereitung bzw. Andeutungen über eine *opodeltoch*-Etymologie haben wir jedoch weder in der Erstausgabe* des *Dispensatoriums* von 1546 noch in der 3. Auflage** von 1598 nachweisen können.

**Pharmacorum omnium, quae quidem in usu sunt, conficiendorum ratio*. Vulgo nocent dispensatorium pharmakopolarum, Nürnberg [1546]

**Dispensatorium pharmacorum omnium, quae in usu potissimum sunt. ... multo emendatius ac selectis compositionibus auctius, ex secunda editione publicatum, Nürnberg 1598

- 4 Die Schreibweise mit *p*-Geminate entspricht der gängigen spätmittelalterlichen Graphie; vgl. Lorenz Diefenbach, *Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis*, Frankfurt a. M. 1857, Neudruck Darmstadt 1968, S. 398ⁿ; Gundolf Keil, *Die «Cirurgia» Peters von Ulm. Untersuchungen zu einem Denkmal altdeutscher Fachprosa mit kritischer Ausgabe des Textes*, [phil. Diss. Heidelberg 1960] Ulm 1961 (= *Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm*, 2), S. 431
- 5 Theophrast von Hohenheim genannt Paracelsus, *Sämtliche Werke*, I. Abteilung: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften, hrsg. von Karl Sudhoff, I–XIV, München und Berlin 1922–1933, Registerband von Martin Müller [und Robert Blaser], Einsiedeln 1960 (= *NAP, Supplement* [2]): I, IV, 250, 253; I, VI, 164. Daneben kennt Paracelsus auch ein *opodeltoch de mumia*: I, IV, 153 sowie ein *opodeltoch meloum*: I, III, 268
- 6 I, IV, 253: *opopanaxum resolvit, quod coagulat sal plumosum, bdellium purgat ulceram*. Vgl. auch I, IV, 155: *opopanaxum, bdellium, harz, daz zeucht zu fast und verderbt*, sowie zur Wirkweise von Opodeltoch überhaupt I, IV, 155, Z. 9–13; I, V, 329; zu den Korallen («*carabe*»): I, V, 337 und 340
- 7 Gelegentlich sind die beiden ersten unter der Bezeichnung «*quattuor gummi (ex arboribus)*» zusammengefaßt: I, V, 326; vgl. I, IV, 152 *gummi liquefacta*; I, V, 374 *tres resinae*
- 8 Am charakteristischsten scheint die Rezeptur zu sein, die Paracelsus in seiner Vorlesung über chirurgische Krankheiten im Sommer 1527 gegeben hat und die in zwei Hörernachschriften erhalten ist: [I, IV, 250] *Recipe opoponaci, serapini drachmas duas, bdellii ana unciam unam; zerlaß in essig, collirs durch ein tuch, demnach inspissirs in modum mellis. postea adde: mumiae ein quintlin, holzwurz [!] drei quintlin, liquoris de cachimia ad pondus omnium; fiat emplastrum* [Abkürzungen aufgelöst]. Darüberhinaus treffen wir sie in der «*Berthonea*» (Buch 3, Kapitel 3 = I, VI, 164): *Nim opoponaci, bdellii, jedes zwei lot, serapini zwei quintlin, das mach linde in essig, seih es durch ein tuch, dan seuds ein in dicke eins honigs, tu darzu mumiae ein quintlin, runde holwurz drei quint, liquoris de kakimia so vil am gewicht, als des andern alles ist; mach daraus ein pflaster*. Im Gegensatz zu diesem «*opodeltoch commune*» (I, V, 391) begegnen indessen auch abweichende, in der Komposition stark schwankende Zusammensetzungen, bei denen teilweise keines der drei namengebenden Ingredienzen mehr vorkommt (I, IV, 152. 235. 276. [332]; I, V, 326. 329. 357 [mit *aristolochia rotunda*]; I, V, 368. 374 [tres resinae]); I, VI, 164, Z. 12–4)
- 9 Zur Problematik vgl. Keil/Daems (wie Anm. 1), S. 121 ff.
- 10 Siehe oben Anm. 5
- 11 Siehe oben Anm. 8
- 12 Auffällig ist, daß Paracelsus gelegentlich den Opodeltoch neben den Balsam stellt (I, V, 347. 353. 362. 364 *balsamus vel opodeltoch*), vgl. auch Blaser [wie Anm. 3] «*beaume opodeltoch*» sowie I, IV, 155, Z. 9–13
- 13 I, III, 268: *rosacea gutta; scabies; pruritus*; I, IV, 332: *herpes = impetigo*; I, IV, 276: *bauchwolf = zinzilla* («*Herpes zoster*» nach Karl-Heinz Weimann, *Die deutsche medizinische Fachsprache des Paracelsus*, phil. Diss. Erlangen 1951 [masch. schr.], S. 218); I, III, 268; I, IV, 168; I, VI, 164. 263: *sirones* (vgl. Keil [wie Anm. 4], S. 463; Weimann a. a. O., S. 485); I, IV, 178: *lupus*
- 14 I, III, 268: *cicatrices*
- 15 I, III, 268: *alopecia*; I, III, 268; I, IV, 195: *morphea*; I, III, 268; I, IV, 202: *cutis leprosa*; vgl. Dietlinde Goltz, *Mittelalterliche Medizin und Pharmazie*, dargestellt

- an Geschichte und Inhalt des Antidotarium Nicolai (= Veröff. Internat. Ges. Gesch. Pharm., N.F. 44), Stuttgart 1976, S. 129
- 16 I, III, 268: *ungulae*; I, IV, 359: *hüneraugen*
- 17 I, IV, 199: *glandulae, eicheln; drüsen oder lich* (vgl. Weimann [wie Anm. 13], S. 387f.)
- 18 I, IV, 235: *bubo vulgo schlier* (vgl. Weimann [wie Anm. 13], S. 464)
- 19 I, IV, 199: *überbein*
- 20 I, IV, 265: *bocium vulgo fleischkropf* (vgl. Weimann [wie Anm. 13], S. 280)
- 21 I, IV, 320; I, VI, 164: *undimia*, «Hautwassersucht», «umschriebenes Ödem»; vgl. auch *hydrophobia = wassergall = lepra expulsa* (I, IV, 202). – Selbstverständlich kommen auch Tumoren in Betracht, die mit *glandulae, sirones* sowie den «Wasserköpfen» schon angesprochen sind und im *polypus, vulgo «der» nasenbone*, spezifisch genannt werden (I, IV, 210)
- 22 I, V, 442: *ein geschwulst ... an den knoden oder auf dem bein mit grüblin*
- 23 I, IV, 170: *ölschenkel*; vgl. Weimann (wie Anm. 13), S. 426 und Hans-Joachim Peters, Das «Buch von alten Schäden». Teil I: Text, med. Diss. Bonn 1973, ohne entsprechenden Terminus
- 24 I, IV, (170–)172; I, V, 442
- 25 I, V, (151–)152; vgl. S. 153 *apostemata communia*
- 26 I, V, 151: *apostem*; I, V, 357: Senkabszeß (*sack*)
- 27 I, V, 151: *bluteißen*; I, V, 251 *blutgeschwer* (hier falsch für «brustgeschwer», siehe die folgende Anm.); vgl. Weimann (wie Anm. 13), S. 233f.
- 28 I, IV, 250. 253; I, VI, 164: *brustgeschwer*; vgl. Weimann (wie Anm. 13), S. 242
- 29 I, IV, (165). 168; I, VI, (259). 262: *fistel*; I, V, 357 (Senkabszesse)
- 30 I, IV (165), 168; I, VI, 262: *gefrefß*; I, V, 389; I, VI, (279). 283: *umbfressende löcher*; vgl. Weimann (wie Anm. 13), S. 294 und 510
- 31 Beispielsweise der *nasenkrebs*: I, VI, (259). 262. Allerdings decken schon die Termini *gefrefß* und *umbfressendes loch* den malignen Bereich mit ab; vgl. Weimann (wie Anm. 13), S. 294, 510 und 416
- 32 I, V, 368
- 33 I, V, 227. 326. 346. 361 (Schädel); I, VI, 278
- 34 I, V, 362. Die Wirkung ist gerichtet gegen die «Zufälle» bzw. dasjenige, was als «Schaden» oder «Unglück zur Wunde dazuschlägt» (vgl. Keil [wie Anm. 4], S. 214, 366, 464; Peters [wie Anm. 23], S. 16, 54, 56, 58, 64): *opodeltoch est praeservativum ne accidat quid*.
- 35 I, V, 356: *synovia*
- 36 I, V, 365: *opodeltoch pellit vermes in vulneribus*
- 37 I, V, 353: *putrefactio* («eiter»); ähnlich I, III, 238: *saepe ligi der schlier so tief, quod cutem non rubeam facit, aber man greifts wol; ... so sol man sich nicht saumen und mit einem messer auf tun ein groß loch et opodeltoch apponere, ut materiam «pecantem» extrahat*
- 38 Paracelsus verwendet das Verb «ferre» (*tollit*) in Bezug auf «synovia» und «putrefactio», das Verb *pellere* in Bezug auf «vermes» und das Verb *extrahere* in Bezug auf Eiter.
- 39 I, V, 387; I, V, 390: «Huntsbiß», «roßbiß» bzw. «equorum morsus»; I, V, 388: Bisse schwach giftiger Schlangen, vgl. auch I, V, 390–391
- 40 I, V, 388: *gift von erst heraus ziehen* [durch ein anderes Arzneimittel], *deinde cura per opodeltoch*; I, V, 389: *si autem löcher infallen* [an der Stelle der Verletzung mit gift zum tot], *tunc cura per opodeltoch*; I, V, 391: darnach [= nach dem heraus ziehen des gifts] *sol mans heilen wie ein ander wunde per opodeltoch*; I, V, 391: *et post veneni extractionem curatur per opodeltoch commune, sicut caetera vulnera*; vgl. auch I, V, 388: *mixtura ... zeucht die biß heraus, deinde «cura» per opodeltoch*. – Freilich wird der Opodeltoch auch zur Giftextraktion empfohlen (*zeucht das gift*

- heraus*), aber nicht in seiner Grundform («*opodeltoch commune*»), sondern ange-reichert mit mehreren zusätzlichen Drogen, vgl. I, V, 391.
- 41 Vgl. I, V, 337 und 340; Georg Harig, Verhältnis zwischen Primär- und Sekundär-qualitäten in der theoretischen Pharmakologie Galens, NTM 10, 1973, 1, S. 64–81, hier S. 77; Dietlinde Goltz, Zu Begriffsgeschichte und Bedeutungswandel von *vis* und *virtus* im Paracelsistenstreit, Med. hist. J. 5, 1970, S. 169–200. Die «*vis attrac-tiva*» des Opodeltoch beruht nach Paracelsus' Auffassung auf dem Bernstein («*ca-rabe*»); vgl. zu dessen Einschätzung I, V, 337; I, V, 340 sowie insbesondere I, V, 357: *Si <der sack [= <tiefer Abszeß>] ist> in membris exterioribus, tunc per opodel-toch curatur herunden heruf; tunc debes addere carabe hirundinariam* [den «Schwalbenstein», vgl. HWBdAgl. VII, 1400–1402] *ad opodeltoch, ut magis extra-hat*.
- 42 I, IV, 276: *Nota opodeltoch ist ein stichpflaster*; zum Begriff «Stichpflaster» vgl. auch I, V, 339 sowie 318 und siehe Weimann (wie Anm. 13), S. 494; Müller (wie Anm. 5), S. 238*.
- 43 I, V, 378: *Si in capite fuerit bolus, non per forcipes extrahendus est, sed per opodel-toch, nisi orificium vulneris contractum fuerit, tunc ampliandum est per instrumen-ta, ut exire possit bolus, et tunc per opodeltoch est trahendus*; I, V, 374: *Vom stein außferziehen: Si (= <wenn>) schuß im haupt, noli adhibere zangen, sed appone ope-deltoch. si vero hirschalen tetigerit, tunc adhibe instrumenta, die das loch weit machen ut possit exire lapis; deinde appone opodeltoch*
- 44 I, V, 376: *Item <vulnera> debent curari per opodeltoch post extractionem der pfei-len*; I, V, 377: *post autem extractionem boli usurpanda est illa superior opodeltoch descriptio*. – Vgl. oben die Fistelbehandlung durch Opodeltoch (Anm. 29), bei der es ebenfalls um das Heilen tiefgreifender Gewebsverluste geht (von *herunden her-uf*).
- 45 I, V, 378: «*arsurae extinctio*»; vgl. auch I, VI, 278, wo der Opodeltoch zur Heilung des *ignis persicus* empfohlen wird. – Zur Verbrennungstheorie bei Schußverlet-zungen siehe Felix Croes, Schotwonden in de 16^e eeuw, med. Diss. Amsterdam 1940, S. 22f., sowie *Studia neophilol.* 43, 1971, S. 392
- 46 I, V, 332: *Illud emplastrum est, quod curat, alioqui nihil, ut opodeltoch* – «dieses Pflaster ist, in Bezug auf das, was es heilt (ansonsten freilich nicht), genauso wie Opodeltoch». – Dieses *opodeltoch*-ähnliche Pflaster wird uns im Zusammenhang mit den Rezepturkompilaten noch begegnen; vgl. die folgende Anm.
- 47 Gut zu erkennen ist die Kompositionsfuge bei einem Rezepturkompilat zur Fistel-behandlung, wo Paracelsus die Ingredienzien der zusätzlich eingebrachten Rezep-tur unter der Bezeichnung «*hae additiones*» den Drogen des gemeinen Opodel-toch («*opodeltoch commune*») anhängt (I, V, 391). In einen zweiten Rezeptur-kompilat (I, V, 326) hat Paracelsus dem *opodeltoch*-ähnlichen Pflaster, das uns in anderm Zusammenhang schon begegnete (vgl. Anm. 47), die Ingredienzien des Opodeltoch nachgestellt (Kompositionsfuge nach «*mummiae*») bzw. eingefügt: Die für den Opodeltoch charakteristischen Harze «*opopanax*», «*bdellium*» und «*serapinum*» faßt er mit dem «*colophonium*» des *opodeltoch*-ähnlichen Pflasters zusammen und wirft die vier Drogen als «*quatuor gummi ex arboribus*» gleich zu Anfang des Kompositionsteils aus. Vgl. zu diesem Kompilat auch die deutsche Variante I, V, 329 (wo es selbstverständlich «*gummorum ex arboribus*») heißen muß, nicht «*primorum ex arboribus*», wie Sudhoff druckt. Zum Problem der Un-zuverlässigkeit von Sudhoffs Paracelsus-Ausgabe siehe Gundolf Keil und Willem Frans Daems, Paracelsus und die «Franzosen», NAP 9, 1977, S. 99–151, hier S. 100).
- 48 Bezeichnend ist sein unabsichtliches Weglassen der *opodeltoch*-Bestandteile im Re-zepturkompilat zur Fistelbehandlung (I, V, 391); vgl. auch die Beispiele von Anm. 8
- 49 Zur Sache: Keil-Daems (wie Anm. 47), S. 121–123

- 50 Katalog der Handschriften der Zentralbibliothek Zürich, I: Mittelalterliche Handschriften, beschrieben von Leo Cunibert Mohlberg, Zürich 1932–1952, S. 398f.
- 51 Die erste Papiermühle des mittelalterlichen Deutschland nahm Ende des 14. Jahrhunderts ihre Tätigkeit auf; vgl. Joachim Kirchner, Germanistische Handschriftenpraxis, München 1950 (²1967), S. 12
- 52 Vgl. unser Faksimile von Bl. 199^r unten S. 215
- 53 Bl. 5^v: «Jeronimus Bock»
- 54 Vgl. Conrad Brunner, Die Zukunft der Schärer und ihre hervorragenden Vertreter unter den schweizerischen Wundärzten des XVI. Jahrhunderts, Zürich 1891, S. 10–20 sowie S. 23, Nr. 10; Caspar Stromayr, «Practica copiosa von dem Rechten Grundt Deß Bruch Schnidts» (1559). Textband zum Faksimile, hrsg. von Werner Friedrich Kümmel, München 1982
- 55 Bl. 45^r: «Meyster Jacob Ruff, Steinschnyder zuo Zürich»
- 56 Entsprechend fehlt der Kodex in den Verzeichnissen der Paracelsus-Handschriften: Karl Sudhoff, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften, II: Paracelsische Handschriften, 1–2, Berlin 1898–99; Karl Heinz Weimann, Paracelsus-Bibliographie 1932–1960. Mit einem Verzeichnis neu entdeckter Paracelsus-Handschriften (1900–1960), Wiesbaden 1963 (= Kosmosophie, 2)
- 57 Abkürzungen haben wir aufgelöst und kursiviert.
- 58 vom Schreiber aus Opopelthoch korrigiert.

IV. Personalia et Varia

Erwin Jaeckle siebzigjährig

von Eduard Stäuble



Erwin Jaeckle, der am 12. August 1979 seinen 70. Geburtstag feierte, ist eine verwirrend ungewöhnliche Erscheinung in der schweizerischen Geisteslandschaft, eine außerordentlich vielseitige und, zumindest dem oberflächlichen Anschein nach, widerspruchsvolle Persönlichkeit, die sich in keines der üblichen Muster zwingen läßt. Wer Jaeckle zu fassen versucht, weiß kaum, wo er zuerst und wo er kräftiger, wo vorsichtiger zupacken soll. Wer den engagierten *Journalisten* und *Chefredaktor* der «Tat» meint (er leitete diese Tageszeitung von 1943 bis 1971 und betreute noch bis zum 1. April 1977 ihren literarischen Teil), steht vor der Frage, wie er aus diesem Blickwinkel den schwierigen, experimentierfreudigen und subtilen *Lyriker* unterbringen soll; ein Dutzend Gedichtbände zeugen immerhin vom Gewicht und der Bedeutung dieser seiner Schaffensseite. Er dichtet eine so zarte Strophe wie «werde des traums in deinen / träumen geträumter gewahr / nur seligen glückt es zu weinen / einsamen himmlische schar» und wettet gleichzeitig im Leitartikel seiner Zeitung wütend gegen «Das Zeitalter der Schweine», womit er gewisse Auswüchse im zeitgenössischen Kunstbetrieb angreift. Und wer sich im Labyrinth seiner feinverästelten Lyrik verliert, findet kaum mehr Zugang zum kämpferischen *Politiker*: Jaeckle gehörte von 1942 bis 1950 dem Zürcher Gemeinderat an, dem er im Amtsjahr des Kriegsendes 1945 als Präsident vorstand; und von 1947 bis 1962 war er Mitglied des Nationalrates, in welcher Eigenschaft er sich unter anderem mit der Flugzeugbeschaffung für unsere Armee befaßte; in der Schrift «Die schweizerische Flugwaffe im Kalten Krieg der Interessen» (1958) widersetzte er sich einer schweizerischen Eigenentwicklung von Kampfflugzeugen und deckte schonungslos die gefährlichen Geschäftsverflechtungen auf, die sich dahinter verbargen. Wie schlägt man vom mutig zugriffigen Politiker den Bogen zum vergeistigten *Religionsphilosophen*, der in seinem Buch «Die Osterkirche» (1970) den Weg zu einem johanneischen Christentum der Liebe, der Freiheit und der unsichtbaren Kirche weist und eine «Theologie des Vollzugs» ent-

wirft, mit welcher ein Leben der Tat aus dem Glauben angesteuert wird? In meisterhaften Essays, gesammelt in den Bänden «*Die Bottschaft der Sternstraßen*» (1966) und «*Baumeister der unsichtbaren Kirche*» (1976), hat er diese Gedanken zum Teil vorweggenommen, zum Teil erweiternd fortgesetzt.

Er ist daneben aber auch ein Kenner und Anhänger des Zen-Buddhismus und ein begeisterter und leidenschaftlicher Segler: sein Buch «*Die goldene Flaute*» (1959) handelt zwar fachlich präzise und konkret vom Segelhandwerk, vertieft jedoch gleichzeitig die «wortlose Kunst des Segelns» in eine Schule der Lebens- und Schicksalsbewältigung, so wie sich dem Nationalrat Erwin Jaeckle die Erfahrungen des Parlaments zu einer «*Kleinen Schule des Redens und des Schweigens*» (1951) verdichtet haben. Es ist kein leichtes, vom Segler, der auch ein launiges Reisebüchlein, «*ABC vom Zürichsee*» (1956), geschrieben hat, den Bezug zu finden zum hartnäckig und hingebungsvoll forschenden *Genealogen*. Als Jaeckle sich anschickte, seine Lebensgeschichte zu schreiben, die eine unerbitterliche Selbstbetrachtung werden sollte, erschrak er inmitten der Arbeit vor diesem hochgesteckten Ziel; das anspruchsvolle Unternehmen wollte zuerst gründlich abgesichert sein. Auf der Suche nach dem tragenden Grund wurde er zum Erforscher der Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits. Was als Selbstbiographie begonnen hatte, endete in dem zweibändigen Werk «*Meine alamannische Geschichte*» (1976), das 1977 als ein Stück einzigartiger Kulturgeschichte des rheinisch-alamannischen Raumes zwischen dem Spätmittelalter und dem 18. Jahrhundert mit dem *Bodensee-Literaturpreis* der Stadt Überlingen ausgezeichnet wurde. Seither hat er die Darstellung seines inneren und äußeren Lebensweges in zwei weiteren Bänden – «*Schattenpfad*», frühe Erinnerungen (1978) und «*Niemandsländ der dreißiger Jahre*» (1979) – bis zum Jahre 1942 vorangetrieben, als er die Stelle eines Lektors beim Atlantis-Verlag mit dem Posten des Chefredaktors der «Tat» vertauschte.

Noch ist damit kein Wort gesagt vom *Naturforscher* Erwin Jaeckle, der als sicherer Rutengänger zuverlässig neue Quellen aufzuspüren weiß, sich den Geheimnissen und Schönheiten der Natur mit dem Mikroskop nähert und sich der praktischen Anatomie widmet, von Mikro- und Makrokosmos gleichermaßen fasziniert. Der kürzlich bei Klett-Cotta erschienene Essay «*Die Farben der Pflanze*» legt von seinen naturkundlichen Interessen ebenso Zeugnis ab wie der im gleichen Band veröffentlichte Aufsatz «*Der Wald der Wälder*». Wie immer, wenn er sich einem Thema hingibt, hat sich Erwin Jaeckle auch als *Literaturwissenschaftler* auf umfassende und unkonventionelle Weise der Dichtkunst angenommen. Im «*Zirkelschlag der Lyrik*» (1967) erweist er sich als profunder Kenner der Weltliteratur von Lord Byron und William Blake bis Henry Miller und Bert Brecht, der Litera-

tur Amerikas, Frankreichs und Spaniens nicht weniger als Japans und Chinas. «*Evolution der Lyrik*» (1972) ist sein Versuch, dem Daseinserlebnis des modernen Menschen im heutigen Gedicht auf die Spur zu kommen, und im Buch «*Dichter und Droge*» (1973) schreckt er selbst vor dem Wagnis einer «Rauschgiftpoetik des Unbewußten» nicht zurück.

Wie, so fragt man sich, beeindruckt und vielleicht auch ein wenig ratlos, sind das weitausgreifende Gesamtwerk dieses Mannes, sein unheimlich vielfältiges Denken und Schaffen, sein nimmerruhendes Suchen auf allen Gebieten unter ein Dach zu bringen? In ihm einfach einen modernen «uomo universale» zu sehen, würde wohl in die Irre führen; denn ein bloßes Vielwissen wäre uns an sich schon verdächtig, weil es mehr zur Verwirrung beitrüge als zur gesammelten Einsicht; wir halten den Universalgelehrten auch kaum für möglich und wünschenswert. Jaeckle tritt vom entgegengesetzten Ende an das Wissensmögliche und Wissensnötige unserer Zeit heran; sein Ansatz ist im Grunde ein philosophischer. Es ist denn auch kein Zufall, sondern hilft uns vielmehr, den «archimedischen Punkt» dieses Lebens und Wirkens zu entdecken, daß Jaeckle einst den Beruf eines akademischen Lehrers und Forschers anstrebte. Es war schon alles vorbereitet zur Übernahme eines Lehrstuhles an der Eidgenössischen Technischen Hochschule für «Philosophie als Methodenlehre der Naturwissenschaften», als das Schicksal 1942 seinen Lebensweg jäh umbrach. Was als Habilitationsschrift gedacht war, «*Die Phänomenologie des Raumes*», erschien erst 1959 als Buch. Und die früher erschienene Schrift «*Phänomenologie des Lebens*» (1951) könnte wohl am besten einen Titel für sein Gesamtwerk abgeben. «Mir schwebt letztlich eine Denkschule vor, die aus den verwirrend getrennten Landschaften ein geschlossenes Reich, das des Menschen, seines Bewußtseins, seiner geistigen Art und ihrer Welt, gewinnt», so bekennt er im Vorwort seiner Schrift «*Die Farben der Pflanze*».

Angesichts solch philosophischer Offenheit und weitausholender geistiger Zielsetzung scheint es nur zwingend und folgerichtig, daß sich Erwin Jaeckle schon früh *Theophrast von Hohenheim* zuwandte, dessen Schriften er erstmals in einer Auswahl Hans Kayzers kennenlernte (Insel Verlag 1924). Was ihn an *Paracelsus* fesselte, war dessen ungeheurer Versuch, «alles zum fugenlosen Kosmos der Weltbewältigung und des rings verflochtenen Allbezugs zu verwirklichen», ist seine «gestaltschaffende und gestaltwandelnde Kosmogonie», sein großartiges «Sternsystem des Geistes».

Als 1941 die wissenschaftliche Welt den 400. Todestag des großen Philosophen, Theologen und Arztes Paracelsus beging, würdigte Erwin Jaeckle Mann und Werk in einer Sonderbeilage der Zeitung «Die

Tat», und gleichzeitig betreute er ein Paracelsus-Sonderheft der Zeitschrift «Atlantis». Anlässlich der Paracelsus-Feier in Einsiedeln sprach – neben Hans Kayser und Fritz Medicus – Erwin Jaeckle über «Paracelsus und Agrippa von Nettesheim». (Sein Vortrag erschien im zweiten Band der *Nova Acta Paracelsica*.) Er war es auch, der für das Paracelsus-Denkmal in Einsiedeln, das damals enthüllt wurde, einzelne Paracelsusworte bereitgestellt hatte.

Aus dieser Beschäftigung mit Paracelsus ging 1943 Erwin Jaeckles *Paracelsus-Anthologie* in der Reihe der Atlantis-Klassiker hervor. Er traf die Auswahl anhand der Huserschen Quartausgabe von 1589 bis 1591 und ordnete die Auszüge in zwölf Kapiteln nach den kosmischen Ordnungen des Weltbildes von Paracelsus. «Ich wollte», schreibt Jaeckle in seinen jüngst erschienenen Erinnerungen «*Niemandsland der dreißiger Jahre*», «die Kosmogonie des Paracelsus in ihrem Ablauf vergegenwärtigen. Das ringläufige Denken forderte zur ringläufigen Darstellung heraus. Die Schöpfung wurzelt nach Paracelsus beginnend und nach ihren Entfaltungen endend im *Mysterium magnum*.» Er stellte dem Band eine umfängliche Einleitung voran, die später, erweitert und ergänzt, im Essayband «*Bürgen des Menschlichen*» abermals abgedruckt wurde.

Hans Kayser nannte Jaeckles Paracelsus-Anthologie «die beste Paracelsusauswahl», und Fritz Medicus rühmte die Arbeit mit den Worten: «Die Anordnung, die Sie dem gewaltigen Stoffe gegeben und die durchaus Ihr persönliches Verdienst ist, hätte wohl nicht glücklicher getroffen werden können. Der Weg von dem kosmologisch gedachten *Mysterium Magnum* durch die Ordnungen der Natur und die der geistigen Welt hin zum *Mysterium Ultimatum* ist wirklich ganz ausgezeichnet tauglich, die Welt des Paracelsus schaubar zu machen.»

Die Idee des Limbus und die Signaturenlehre des Paracelsus haben Jaeckle durch alle seine eigenen Schriften hindurch begleitet, und auch in Büchern wie der «*Osterkirche*» und «*Baumeister der unsichtbaren Kirche*» wirkt der eigenwillige Christ Paracelsus nach, dem das Tagewerk und der tätige Wandel allein «zur Verwirklichung der Christenpflicht» dienen; bei Jaeckle baute sich solches Denken aus zu seiner «Theologie des Vollzugs». Und in Jaeckles eigener Sprache spürt man etwas von jenem paracelsischen Drang zu neuer Sprachschöpfung, mit der eine neue Stoffwelt und neue Gesichte angemessen eingeholt werden wollen.

Paracelsus war, wie Erwin Jaeckle, «ein eidgenössischer Schwabe», und «wer wie ich», schreibt Jaeckle in seiner «*Alamannischen Geschichte*», «die schwäbisch-alamannische Gabe mit der eidgenössisch-alamannischen in sich auszugleichen hat, muß Titanenarbeit leisten.» Wenn Jaeckle Ahnenforschung treibt, so weiß er, daß die Ahnen nicht die Ahnen sind, es sei denn, daß der Geist sie erwecke. In diesem Sinne

darf er schreiben, daß Paracelsus sein «echterer Ahnherr» sei als mancher blutverwandte. Ihn zog Paracelsus von jeher an als ein geistesverwandter Synthetiker, der schon vor Jahrhunderten in eine Zukunft wies, die über Kepler, Leibniz und Goethe zur Wissenschaft des Denkers Rudolf Pannwitz verlief.

Die Monographie über *Rudolf Pannwitz* (1937) war Jaeckles erstes Buch. Bei Pannwitz hat er schon in jungen Jahren ein ihm maßgebendes Beispiel gefunden für «eine durchgreifende Synthese aller menschlichen Seelen- und Bildungsräume». Kunst und Wissenschaft von allen Ecken und Enden her angegangen, Untersuchungen und Versuche, um inmitten der erdrückenden Fülle der Erscheinungen der Vereinzelung, dem Zerfall entgegenzuwirken und Zusammenhänge einsichtig und ahnbar zu machen – dies alles steckt hinter der Gesamtabsicht aller Unternehmungen Jaeckles. Oder, wie es Stadtpräsident Sigmund Widmer anlässlich der Verleihung des *Literaturpreises der Stadt Zürich 1974* formuliert hat: «Aus zeitlosen Quellen schöpft Erwin Jaeckle die Kraft, um gegen populäre Irrtümer der Menge aufzutreten. So ist er ein Einzelgänger, allerdings nicht einer, der dies in die populäre Masche gängiger Gesellschaftskritik kleidet, sondern ein Einzelgänger, der sich kritisch um den Aufbau unserer Gesellschaft bemüht.» Dabei ist nicht ein starres, lebensfeindliches Denksystem sein Ziel. Angepeilt wird liebende Offenheit allen Phänomenen des Lebens gegenüber. Seine Visionen und Arbeiten «sind den Übergängen des Lebens und der Seele verpflichtet, den Metamorphosen in philosophischen Schriften und dichterischen Bildern, allen Zwischenwelten, der Zeit ebenso wie dem Nichtmehr und dem Noch-nicht». Der Siebzigjährige arbeitet heute noch mit seinem ganzen ungebrochenen Temperament an dieser selbstgewählten Aufgabe.

Prof. Dr. med. et. Dr. phil. Martin Müller (1878–1960)

Eine Erinnerung zum 100. Geburtstag seines Doktorvaters

von Hermann E. Helmrich

Der von Dr. Helmrich anlässlich der 100. Wiederkehr des Geburtstags von Martin Müller, am 26. Februar 1978 geschriebene und damals der Redaktion zum Abdruck in den *Nova Acta Paracelsica* eingesandte Beitrag erschien bereits termingemäß im internen Mitteilungsblatt der Schweizer Paracelsusfreunde. Wir bitten um Verständnis dafür, daß er infolge der verzögerten Herausgabe dieses Jahrbuchs erst jetzt hier seinen angestammten Platz finden kann.

Die Redaktion

Es ist nicht so, daß ich vom Grundsätzlichen her viel oder gar Bedeutendes über ihn erzählen könnte. Ich habe ihn halt – 1943 – als Student der Medizin im 6. Semester und dabei, entsprechend den damaligen Zeitläuften, in Uniform und sporenklirrend aufgesucht, weil ich eine Doktorarbeit über Paracelsus haben wollte.

Natürlich hatte ich schon vordem (wohl in meinem 1. Semester, 1940) meine Pflichtvorlesung über Medizingeschichte bei ihm gehört. Das Institutsgebäude in der Münchner Lessingstrasse war – und ist noch immer – eine alte Villa und der sogenannte Hörsaal war eben ein größerer, entsprechend eingerichteter Raum in diesem Haus. Meist haben die Studenten, die sich hier versammelten, diesen Raum nicht einmal gefüllt. Der Stil der Vorlesung war freundlich und trocken und wir verstanden davon nur die Hälfte. Denn unsere Schulbildung war in jener Zeit etwas zu kurz geraten, und was wir dann im Feld lernen mußten, das war in seiner Bitterkeit wohl wenig für den Ausbau einer akademischen Grundlagenbildung geeignet. Jedenfalls: Hier hörten wir abseits von den Aktualitäten des sich damals anbahnenden Weltuntergangs einfach, wie ein reifer und dabei bescheidener Mann uns erzählte, wie es mit der Medizin von der Antike an bis in diese unsere Tage gegangen war, einschließlich der jeweiligen philosophischen Weltbilder, deren Wandel ja die Geschichte der Medizin so maßgeblich geprägt und fortgeführt hat.

Martin Müller hat es uns nie spüren lassen, daß er natürlich unser Halbverständnis für das, was er uns vortrug, bemerkt hat. Er war dabei auch nicht das, was wir sonst von Lehrern und auch Hochschullehrern gewöhnt waren. Er sagte uns immer nur freundlich, was er wußte und für wichtig hielt, und beantwortete so auch geduldig unsere meist recht naivlichen Fragen.

Nun, drei Jahre später stand ich dann vor ihm, erklärte ihm, daß ich

die komplette Sudhoff-Ausgabe auf meinem Schreibtisch stehen hätte, aber mich wohl während des Studiums nicht mehr richtig einarbeiten würde ohne eine entsprechende Aufgabenstellung. Er war sehr liebenswürdig zu mir und meinte, das sei ja geradezu ideal, wenn ein junger Student wirklich an Paracelsus interessiert sei, auch seine Schriften schon besitze und obendrein – im 6. Semester – für so eine Aufgabe auch noch Zeit hätte. Er bat sich dann, mit der Zusage, daß ich von ihm eine Arbeit bekäme, noch Bedenkzeit aus für die Auswahl des speziellen Themas. Und bei meinem zweiten Besuch meinte er: «Ach, schreiben Sie einfach über das Herz bei Paracelsus!»

Auf meine Bitte, mich noch über zusätzliche Literatur zu beraten, nannte er mir bereitwillig mehrere Titel, darunter auch den alten Schmieder (Carl Christoph Schmieder, Geschichte der Alchemie, Halle 1832) mit der Bemerkung: «Wissen Sie, der hat selber noch an die Alchymie geglaubt.» Was würde er wohl sagen, wenn er noch hätte lesen können, daß ich inzwischen auch wieder etwas davon halte?

Ich habe ihn dann, vor Abschluß meiner Dissertation, nicht mehr viel gesehen. Das lag auch an den Zeiten. Das Institut wurde sehr bald durch die vermehrten Bombenangriffe auf die Stadt schwer beschädigt, die wissenschaftlichen Bestände wurden, um sie vor der Zerstörung zu bewahren, ausgelagert. Einmal in dieser Zeit wollte ich ihn – er wohnte im Institut – besuchen, aber er war nicht da. Das erklärte mir seine Frau oben auf dem Treppenabsatz. Das ganze Treppenhaus sah wüst aus: Kaputte Fenster, abgerissene Vorhänge, überall Ziegeltrümmer, Mörtel und Kalkstaub, auch auf den früher immer tadellos gewachsenen Treppenstufen. Schließlich zogen die Müllers nach Diessen am Ammersee, wo er eine Villa mit Garten bewohnte und auch noch Praxis machte wie so ein richtiger alter Onkel Doktor aus früherer Zeit.

Als die Amerikaner München einnahmen, war ich gerade zum Sanitätsoffizier befördert worden. Ich war in einem Lazarett stationiert, nicht weit von zuhause. Die Amerikaner legten die Genfer Konvention großzügig aus, und so konnte ich außer Dienst – als Kriegsgefangener! – daheim meine Doktorarbeit fertig schreiben und auch daheim schlafen. Und nach meiner Entlassung aus meiner Gott sei Dank nicht sehr auffälligen, aber immerhin über siebenjährigen Soldatenzeit bin ich dann eines Tages nach vorheriger Anmeldung – die Telephone gingen schon wieder – auf mein Fahrrad gestiegen und erst einmal nach Herrsching am Ammersee gestrampelt. Dort mußte ich feststellen, daß die Dampfer schräg über den See nach Diessen noch nicht fahren, weil die Jahreszeit (Frühjahr 1946) noch zu früh war. Also strampelte ich weiter um den See herum.

Was dann folgte, war meine eindrucksvollste Begegnung mit diesem großartigen alten Herrn, der so gar kein Wesen von sich machte. Ich kann das deshalb auch gar nicht mit einer Fermate erzählen. Ich legte

ihm also, der mich in gewohnter Freundlichkeit empfing, in seinem Studierzimmer mein Manuskript vor. Es beinhaltete etwa die Hälfte dessen, was bei Paracelsus über das Herz zu finden ist, wobei ich mir selbst eine große Zettelwirtschaft eingerichtet hatte, weil es ja damals noch kein Register gab. Andererseits überschritt meine Arbeit bereits den üblichen Umfang einer Doktorarbeit. Auf meine zögernde Frage hin, ob ich vielleicht das Vorliegende als Dissertation einfach abrunden dürfte, um es dann abgeben zu können, meinte Prof. Müller, er wolle mir das gerne gestatten, wenn ich ihm verspreche, danach dennoch weiterzuarbeiten. Ich konnte ihm das, meinen eigenen Absichten entsprechend, mit gutem Gewissen zusagen und fühle mich – wie bekannt – auch heute noch an diese Zusage gebunden. Vielleicht werde ich auch noch die zweite Hälfte von «Das Herz bei Paracelsus» schreiben, aber dazu muß ich wohl noch etwas weiter sein, als ich es bis heute bin.

Im übrigen unterhielten wir uns dabei in einer Weise, die mich merken ließ, daß ich inzwischen nicht mehr so dumm war wie seinerzeit, als ich erst einmal die Vorlesung gehört und dann meinen ersten Besuch im Institut gemacht hatte. Ich glaube, das gehörte zu den Merkmalen dieses alten Herrn: Er ließ seine Zöglinge, weise zusehend, an der langen Leine und ermunterte sie nur zu ihren Leistungen, die er nicht forderte! So ergab sich von vornherein ein Filter, daß er nur Mitarbeiter und Doktoranden hatte, die selbst etwas taten und ihn dann fragten, ob es so auch recht sei.

Mein Besuch wäre wohl damit beendet gewesen, aber er war es nicht. Ich wurde mit der größten Selbstverständlichkeit zum Mittagessen dabegehalten. Dabei kam ich mir vor wie vor dem Krieg. Ich muß das – aus atmosphärischen Gründen – schildern dürfen. Es gab zuerst Grießnockerl-Suppe mit einer wirklichen Fleischbrühe, dann Fleisch und Kartoffeln und noch irgendetwas zum Nachtsch. Wir aßen – es war mittags schon warm – in einem Gartenpavillon, und es war wie seinerzeit, wenn ich als Bub am Sonntag bei meinem Großvater mitessen durfte. Nur waren jetzt sehr andere Zeiten (noch zwei Jahre vor der Währungsreform, nach der es dann auch in der Stadt endlich wieder ordentliches Essen gab) und ich war ja auch schon groß. Doch war dieses alles so selbstverständlich, also wirklich wie ein Urlaub aus der damals doch so unwirklichen Zeit. Und der Professor und seine Frau waren einfach die Repräsentanten dafür, wie so etwas zu sein hat. Nach Tisch – ich weiß nicht mehr, ob er eine Zigarre rauchte, aber ich durfte meine Zigarette rauchen – schlug er mir dann vor, noch einen Spaziergang am See entlang zu machen. Wir kamen erst zurück, als die Sonne sich schon neigte. Wir haben dabei manches geredet, aber ich weiß es nicht mehr. Ich glaube, er wollte auch abseits meines Themas noch einiges von mir hören.

Als wir noch fünfzig Meter von seinem Haus entfernt waren – und

damit kommt mir doch noch eine liebenswürdige Fermate in den Sinn –, sprangen plötzlich zwei kleine Mädchen mit flatternden Haaren (oder Zöpfen?) auf ihn zu und riefen: «Onkel Doktor!» Ich hatte schon, als ich angekommen war, gesehen, daß sein Schild an der Gartentüre nur «Dr. med. M. Müller» enthielt. Vielleicht wußte in Diessen überhaupt niemand, daß er Professor war. Es stellte sich hinsichtlich der Mädchen heraus, daß die eine als Patientin zu ihm bestellt war und die andere sie sicherheitshalber zu begleiten pflegte. Schließlich betreten wir zu viert sein Zimmer. «Bleiben Sie nur da, Herr Kollege», meinte er zu mir. Und dann, als das Kind sein Kleidchen über den Kopf gezogen hatte, «Herr Kollege, kennen Sie, was das ist, und haben Sie das schon einmal gesehen?»

Ich darf hier einflechten: Die Ärzte vor meiner Generation, die jetzt aussterben, kannten noch Begriffe wie «die ärztliche Kunst» und ihre Erfahrung basierte auf dem, was sie «gesehen haben». Die heutige Diktion ist anders geworden und die sich immer frequenter wandelnde Wissenschaft überrollt immer mehr die Aufmerksamkeit gesammelter Erfahrungen, die ein Arzt in langer Tätigkeit gewinnt und verbucht. Wer wägt hier den Fortschritt gegen den damit verbundenen Verlust?

Nun, Martin Müller drehte die kleine Patientin so, daß ich die kleinen Bläschen entlang ihren unteren Rippen auf der einen Seite sehen konnte. Ich antwortete: «Gesehen habe ich das noch nicht, Herr Professor, aber ich halte das für einen Herpes zoster.» «Ausgezeichnet, Herr Kollege, ganz ausgezeichnet! Aber es ist doch merkwürdig, daß man immer noch nicht weiß, woher das kommt.» Ich hielt einen Moment inne, bis mir klar war, daß ich ihn mit dem, was ich sagen wollte, nicht herabsetzte: «Doch, Herr Professor, man weiß es inzwischen. Es ist eine Virus-Infektion.» «So, so, weiß man das jetzt? Das ist ja interessant.» Und er beugte sich zu dem Mädchen und sagte ihr, er hätte eben gesehen, daß es schon viel besser sei.

Was soll ich noch erzählen? Es sind dies meine persönlichen Erinnerungen an meinen Doktor-Vater, Prof. Martin Müller. Ich habe ihn dann nicht mehr gesehen. Er bekam mein abgerundetes Manuskript und später noch das ihm zustehende fertige Exemplar meiner Arbeit und ich bekam von ihm die Zensur: Magna cum laude. Ich darf ihm das hier, an seinem 100. Geburtstag, noch danken! –

Der «Sauerbrunnen» des Mauritius in St. Moritz

Schon oft hat der Vorstand der SPG, wenn er Ausschau hielt nach einem geeigneten Tagungsort, mit St. Moritz geliebäugelt, jenem herrlichen Kurort im Oberengadin, dessen sonnige Lage am Südhang der Alpen Gesunden wie Erholungsbedürftigen ein geradezu «italieni-

sches» Klima verspricht, das vom erfrischenden Malojawind aufs angenehmste temperiert wird. Wäre nicht das schon verlockend genug, um uns einmal dort zu versammeln, so müßte uns der sogenannte «Sauerbrunnen des Mauritius» dazu veranlassen, der Jahrhunderte, bevor es als Wintersportplatz weltberühmt wurde, St. Moritz als Heilbad und Wallfahrtsort bekannt gemacht hat. Erst recht, wenn wir bedenken, daß es Paracelsus war, der als eigentlicher Entdecker der Quelle gelten darf, die er 1535 (nach Edwin Rosner möglicherweise schon im Hochsommer 1532) besucht und als erster beschrieben hat.

Beim Umbau der alten Badeanlagen wurden 1907 zusammen mit mächtigen Lärchenstämmen, die dem Wasser in vorgeschichtlicher Zeit als Leitungsröhren gedient hatten, Bronzeschwerter, vermutlich Weihgaben von Patienten, ausgegraben, die das hohe Alter der Mineralquelle bezeugen. Chemisch handelt es sich dabei, wie man heute weiß, um einen eisenhaltigen, mit natürlicher Kohlensäure gesättigten Kalzium-Natrium-Hydrogenkarbonatsäuerling, der dem Boden mit einer Temperatur von 6 Grad Celsius entspringt.

Im 16. Kapitel seines 1537 in Eferding an der Donau verfaßten «Buchs von den tartarischen Krankheiten» (Sudhoffs Ausgabe I/11, 99f.) gibt Paracelsus davon folgende Beschreibung: «Ein acetosum fontale (= Sauerbrunnen), das ich für alle, so in Europa erfahren hab, preis, ist in Egendin zu Sanct Mauriz, derselbig lauft im augusto am seuristen. Der desselbigen tranks trinket, wie einer arzney gebürt, der kan von gesuntheit sagen und weißt von keinem stein noch sand nicht, er weißt kein podagra, kein artetica, dan also wird der magen corrobort, das er den tartarum verdeuet als ein strauß ein eisen, als ein amsel ein spinnen. Und nicht alein den tartarum, sonder ander ding mer so krankheit im menschen machen, deren prima materia (= erste Urache) in der speis und trank ligt. Dieselbigen primae materiae (= krankheitszeugenden Stoffe) werden alle verzert; sie seind wie sie wöllent.»

Daraus geht hervor, daß Paracelsus damals das St. Moritzer Heilwasser vor allem als Trinkkur gegen Stoffwechselkrankheiten empfahl, die er (nach der «Tartarus»-, d. h. Weinsteinbildung in Weinfässern) «tartarische» nennt, worunter er Zivilisationskrankheiten, wie Erkrankungen des rheumatischen Formenkreises, der Verdauungsorgane usw. verstand.

Während einerseits im 16. Jahrhundert die traditionellen Wallfahrten zum heiligen Mauritius, der im 3. Jahrhundert bei Agaunum (dem heutigen St. Moritz) den Märtyrertod erlitt, ein solches Ausmaß annahm, daß Papst Leo X. im Jahre 1519 den Pilgern volle Absolution erteilte, haben Paracelsus und nach ihm Conrad Gessner (1516–1565) die Heilwirkung des Engadiner Sauerbrunnens gepriesen und seinen Ruhm verbreitet.

Besucher «ab Raetis, Italis, Helvetiis et Germanis» strömten nun in

immer größerer Zahl nach St. Moritz; darunter waren illustre Gäste, wie 1697 die Herzogin von Parma und 1699 deren Gatte Ranuccio II. Francesco, der letzte Sprößling des Hauses, die mit diplomatischen Ehren empfangen wurden. Vor allem adlige Damen suchten Heilung von Unfruchtbarkeit, und bald ging man auch dazu über, das Quellwasser zu exportieren. Anfang des 18. Jahrhunderts blühte der Flaschenversand von «Aqua forte die Agnadina».

Um die Jahrhundertmitte wurde mit *Badekuren* begonnen und 1854 ein Bädergebäude errichtet, das bis 1875 im Betrieb war. Zehn Jahre später folgte ein neues Kurhaus, das bald mit seinen glanzvollen Bällen, luxuriösen Modeschauen und exklusiven Gastspielen der Mailänder Scala als Badehotel ersten Ranges über die Landesgrenzen hinaus bekannt wurde. Die sozialen Umwälzungen und die wirtschaftliche Rezession nach dem Ersten Weltkrieg hatten jedoch den Niedergang des Bades zur Folge, dessen einstige Anziehungskraft der seit den Olympischen Winterspielen 1928 wachsenden Attraktivität von St. Moritz als Wintersportzentrum weichen mußte. Erst Anfang der siebziger Jahre führte die totale Modernisierung, zu der sich damals die Gemeinde entschloß, unter Nutzung der außerordentlich günstigen Voraussetzungen, die hier das Reizklima, die Mineralquelle in Kombination mit Moorkuren und neuzeitliche Therapieeinrichtungen bieten, zum entscheidenden Aufschwung, und seit 1976 zählt der einstige Sauerbrunnen des Mauritius, für den einst Paracelsus Reklame machte, zu den modernsten Kuranlagen Europas.

Renovation des alten Bades Pfäfers

Im Bericht über die Tagung unserer Gesellschaft in Bad Ragaz vom 11./12. Oktober 1975 (siehe N. A. P. IX, S. 25–32) hat der Chronist u. a. das überwältigende Erlebnis festgehalten, das uns damals unter der sachkundigen Führung von Dr. W. M. Zinn auf einer Fahrt in die weltberühmte Taminaschlucht zuteilgeworden ist. Dabei kamen wir auf dem Hin- und Rückweg am alten, heute stillgelegten Badehaus vorbei, in dessen gemütlicher Gaststube wir vor der Heimkehr rasteten und, vom Gesehenen tief beeindruckt, erstmals von den Herren Bärtsch und Erb vernahmen, daß dieses einzigartige historische Schweizer Thermalbad, nachdem es als solches ausgedient hat, dem Zerfall preisgegeben ist oder dem Neubau einer modernen Verpflegungsstätte weichen müßte, wenn es der Aktionsgemeinschaft, die sich die Restaurierung und Rettung des Hauses zum Ziel gesetzt hat, nicht gelingt, es davor zu bewahren und einem neuen Verwendungszweck zuzuführen.

Die «Vereinigung der Freunde von Bad Pfäfers» ist inzwischen

nicht untätig geblieben. Unter dem Titel «*Altes Bad Pfäfers – einziger barocker Bäderbau der Schweiz*» haben sie eine illustrierte Dokumentation veröffentlicht, die über die Bedeutung des Baudenkmals Bad Pfäfers, die seit 1975 unternommenen Anstrengungen zur Rettung der historischen Gebäudeanlagen sowie über das Restaurierungsprojekt und dessen Finanzierung orientiert und sehr überzeugend in der Öffentlichkeit für ihr Anliegen wirbt. Für die Finanzierungsaktion Bad Pfäfers wurde außerdem ein Patronatskomitee ins Leben gerufen, dem im Interesse der Sache und im Hinblick auf eine im renovierten Badehaus geplante Paracelsus-Gedenkstätte auch der Präsident unserer Gesellschaft beigetreten ist. Mit prägnanten Worten setzt sich der Kunsthistoriker und Experte der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege Dr. *Bernhard Anderes*, Rapperswil, in der erwähnten Broschüre für die in die Wege geleitete Rettungsaktion ein. In seinem Beitrag «Bad Pfäfers – mehr als ein Baudenkmal» heißt es auf Seite 16 u. a.: «Es geht um das Überleben des markantesten Zeugen der historischen Bäderarchitektur in der Schweiz. Was unter den barocken Schloßbauten der Stockalperpalast, unter den frühen Beherbergungsbauten die Hospize auf dem Simplon und Gotthard, unter den Ökonomiegebäuden das Kornhaus in Rorschach, ist unter den Thermalbauten das Bad Pfäfers ... Bund und Kanton St. Gallen haben die Einmaligkeit dieses einzigartigen Zeugen der Bäderarchitektur erkannt und ihre finanzielle Unterstützung zugesagt. Es geht aber letztlich um mehr als um die Rettung eines wertvollen Bauwerks, es geht um die Bewußtseinsbildung, daß Bad Pfäfers ein Stück schweizerische Identität bedeutet. Ebenso sehr wie die Taminaschlucht mit ihrer Thermalquelle nicht aus unserer Heimat wegzudenken ist, darf auch das steingewordene Kapitel der Bädergeschichte nicht ausgelöscht werden.»

An die Restaurierungskosten von insgesamt Fr. 2 750 000.– sind von seiten der öffentlichen Hand (Bund, Kanton und Gemeinden) Fr. 1 950 000.– zu erwarten; somit klafft noch eine Finanzierungslücke von Fr. 800 000.–, welche die «Vereinigung der Freunde von Bad Pfäfers» (7310 Bad Ragaz; Postcheck-Konto 70-2304) mit einem dringenden Spendenaufruf an die Öffentlichkeit zu schließen hofft. Gerade auch unserer Gesellschaft sollte es am Herzen liegen, ein Projekt zu unterstützen, das letzten Endes mit dazu beitragen wird, den Namen des Paracelsus, der mit dem alten Bad Pfäfers untrennbar verbunden ist, gebührend wachzuhalten.

Es sei uns im folgenden gestattet, allen Paracelsusfreunden zur näheren Information einiges Wissenswerte aus der Dokumentation der Initianten mitzuteilen. Ein geschichtlicher Überblick von *Theres Pfiffner-Eckert* hält die wichtigsten Daten von der Gründung der Benediktinerabtei Pfäfers im Jahre 740 bis zur endgültigen Aufgabe des Badebetriebs im Jahre 1969 fest:

740 gründet der Bischof und Präses von Chur die Benediktinerabtei Pfäfers.

1038 entdeckt ein Klosterjäger von Pfäfers die Quelle in der Taminaschlucht.

1242 wird die Quelle wiederentdeckt durch die beiden Klosterjäger Vils und Thuoli. Die Patres wissen bald, daß die Quelle Kraft besitzt, Kranke zu heilen. Die Kranken baden in den in Fels gehauenen Löchern und verweilen dort sechs bis sieben Tage lang. Sie werden in Körben an Seilen in die Taminaschlucht hinabgelassen.

1350 errichtet Fürstabt Johann II. von Mendelbühren in der Felsenhalle ob der Tamina das erste Badehaus.

1429 läßt Fürstabt Werner IV. von Raitnau ein neues, geräumiges Badehaus erstellen. Äbte und Mönche hüten die Therme wie ihren Augapfel.

1517 bis 1549 regiert Fürstabt Russinger. Er läßt in die Felswand eine hölzerne Treppe schlagen und ein zweites Badehaus erstellen. Fürstabt Russinger zählt zu seinem Freundeskreis: Kaiser Maximilian, Ritter Ulrich von Hutten, Huldrych Zwingli, Paracelsus.

1535 erscheint das erste Bäderbüchlein der Schweiz von Dr. Theophrastus Paracelsus: «Von des Bades Pfäfers in der obern Schweiz gelegen, Tugenden, Kräften und Wirkung, Ursprung und Herkommen, Regiment und Ordnung, durch den hochgelehrten Doktoren Theophrastus Paracelsum.»

1630 werden vom Fürstabt Jodocus am Pfingstfest in Bad Pfäfers die heilbringenden Wasser gesegnet. Johannes Zeller heißt der unerschrockene Baumeister, der in lärchenen Teucheln das Wasser 451 Meter das Tal hinausleitet und das Badehaus zu Pfäfers auf festem Fels erstellt. Damit beginnt ein unbeschwerlicher Badebetrieb.

1631 bringt Johann Kolwecken, des Klosters Secretario, ein 304 Seiten umfassendes Traktat heraus. Das ist die erste Badeordnung für das Bad Pfäfers.

1665 wird das Kloster Pfäfers samt der Kirche von einer Feuersbrunst zerstört. Bonifaz I. (1677–1706) und Bonifaz II. (1707–1725) bauen Kloster und Barockkirche neu.

1716 vollendet Bonifaz II. das heute noch erhaltene Badehaus am Ausgang der Taminaschlucht. Damit kommt dem Kloster der Ruhm zu, das stattlichste und geräumigste Badehaus in der Eidgenossenschaft und in deutschen Landen zu besitzen.

1774 erbaut Fürstabt Benedikt Boxler von Uznach ein neues Gebäude für die fürstbäbliche Statthaltereie zu Ragaz, dort wo heute das Hotel Hof Ragaz steht.

1799 wird das Badehaus in der Schlucht von plündernden Franzosen der Armee des Generalissimus Masséna heimgesucht.

1803 hört die Abtei Pfäfers auf, Fürstentum zu sein. Der Kanton St.

Gallen wird von Karl Müller-Friedberg gegründet. Pfäfers und Ragaz gehören zum Bezirk Sargans.

1838 wird auf Wunsch der Konventualen das Kloster Pfäfers aufgelöst und geht mit Quelle und Bad in den Besitz des Kantons St. Gallen über.

1840 läuten die Glocken und Freudenschüsse widerhallen von den Bergen. Vor dem Hof Ragaz sprudelt das Thermalwasser aus den hölzernen Teucheln. Ragaz wird Badeort.

1868 kommt durch Großratsbeschluß ein Kauf- und Konzessionsvertrag zwischen dem Kanton St. Gallen und Bernhard Simon zum Abschluß. Bernhard Simon beginnt sein Bauprogramm. Das Grand-Hotel Quellenhof wird als erstes gebaut. Der Kurort Bad Ragaz ist gegründet.

1969 wird der Badebetrieb im Bad Pfäfers endgültig geschlossen und im Frühjahr 1970 in die neue Bäderklinik Valens verlegt.

Vor der Gründung einer Aktionsgemeinschaft für die Erhaltung des Hauptgebäudes Bad Pfäfers durch die Gemeinden Pfäfers und Bad Ragaz im Jahre 1975 war im Vorjahr bereits ein bedeutender, leerstehender Teil der 260 Jahre alten Gebäudeanlage abgetragen worden. Um dem Abbruch- und Neubauprojekt aus dem Jahre 1973 Einhalt zu gebieten, erfolgte dann 1976 aus Kreisen der Bevölkerung die Gründung der «Vereinigung der Freunde von Bad Pfäfers». Auf deren Initiative wurde 1977 im alten Bad die erste Wanderausstellung durchgeführt und damit in weiten Kreisen Interesse für die Erhaltung des historischen Baudenkmals geweckt. 1978 legten die Vertreter von Kanton und Gemeinden ein Restaurierungsprojekt vor, das 1979 vom Baudepartement des Kantons St. Gallen genehmigt wurde. Die Gründung einer Stiftung «Altes Bad Pfäfers», an der außer dem Kanton St. Gallen, die Gemeinden Pfäfers, Bad Ragaz und die Konzessionärin der Thermalbäder Bad Ragaz beteiligt sind, kam zustande, und die «Vereinigung der Freunde von Bad Pfäfers» erhielten einen Sitz im Stiftungsrat zugesprochen. Gegenwärtig wird eine gesamtschweizerische, öffentliche Sammelaktion für die Verwirklichung des Restaurierungsprojektes vorbereitet.

Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang die Zukunftspläne, welche die «Vereinigung der Freunde von Bad Pfäfers» auf den Seiten 26–29 ihrer Broschüre entwickeln und denen wir u. a. entnehmen, daß daran gedacht wird, «in dem riesenhaften Gebäude von rund 70 m Länge, 13 m Breite und 22 m Höhe» eine *Raststätte* für Schluchtbesucher und Wanderfreunde zu schaffen. Schon jetzt verzeichnet das alte Bad in den Sommermonaten jährlich über fünfzigtausend Besucher, darunter zwanzigtausend Schüler, die damit ihr Interesse an der historischen Stätte bekunden. In den weiten Räumen des alten Badegebäudes sollen zur Illustration der über 700jährigen, wech-

selvollen Geschichte des Heilbades ein *bädergeschichtliches Museum* sowie eine permanente *Paracelsus-Gedenkstätte* Aufnahme finden, die über Leben und Wirken des großen Arztes, Naturforschers und Philosophen sowie über dessen Bedeutung für das Bad Pfäfers Aufschluß geben wird. Ferner eignet sich, wie schon die bisherigen Erfahrungen gezeigt haben, der architektonisch interessant gestaltete siebzig Meter lange Korridor im ersten Stockwerk besonders gut für Wanderausstellungen; eine erste galt 1977 Leben und Werk von Giovanni Segantini, 1978 brachte eine Rückschau auf 175 Jahre Kanton St. Gallen und 1979 standen Johanna Spyri und Heidi im Mittelpunkt einer vielbeachteten Dokumentation. Alle diese Veranstaltungen wurden jeweils von über fünftausend Personen besucht.

Somit besteht kein Zweifel, daß der historische Bau, wenn es gelingt, ihn der Nachwelt zu erhalten, wertvollen Aufgaben der Kulturvermittlung dienen kann und das alte Bad Pfäfers über die Grenzen des Sarganserlandes hinaus zu einem kulturellen und gesellschaftlichen Anziehungspunkt machen wird. Da in dem geräumigen Bau übrigens auch ein Mehrzwecksaal vorgesehen ist, winkt hier vielleicht den Paracelsusfreunden in nicht allzuferner Zukunft ein idealer Versammlungsort. Grund genug also, daß wir uns für das Projekt interessieren und nach Kräften für seine Verwirklichung einsetzen! Schon jetzt seien alle Mitglieder herzlich aufgefordert, dem Präsidenten im Hinblick auf den Ausbau und die Gestaltung der Paracelsus-Gedenkstätte Wünsche und Anregungen zu unterbreiten und ihm insbesondere Mitteilung zu machen, wenn sie gewillt sind, Paracelsica aus ihrem Besitz (alte Ausgaben von Paracelsus-Schriften, Bilder, auch zeitgenössisches Arznei- und Laborgerät usw.), sei es als Legate oder Leihgaben beizusteuern, die dort in einbruch- und diebstahlsicheren Vitrinen ausgestellt werden könnten.

Red.

Die Rose des Paracelsus

von Jorge Luis Borges

Paracelsus als Motiv der Sage und Dichtung nimmt in der Weltliteratur seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart einen breiten Raum ein, wie die umfassenden Untersuchungen von *K.-H. Weimann* (in: *Germ.-Rom. Monatsschr.* NF 11, 1961) und *E. Frenzel* (*Stoffe der Weltliteratur*, Stuttgart³ 1970) gezeigt haben. Wir freuen uns, dank dem Entgegenkommen des *Carl Hanser Verlags, München*, unseren Lesern ein neues, bedeutendes Beispiel dichterischer Behandlung der Paracelsusgestalt aus jüngster Zeit vermitteln zu können. Die folgende Kurzgeschichte (*Dieter E. Zimmer*) hat sie aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt) stammt von *Jorge Luis Borges*, dem bedeutendsten argentinischen Schriftsteller der Gegenwart. Borges ist 1899 in Buenos Aires geboren, lebte während des Ersten Weltkriegs in Spanien und der Schweiz und kehrte 1921 nach Argentinien zurück, wo er lange Jahre als Direktor der National-Bibliothek in Buenos Aires und Professor für englische Literatur an der dortigen Universität tätig war. Er ist als Lyriker mit avantgardistisch-expressionistischen Dichtungen sowie mehreren Essaybänden, vor allem aber mit Erzählungen von hohem literarischem Rang hervorgetreten, deren Stoffe oft zeitlich und räumlich entlegenen Zonen der europäischen Geistesgeschichte, insbesondere der mystischen Tradition, entnommen sind. 1961 wurde der Dichter mit dem internationalen Verlegerpreis ausgezeichnet. Seit 1963 ist er fast völlig erblindet.

Die Redaktion

In seiner Werkstatt, die die beiden Kellerzimmer umfaßte, bat Paracelsus seinen Gott, seinen unbestimmten Gott, irgendeinen Gott, daß er ihm einen Schüler schicke. Es wurde Abend. Das spärliche Feuer im Kamin warf unregelmäßige Schatten. Aufzustehen, um die Eisenlampe anzuzünden, war zuviel Mühe. Geistesabwesend vor Müdigkeit vergaß Paracelsus sein Bittgebet. Die Nacht hatte die staubigen Alembiks und den Athanor ausgelöscht, als es an die Tür klopfte. Schläfrig erhob sich der Mann, stieg die kurze Wendeltreppe empor und öffnete einen Türflügel. Ein Unbekannter trat ein. Auch er war sehr müde. Paracelsus wies ihn zu einer Bank; der andere setzte sich und wartete. Eine Zeitlang wechselten sie kein Wort.

Der Meister sprach als erster.

«Ich erinnere mich an Gesichter des Okzidents und an Gesichter des Orients», sagte er nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit. «An deins erinnere ich mich nicht. Wer bist du, und was willst du von mir?»

«Mein Name tut nichts zur Sache», erwiderte der andere. «Drei Tage und drei Nächte bin ich gewandert, um in dein Haus zu gelangen. Ich möchte dein Schüler sein. Ich habe dir all meinen Besitz mitgebracht.»

Er holte einen Leinenbeutel hervor und entleerte ihn auf den Tisch. Es waren viele Münzen, und sie waren aus Gold. Er tat es mit der rechten Hand. Paracelsus hatte ihm den Rücken gekehrt, um die Lampe anzuzünden. Als er sich umwandte, bemerkte er, daß die Linke eine Rose hielt. Die Rose beunruhigte ihn.

Er lehnte sich zurück, legte die Fingerspitzen aneinander und sagte:

«Du glaubst, ich sei imstande, den Stein zu schaffen, der alle Elemente in Gold verwandelt, und du bietest mir Gold. Es ist nicht Gold, was ich suche, und wenn dir an Gold gelegen ist, wirst du niemals mein Schüler sein.»

«Mir liegt nichts am Gold», entgegnete der andere. «Diese Münzen sind nichts weiter als ein Beweis meines Arbeitswillens. Ich möchte, daß du mich die Kunst lehrst. Ich möchte an deiner Seite den Weg gehen, der zum Stein führt.»

Paracelsus sagte langsam:

«Der Weg ist der Stein. Der Ausgangspunkt ist der Stein. Wenn du diese Worte nicht begreifst, hast du noch gar nicht angefangen zu begreifen. Jeder Schritt, den du gehst, ist das Ziel.»

Der andere sah ihn mißtrauisch an. Er sagte mit klarer Stimme:

«Aber es gibt doch ein Ziel?»

Paracelsus lachte.

«Diejenigen, die mich schmähen und die ebenso zahlreich wie dumm sind, sagen nein und nennen mich einen Hochstapler. Ich gebe ihnen nicht recht, doch es ist nicht ausgeschlossen, daß das ein Irrtum ist. Ich weiß, daß es einen Weg gibt.»

Sie schwiegen, dann sagte der andere:

«Ich bin bereit, ihn mit dir zu gehen, und sollte er viele Jahre in Anspruch nehmen. Laß mich durch die Wüste wandern. Laß mich wenigstens von fern das Land der Verheißung erblicken, auch wenn die Gestirne mich nicht hineingelassen lassen. Ich begehre einen Beweis, ehe ich mich auf den Weg mache.»

«Wann?» sagte Paracelsus beunruhigt.

«Jetzt sofort», sagte der Schüler mit jäher Bestimmtheit.

Zunächst hatten sie lateinisch gesprochen; jetzt deutsch.

Der junge Mann hob die Rose hoch.

«Man sagt», sprach er, «du könntest eine Rose verbrennen und sie mit Hilfe deiner Kunst aus der Asche wieder auferstehen lassen. Laß mich Zeuge dieses Wunders sein. Darum bitte ich dich, und danach gehört mein ganzes Leben dir.»

«Du bist sehr leichtgläubig», sagte der Meister. «Leichtgläubigkeit habe ich nicht nötig; ich verlange Glauben.»

Der andere gab nicht nach.

«Eben weil ich nicht leichtgläubig bin, möchte ich mit eigenen Augen die Vernichtung und Auferstehung der Rose sehen.»

Paracelsus hatte sie ihm abgenommen und spielte mir ihr, während er sprach.

«Du bist leichtgläubig», sagte er. «Du sagst, ich bin imstande, sie zu vernichten?»

«Niemand ist außerstande, sie zu vernichten», sagte der Schüler.

«Du täuschst dich. Glaubst du vielleicht, es könne irgend etwas dem Nichts überantwortet werden? Glaubst du, Adam im Paradies hätte eine einzige Blume oder einen Grashalm vernichten können?»

«Wir sind nicht im Paradies», sagte der junge Mann starrköpfig. «Unter der Sonne hier ist alles sterblich.»

Paracelsus war aufgestanden.

«Wo sonst wären wir denn? Glaubst du, daß die Gottheit einen Ort schaffen kann, der nicht das Paradies ist? Glaubst du, daß der Sündenfall etwas anderes ist als nicht zu wissen, daß wir im Paradies sind?»

«Eine Rose kann verbrennen», sagte der Schüler herausfordernd.

«Es ist noch Feuer im Kamin», sagte Paracelsus. «Wenn du diese Rose auf die Glut wirfst, wirst du glauben, daß sie verglüht und daß die Asche wirklich ist. Ich sage dir, daß diese Rose ewig ist und daß nur ihre Erscheinung sich ändern kann. Es bedarf eines einzigen Wortes von mir, damit du sie von neuem siehst.»

«Eines Wortes?» sagte der Schüler verwundert. «Der Athanor ist erloschen, und die Alembiks sind voll von Staub. Was tust du, um sie wiederauferstehen zu lassen?»

Paracelsus sah ihn traurig an.

«Der Athanor ist erloschen», wiederholte er, «und die Alembiks sind voll von Staub. Auf dieser Strecke meiner langen Reise gebrauche ich andere Instrumente.

«Ich wage nicht zu fragen, welche das sind», sagte der andere verschlagen oder demütig.

«Ich spreche davon, was die Gottheit gebrauchte, um Himmel und Erde zu schaffen und das unsichtbare Paradies, in dem wir uns befinden und das uns durch die Erbsünde verborgen ist. Ich spreche von dem Wort, das uns die Wissenschaft der Kabbala lehrt.»

Der Schüler sagte kalt:

«Bitte sei so gnädig, mir das Verschwinden und Wiedererscheinen der Rose zu zeigen. Es ist mir gleichgültig, ob du Brennkolben benutzt oder das Wort.»

Paracelsus überlegte. Schließlich sagte er:

«Wenn ich es täte, würdest du sagen, daß es sich um eine Erschei-

nung handelt, die dir deine Augen vorzaubern. Das Wunder gibt dir nicht den Glauben, den du suchst. Laß also die Rose.»

Der junge Mann sah ihn noch immer mißtrauisch an. Der Meister erhob die Stimme und sagte:

«Außerdem, wer bist du, ins Haus eines Meisters einzudringen und von ihm ein Wunder zu verlangen? Was hast du geleistet, um eine solche Gabe zu verdienen?»

Der andere antwortete unsicher:

«Ich weiß schon, daß ich nichts geleistet habe. Ich bitte dich im Namen der vielen Jahre, die ich lernend in deinem Schatten verbringen werde, daß du mir die Asche und darauf die Rose zeigst. Um weiteres bitte ich dich nicht. Ich glaube dem, was meine Augen mir bezeugen.»

Jäh nahm er die rote Rose, die Paracelsus auf dem Pult liegen gelassen hatte, und warf sie in die Flammen. Die Farbe verlosch, und übrig blieb nur ein wenig Asche. Einen unendlichen Augenblick lang erwartete er die Worte und das Mirakel.

Paracelsus war gelassen geblieben. Mit sonderbarer Schlichtheit sagte er:

«Alle Ärzte und alle Apotheker Basels behaupten, daß ich ein Schwindler bin. Vielleicht haben sie recht. Dort ist die Asche, die die Rose gewesen ist und sie nicht sein wird.»

Der junge Mann empfand Scham. Paracelsus war ein Scharlatan oder ein bloßer Phantast, und er, der Eindringling, war in sein Haus gekommen und hatte ihn nunmehr genötigt zuzugeben, daß seine berühmten magischen Künste ohne Wirkung waren.

Er kniete nieder und sagte:

«Ich habe unverzeihlich gehandelt. Es fehlte mir der Glaube, den der Herr von den Gläubigen verlangt hat. Laß mich weiter die Asche sehen. Ich kehre zurück, wenn ich stärker bin, und dann werde ich dein Schüler sein und am Ende des Wegs die Rose sehen.»

Er sprach mit wahrer Leidenschaft, doch diese Leidenschaft war das Mitleid, das ihm der alte, so verehrte, so umworbene, so illustre und darum so hohle Meister einflößte. Wer war er, Johannes Grisebach, mit frevelhafter Hand zu entdecken, daß hinter der Maske niemand war?

Ihm die Münzen dazulassen, wäre ein Almosen gewesen. Beim Hinausgehen nahm er sie wieder an sich. Paracelsus begleitete ihn zum Fuß der Treppe und sagte, daß er in diesem Fall jederzeit willkommen wäre. Beide wußten, sie würden sich nicht wiedersehen.

Paracelsus blieb allein. Bevor er die Lampe löschte und sich in seinen alten Sessel niederließ, nahm er das feine Häufchen Asche in die hohle Hand und sagte mit leiser Stimme ein Wort.

Die Rose erstand aufs neue.

V. Libri

Allen G. Debus: The Chemical Philosophy. Paracelsian Science and Medicine in the Sixteenth and Seventeenth Centuries. 2 Bde (XV + 293, 24 Abb.; VIII + 313, 10 Abb.) New York: Science History Publications (New Watson Academic Publications) 1977.

Welches Schicksal war dem Geistesgut des Paracelsus beschieden, nachdem er, 1541, den Erdenplan verlassen hatte? Es ist billig zu sagen: seine Ideen wirkten weiter, wurden vehement verteidigt, ebenso vehement bekämpft und schließlich vergessen. Viel Fleiß ist bereits auf das Studium der verschiedenen nach-paracelsischen Strömungen, ob pro oder contra, verwendet worden. Nun hat Allen G. Debus ein Werk präsentiert, das, zumindest für die Zeit bis etwa Ende des 17. Jahrhunderts eine voll befriedigende Antwort gibt. Wohl kaum ein anderer hat auf diesem Feld solch profunde Kenntnisse wie Debus. So entstand, gepaart mit der ihm eigenen Fähigkeit, den Stoff übersichtlich und lebendig zu gestalten, ein Werk, das man ohne Übertreibung als hervorragend bezeichnen darf und das man mit Hochgenuß von Anfang bis Ende liest. Eine einleitende Exposition über die Rolle der Chemie und die Naturanschauung vor und am Beginn der Renaissance ist selbstverständlich unentbehrlich zum Verständnis der Paracelsischen Gedankenwelt. Eine kurze Skizze über Paracelsus und sein «System» rundet das erste Kapitel (1–61) ab. Im zweiten (63–125) wird gezeigt, welchen Einfluß Paracelsus auf die Entwicklung der Chemie hatte; die «Basilica chymica» von Oswald Croll (1609) bildet einen gewissen Abschluß. Weiterhin werden Pro- und Anti-Strömungen diskutiert, wobei die Persönlichkeiten Erastus, Albertus Wimpennaues, Guinther von Andernach (eigtl. Johann Winther) und Daniel Sennert «durchleuchtet» werden. Die Betrachtungen des ersten Bandes gipfeln im letzten, vierten Kapitel (205–293), das die Rolle des englischen Paracelsisten Robert Fludd (1574–1637) in bewundernswerter Dichte zeichnet. Hier wird die Bedeutung der Rosenkreuzer-Bewegung deutlich. Wir glauben jedoch, daß dort das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, solange die Forschung, wie dies meist geschieht, immer wieder erst mit dem Erscheinen der Rosenkreuzerschriften des Johann Valentin Andreæ ansetzt. Allein schon die Tatsache, daß für die Sal-Merkur-Sulfur-Idee – ein echt rosenkreuzerisches Lehrstück – mehr als hundert Jahre vor der Darstellung bei Paracelsus ein Ansatz im «Buch der Heiligen Dreifaltigkeit» zu finden ist und daß dieser Vorläufer deutliche Verbindung zu Michael Scotus aufweist (siehe meinen Beitrag auf S. 189ff. dieses Bandes), macht es notwendig, den Rosenkreuzer-Einfluß bei Paracelsus viel früher, vielleicht bereits beim Vater Hohenheims zu vermuten. – Eine kleine Randbemerkung zu «Plate I» sei mir gestattet: sie zeigt eine «analytische Waage» im Glaskasten einge-

schlossen, im *Druck* (London, 1652) des «Theatrum chemicum Britannicum». Debus würdigt die Abbildung als «earliest illustration». Die Legende ist jedoch mißverständlich, da sich die Waage bereits in einem Manuskript von Thomas Norton aus dem 15. Jahrhundert im British Museum findet.

Band 2 stellt Johann Baptist van Helmont (1579–1644) in den Mittelpunkt der Betrachtungen. Durch sein Auftreten bekommt die Kette paracelsischer Gedankenübertragung bereits schwache Stellen, die dann zur Lockerung und schließlich zum Bruch führen. Hochinteressant ist es zu verfolgen, wie sich die – bei Paracelsus als absolut geistig angeschauten – substanzbildenden Prinzipien Sal-Merkur-Sulfur allmählich zu stofflichen und quantifizierbaren «Elementen» (Salz-Wasser-Öl) metamorphosieren. Herrlich und ungemein lehrreich sind die «Pen-Portraits» von Van Helmont, John Webster, John Wilkins, Seth Ward, Thomas Hall, Johann Rudolph Glauber, Lefèvre, Rhumelius, Johann Joachim Becher, Georg Ernst Stahl, Walter Charleton, Robert Boyle, John Mayow, Noah Briggs, Thomas Willis, Franciscus le Boë (Sylvius).

Trotz des vielseitig aufbereiteten Materials ist Debus der Meinung, daß es für eine definitive Aussage über den Einfluß der «chemischen Philosophie» auf die Entwicklung der Naturwissenschaften noch zu früh ist. Diese vornehme Zurückhaltung kennzeichnet den gewissenhaften Forscher. Der hohe Wissenschaftsstandard spricht auch aus der sehr sorgfältig zusammengestellten Bibliographie (557–595). Autor und Verleger darf man für das vorbildliche Werk dankbar sein.

W. F. D.

Emil Fritz Scheller: Langlebigkeit mit Paracelsus-Arzneien. Versuch einer Geriatrie nach Paracelsus. 150 S., 16 Abb., 23 Tab. Heidelberg: Verlag Karl F. Haug, 1977.

«Es handelt sich nicht bloß um eine medizingeschichtliche Studie, sondern um höchst aktuelle Probleme der Gegenwart ...», heißt es auf S. 149, und dieses «nicht bloß» besagt doch wohl, daß der Verfasser seine Studie immerhin als eine medizinhistorische aufgefaßt und als solche ernstgenommen wissen möchte. Damit fordert er aber unsere Kritik geradezu heraus! Die von Scheller (120–121) reproduzierte Seite einer Handschrift mit der von ihm danebengestellten Transliteration liefert dafür ein probates Beispiel. Bereits auf der ersten Zeile der Übertragung wird der Medizinhistoriker stutzig: mit m^M wird transkribiert, was jeder einigermaßen paläographisch Geschulte als ca(pitulu)m auflösen würde! Die schlimmsten Befürchtungen werden beim Weiterlesen bewahrheitet. Hier das Ergebnis: der Text hat zwei Kolonnen (a und b); wir zählen die Zeilen, geben zuerst die fehlerhafte, dann die korrekte Transliteration: a/3: appellatur – apelatur; a/5: graece – grece;

a/6: Poliricon – Polirizon; a/8: Trarbech – Karbech; a/9: Trarbach – Karbach; a/10: Carbachus – Carbachum; a/14: Cemericha cernaslantonico – Zemericha cerna-slaunice; b/4: Dyastoridus – Dyascorides; b/7: trarbachen – karbachen; b/9: simpliciter – simplicium; b/10: trabac – karbac; b/13: dissolutis – dissolutiuis; b/18: Macus – Macer; b/22: Batholomeus – Bartholomeus; b/23: id est – .17. (nl. das 17. Kap.!); b/27: practice – pratice; b/27/28: rebus pessimis – represivis; b/29: ian. u. c. sis – januensis; b/29: ipsius sinonominis – in suis sinonomis; b/30/31: eleborum – eleborus; b/31: trarba(e)ch – karbech; b/32: poliricon – polirizon; b/32: trarbech – karbech; b/34: autiman – eutiman.

Nun braucht allerdings der Historiker nicht unbedingt paläographisch geschult zu sein, aber wer – wie Scheller – einen dreifachen Doktorgrad vorweist, der sollte sich seiner Grenzen bewußt sein und nicht zögern, sich fachlich beraten zu lassen; mit einem Dankwort in einer Fußnote wäre die Sache erledigt. Die Übertragung dieses kurzen Textes aus dem konsultierten Codex Rinio zeigt jedoch auch noch eine unglaubliche medizinhistorische Unkenntnis. Welcher Fachhistoriker kennt nicht den «Macer» oder «Simon Januensis», weiß nicht, daß das Werk des Bartholomaeus (Anglicus) «Liber de proprietatibus rerum» heißt? Das Unbehagen wächst, wenn man bei der Exkursion über den Codex Rinio (p. 36, 37) feststellen muß, daß der Autor die wichtigen Studien von Ineichens und Baumanns (Erbario Carrarese) nicht zu kennen scheint. Vollends konfus ist das Kapitel (p. 23–29) über «Die Gerontologie des Paracelsus». Zum xten Male wird der Versuch einer Deutung der Tria-prima-Idee unternommen. Ob Scheller sie wirklich verstanden hat, wenn er schreibt: «Von den 3 Grundstrukturen im Weltbild heißt das feste Salz auch Balsam», nachdem er eine Seite vorher Paracelsus zitiert: «Es sind zwei einander entgegengesetzte Dinge, der Leib und Geist. Der Leib ist mumia, der Geist ist Balsam»?

Es ist eine Zumutung, noch untersuchen zu wollen, ob man dem Werk auch positive Seiten abgewinnen kann; enttäuscht legt man es aus der Hand.

W. F. D.

Edwin Rosner: Hohenheims Weg von St. Gallen nach Augsburg (1531–1536). 91 S. (= Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung, Folge 16). Wien: Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1977.

Die Wege, die Paracelsus in den Jahren 1531 bis 1536 von St. Gallen nach Augsburg beschritt, waren mit zahlreichen Erschwernissen besät. Damit sind nicht in erster Linie die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Reisens im bergigen Schweizerland des 16. Jahrhunderts gemeint. Es existiert von Paracelsus kein Reisejournal; wir wissen nicht

einmal genau, wann er in St. Gallen ankam und von dort weiterreiste. Wenn es aber heute möglich ist, diese und viele andere Termine seiner Reise von St. Gallen bis Augsburg – während einer Periode von etwa fünf Jahren – mehr oder weniger genau abzugrenzen, so ist dies das Verdienst der Forschungen Edwin Rosners. Mit hohem wissenschaftlichem Verantwortungsbewußtsein und einer großen Dosis Scharfsinn ausgerüstet, läßt uns Rosner in seine Werkstatt Einblick nehmen, die man geradezu als eine historisch-philologische Detektei bezeichnen darf. Im 16. Heft der «Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung» legt er uns gewissermassen das Memorandum seiner Bemühungen vor. Solche Rechenschaftsberichte neigen sonst gern dazu, nüchtern und trocken zu sein; anders Rosners Veröffentlichung, die eine ungemein fesselnde Lektüre bietet. Der erste Teil seiner Studie faßt den Forschungsstand zusammen. Darin finden wir in eindrücklicher Weise die unterschiedlichen Ansichten über Hohenheims Lebensweg zwischen 1531 und 1536 geschildert. Dieser Weg wird anschließend Schritt um Schritt überprüft und weitestmöglich mit einem dichten Netz von Fakten und Daten (der Autor spricht bescheiden vom «sehr dürftigen Material») abgesichert. Mit leiser Ironie, die den Leser schmunzeln läßt, übt Rosner Kritik, z. B. wenn er sagt (p. 29): «Es ist eindrucksvoll, zu welch widersprüchlichen Auffassungen die Autoren kommen» ...

Die Möglichkeit späterer Korrekturen nicht ausschließend, rekonstruiert Rosner die Etappen der Reise von 1531 bis 1536 (p. 79ff.) folgendermassen: St. Gallen und evtl. Schloß Horn bis Frühling 1532, Hohentwiel, Treffen mit Sebastian Franck an einem unbekanntem Ort in Südschwaben, Rockenhausen (Sommer 1532), dann weiter über Zug, Schwyz, Reußtal, Vorderrhein, Chur nach St. Moritz (Hochsommer 1532); Winteraufenthalt 1532/33 in einem unbekanntem Graubündner Ort, vielleicht in der Nähe von Chur (Rhäzüns?); im Frühling 1533 Veltlin, Tonalepass, Penser Joch, Pfitschner Joch, Gerlos, Salzachtal bis Unterpinzgau (Sommer 1533), zurück ins Inntal, innaufwärts bis Mils; hier kurzer Aufenthalt im Herbst 1533; Winter 1533/34 in einem unbekanntem Ort (Schloß) Südbayerns in der Nähe der Tiroler Grenze; im Spätfrühling 1534 Flucht nach Innsbruck, von hier über Sterzing, Jaufen nach Meran (Spätsommer 1534); im Herbst 1534 durch den Vintschgau, das Oberinntal, Fernpaß nach Augsburg; Winter 1534/35 Augsburg. Im Frühsommer 1535 über Mindelheim u. a. nach Bad Pfäfers, dort bis Spätsommer 1535; zurück über Allgäu, Memmingen, Ungershausen nach Ulm. Winter 1535/36 Ulm. Im Frühling 1536 Augsburg, Mönchsrot und dann im Sommer und Herbst 1536 wieder in Augsburg.

Mit Rosner hoffen wir, daß «gezielte Nachforschungen an einer oder der anderen der genannten Örtlichkeiten ... eine Bestätigung die-

ses vorerst nur gedanklich erschließbaren Wanderweges bringen mögen».

W. F. D.

Hermann E. Helmrich: Spagyrik. Alter Wein in neuen Schläuchen. 253 S. Text und 12 Abbildungen. Heidelberg: Verlag Karl F. Haug, 1977.

Zum dritten Mal begegnen wir in diesem Band dem Namen Hermann E. Helmrichs, der zwar bereits zur älteren Generation unserer Mitglieder gehört, aber nichts von der Begeisterungsfähigkeit eingebüßt hat, mit der er unbeirrbar schon in den Anfangszeiten der SPG seine Überzeugungen verfocht und sich nicht scheute, gelegentlich auch mit unserem streitbaren Dr. Strebel die Klinge zu kreuzen. Diesmal ist von ihm als Autor eines bedeutsamen Buches die Rede, auf das wir gern, wäre damals schon unser neues Jahrbuch druckreif gewesen, früher hingewiesen hätten, um ihm zugleich auch an dieser Stelle, unsere besten Glückwünsche zum 60. Geburtstag am 15. Februar 1979 entbieten zu können. Aber eben: habent sua fata libelli, Bücher haben ihre Schicksale! Das gilt auch für das Werk unseres Verfassers, das er selbst mit den Worten vorstellt: «In einem Anflug von unpassender Objektivierungslaune drängt sich mir die Formulierung auf: Dies ist ein seltsames Buch! Es ist das merkwürdigste Buch, das mir je unter die Finger gekommen ist, wobei ich allerdings gestehen muß, daß es unter meinen Fingern entstanden ist, denn ich habe es ja schließlich geschrieben. Es kommt mir ebenso geordnet wie kunterbunt vor. Ich war hierbei, bei aller sonst gewohnten objektiven Strenge, so subjektiv wie noch nie bei einer solchen Arbeit. Und nun lege ich diese Arbeit vor und überlasse es denen, die sie lesen werden, was sie davon halten und wie sie darüber befinden.»

Ein Autor, der sein Buch solchermaßen einleitet, muß wohl ein ganz besonderer Mensch sein! Das Besondere zeigen schon die äußeren Umstände an: ein volles Tagespensum als praktischer Arzt und Leiter einer staatlich konzessionierten Schule für Bindegewebsmassage, daneben Verfasser einiger Lehrbücher, vieler Beiträge in Fachzeitschriften und Vortragender! Aber auch vom Wesen her ist Helmrich ein außergewöhnlicher Mensch, was gerade in seinen Paracelsus-Studien zum Ausdruck kommt. Im Jahre 1947 promovierte er mit einer Arbeit über «Das Herz im Kosmos und die Pharmakologie des Herzens bei Paracelsus». Mehr und mehr zog ihn seitdem der «große, ältere Kollege» in seinen Bann und ließ ihn zum Paracelsus-Forscher werden. Jedoch nicht zu einem von den vielen, denn da gibt es bekanntlich Unterschiede: wertvolle Beiträge werden geliefert, die zwar historisch-antiquarisch wichtig sein können, aber am Wesen der Persönlichkeit Paracelsi vorbeigehen. Dieses Wesen zu erfassen, die durch Paracelsus hindurchleuchtende große Geisteswesenheit zu erkennen, – das ist die

Leistung Helmrichs mit seinem neuen Werk «Spagyrik, Alter Wein aus neuen Schläuchen». Es war Paracelsus, der aus tiefster Kenntnis der alchymischen Secreta den Begriff «Spagyria» aus den griechischen Verben *spain* «trennen» und *ageirein* «vereinigen» schuf, dies in Analogie zum allerersten Grundsatz: «*solve et coagula*». Das Urphänomen der Trennung in Himmel und Erde aus der Ureinheit, die Polarität *kat exochen* bildend, auch die von «auflösen» – zum Kosmischen – und «verfestigen» – zum Terrestrischen hinführende Kraft: diese Polarität erfordert zwangsläufig eine Mitte, das Vermittelnde, eben das Merkurielle zwischen dem Sulfur- und dem Salpol, wie es W. F. Daems gerade im vorliegenden Band überzeugend dargestellt hat. Von diesen Prinzipien, den allerwichtigsten, die es im Universum gibt, handelt dieses «merkwürdige» Buch, und zwar, wie gesagt, nicht nur historisierend und Material liefernd, sondern mit jener «Perspektivität» begabt, die Paracelsus in höchstem Masse eigen war: dem Durchschauen der tiefsten, esoterischen Hintergründe.

Helmrichs Anliegen war es aber auch, eine Brücke zu schlagen zu den spagyrischen Präparaten des Dr. Carl Friedrich Zimpel (1800–1878), der auf Paracelsus und auf Johann Rudolf Glaubers «*Pharmacopoea spagyrica*» sein eigenes Heilsystem aufgebaut hat. Das ist nicht weniger wichtig, denn die Chemisch-Pharmazeutische Fabrik von Carl Müller (Göppingen), die das Erbe Zimpels hütet, könnte keine gründlichere Darstellung ihres Herstellungsprinzips geben.

Die unvorstellbare Materialfülle des Buches machte es unmöglich, im Rahmen dieser kurzen Vorstellung auch nur auf ein einziges Detail einzugehen. Wo anfangen? Alles ist gleichermaßen interessant und in diesem fesselnden Zwiegespräch von wissenschaftlicher Objektivität und enragierter Subjektivität untrennbar miteinander verwoben ... Man kann nur hoffen, daß es dem Autor vergönnt sein möge, noch lange für die Ergründung der gewaltigen Persönlichkeit des Paracelsus zu wirken.

R.-H. B.

Kurt Goldammer: Paracelsus in der deutschen Romantik. Eine Untersuchung zur Geschichte der Paracelsus-Rezeption und zu geistesgeschichtlichen Hintergründen der Romantik. Mit einem Anhang über die Entstehung und Entwicklung der Elementargeister-Vorstellungen seit dem Mittelalter. In: Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung, begründet und im Auftrag der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft zu Salzburg herausgegeben von Sepp Domandl, Folge 20. Im Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Wien 1980. 212 S., 17. Abb., 2 Diagr.

Rückschau haltend auf seinen eigenen wissenschaftlichen Werdegang, hat Kurt Goldammer, der Marburger Religionshistoriker und

Paracelsusforscher, in einer Selbstbetrachtung anlässlich seines 60. Geburtstags geäußert, ihn hätte 1935, als er sich nach dem Abitur vor die Berufswahl gestellt sah, u. a. auch die Germanistik reizen können, denn – so heißt es dort – «ich hatte mich zu einem leidenschaftlichen Liebhaber und für meine Jahre recht guten Kenner der Literatur der deutschen Romantik, aber auch des 17. und 18. Jahrhunderts entwickelt» (in: «Paracelsus. Werk und Wirkung». Festgabe für K. G. hg. von S. Domandl. Wien 1975, p. 364). Den Wahrheitsbeweis für diese Aussage hat er bereits 1948 mit seiner tiefeschürfenden Untersuchung über «Novalis und die Welt des Ostens. Vom Werden und von den geschichtlichen Bildkräften romantischer Weltanschauung und Religiosität» geliefert und seither wiederholt in Vorträgen, die der Paracelsus-Rezeption in der Romantik sowie speziell der Geschichte des Undine- und Elementargeistermotivs gegolten haben, vor der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft in Salzburg (1958) und der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft in Einsiedeln (1976) bekräftigt.

Das Buch, in dem Kurt Goldammer nun die Summe seiner Forschungen zum Thema «Paracelsus in der deutschen Romantik» vorlegt, ist die reife Frucht seines jahrzehntelangen Bemühens, in immer wieder neuen Ansätzen Licht in die geheimnisvollen, viel umrästelten Zusammenhänge zu bringen und zu zeigen, «in welchem Maße dieses heimliche, oft unerkannte und unbewußte Weiterwachsen und Weiterleiten Paracelsischer Vorstellungen und Paracelsischen Denkens und verwandter Strömungen (unter der Haut der Zeit) stattgefunden hat» (Einführung, p. 16). Er tut das mit solcher Gründlichkeit und einem derart reichhaltigen Aufgebot an Belegmaterial, daß es unmöglich ist, diesem außergewöhnlichen Werk, das nicht nur die Literatur- und Religionsgeschichte, sondern ebenso die Philosophie und die Symbolforschung interessiert, in einer knappen Rezension auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Das wird schon aus der lakonischen Inhaltsangabe klar, zu der uns die Fülle des Stoffes zwingt.

Dem Kernstück seiner Studie, das der Darstellung von Gestalt und Gedankengut des Paracelsus in der romantischen Literatur gewidmet ist, schickt Goldammer zur Vorbereitung drei Kapitel voraus, die darten, wie zunächst das «aufgeklärte» 18. Jahrhundert Paracelsus und dem Irrationalen seiner Weltanschauung eher ungünstig gesonnen war (Adelungs «Geschichte der menschlichen Narrheit» von 1785/89 z. B. rechnet ihn noch als «Kabbalist und Charlatan» zu den «philosophischen Unholden»), wie aber Paracelsus untergründig, unter dem Einfluß Jakob Böhmes und dessen Anhängern in mystisch und theosophisch gestimmten Kreisen als Autorität weiterwirkte, so daß die Impulse von Geistesverwandten wie dem Schweden Swedenborg (1688–1772) und dem Franzosen L.-C. de Saint-Martin (1743–1803) sowie, auf medizinischem Gebiet, Franz Anton Mesmer (1734–1815),

dessen Lehre vom «tierischen Magnetismus» bald auch das Interesse der Dichter und Denker erregte, zur Neuaufnahme und Weitergabe Paracelsischen Ideengutes an die Romantik führen konnten. Während der scharfsinnige G. E. Lessing (1729–81) damals noch Böhme und dessen auf Paracelsus fußende Naturphilosophie ablehnte, letzteren aber als eigentlichen Vorläufer des Mesmerismus erkannte und anerkannte, beschäftigte sich der junge Goethe, angeregt durch die Pietistin Susanne von Klettenburg intensiv mit Theosophie und Alchimie. Seine Paracelsuslektüre fand künstlerischen Niederschlag in den Werken der Straßburger Studentenzeit, besonders in der «Faust»-Dichtung.

Bei den Frühromantikern war es Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis (1772–1801), der sich als erster nicht nur eingehend mit der Geisteswelt des Paracelsus auseinandergesetzt und, wie seine hinterlassenen «Fragmente» beweisen, auch viele Paracelsische Begriffe angeeignet, sondern sogar beabsichtigt hat, die Gestalt des großen Arzt-Philosophen dichterisch sowohl im zweiten Teil seines «Heinrich von Ofterdingen» als auch in einem besonderen Roman zu verewigen. Leider machte sein früher Tod diese Pläne zunichte. Auch Friedrich Schlegel (1772–1829), Novalis' Alters- und Gesinnungsgenosse, hat sich, wengleich in geringerem Maße und wohl vor allem im Gedankenaustausch mit dem Freunde, mit Paracelsus und dessen Werk befaßt.

Charakteristisch für das Paracelsus-Bild der gesamten Epoche ist die Tatsache, daß es vor allem dessen naturmystische und magisch-mythische Seiten waren, die dem romantischen Fühlen und Denken entgegenkamen. So schöpfte Friedrich Baron de la Motte-Fouqué (1777–1843) den Romanstoff seiner «Undine» aus dem «Liber de nymphis» des Paracelsus, einer Schrift über die Elementargeister: die Salamander, die Gnomen, die Waldleute und Wassergeister, in der auch die Sage vom Ritter Stauffenberg und von der Melusine erwähnt wird. Literarisch pflanzt sich das Elementargeistermotiv über Fouqué bis zu Jean Giraudoux' «Ondine» aus dem Jahre 1939 fort. Es findet sogar musikalischen Ausdruck, und zwar erstmals in E. Th. A. Hoffmanns (1776–1822) «Undine»-Oper nach einem Libretto von Fouqué, die 1816 in Berlin ihre Uraufführung erlebte, und dann, ebenfalls Fouqué nachempfunden, im gleichnamigen Werk Albert Lortzings von 1845. Bei den übrigen Romantikern – Jung-Stilling (1740–1817), Tieck (1773–1853), Brentano (1778–1842), von Arnim (1781–1831), Eichendorff (1788–1854), Graf von Loeben (1786–1825) und Lenau (1802–50) – tritt Paracelsus zwar weniger deutlich in Erscheinung, immerhin tauchen bei ihnen da und dort Paracelsische Begriffe und Vorstellungen sowie einzelne sagenbildende Motive aus seinen Werken auf. Auch in den belletristischen Zeitschriften und Jahrbüchern der Romantik, in denen die Grenzen zwischen schöner Literatur und Philosophie fließend sind, zumal in den «Blättern für höhere Wahrheit»

(seit 1818) und in Johann Friedrich von Meyers «Dokumenten des Irrationalen», läßt sich Paracelsisches Nachwirken erkennen. Über Novalis sowie Jakob Böhme als Hauptvermittler (Goldammer widmet der mittelbaren Aufnahme Paracelsischen Gedankengutes über den Görlitzer Philosophen ein eigenes Großkapitel) und unter dem Einfluß Herders ist, speziell aus den Bereichen der Magie, Alchimie, Mystik, Theosophie und okkultur Phänomene, viel Paracelsisches Traditions-gut in die Spekulationen romantischer Philosophen und Naturforscher gedrungen, wie sich von Johann Wilhelm Ritter (1776–1810), Henrik Steffens (1773–1845) und Franz Xaver von Baader (1765–1841) bis zu Joseph Görres (1776–1848), C.J.H. Windischmann (1775–1839), G. H. von Schubert (1780–1860) und Justinus Kerner (1786–1862), ja sogar bis zu Schopenhauer (1788–1860), dem philosophischen Spätromantiker, nachweisen läßt. Die romantischen Mediziner nächst Görres Andreas Röschlaub (1768–1835), Lorenz Oken (1779–1851), J. N. Ringseis (1785–1880), C. W. Stark (1787–1837), H. Damerow (1798–1866) u. a. interessierten sich ihrerseits vor allem für die theoretischen Grundlagen des Paracelsischen Lehrsystems, das Enzyklopädisch-Universalistische seines Denkens und seine Makrokosmos-Mikrokosmos-Theorie. Andererseits haben seine Signaturenlehre, seine Vorstellungen von der Analogie und dem spiritus vitae auf Hahne-manns (1755–1843) Homöopathie, seine Forderungen nach Ex-perienz und Empirie auf Rademachers (1772–1850) «Erfahrungsheil-kunde» nachhaltig eingewirkt.

Die in der späteren Romantik aufkommende Medizingeschichts-schreibung zog nun Paracelsus auch unter rein wissenschaftlichen Ge-sichtspunkten in Betracht und bemühte sich um eine objektive Würdi-gung seiner wirklichen Leistungen. Dabei schwanken die Urteile vom überschwenglichen Lobpreis eines Windischmann, der Paracelsus «ei-ne ungewöhnliche Schlüsselstellung in der Medizingeschichte» zuweist, oder der «begeisterten Apologie», die ihm Ferdinand Jahn (1804–59) zuteilwerden läßt, zur bedingten Anerkennung bestimmter Prinzipien der Paracelsischen Pathologie, seiner Mikrokosmos-Makrokosmos-Lehre und seiner «homöobiotischen Medizin» durch Th. A. Rixner und Th. Siber (1819) oder Begutachtung seiner Einsichten auf dem Ge-biet der Psychiatrie durch Damerow (1834), bis zur ersten umfaßenden, sachverständigen und unparteiischen Analyse der damals zugäng-lichen wissenschaftlichen Leistung des Paracelsus durch Michael Bene-dict Lessing (1809–84) und zur zugleich verständnisvollen und sehr kritischen Stellungnahme von C. Fr. H. Marx (1796–1877), dem Göt-tinger Pathologen und Medizinhistoriker, der zwar die großen ge-schichtlichen Verdienste des Paracelsus anerkannte, ihnen aber, ähn-lich wie das C. R. A. Wunderlich (1815–77) aus rein rationalistisch-pragmatischen Gesichtspunkten tat, jede Bedeutung für die Gegenwart

absprach. «Diese sich in der Jahrhundertmitte herausbildende Sicht hat sich im späteren 19. und beginnenden 20. Jahrhundert beharrlich gehalten und findet sich bis in die Gegenwart sogar bei einzelnen Medizinhistorikern» (Romantische Paracelsus-Forschung und frühe Wissenschaftsgeschichte, p. 67).

Zum Abschluß seiner Untersuchung über die Paracelsus-Rezeption in der deutschen Literatur des beginnenden 19. Jahrhunderts stellt Goldammer zwei bedeutsame Fragen: die eine nach den Ursachen für die Aufnahme des Paracelsus und des Paracelsismus in der Romantik, die andere nach dem Gemeinsamen, das Romantik und Paracelsus verbindet. Die Antwort auf die eine beantwortet zugleich die zweite: Bei Paracelsus konnte die Romantik, sagt Goldammer (p. 80), «ihr Natur-, Lebens-, Menschen- und Geschichtsverständnis vorgeprägt, naturphilosophisch und theoretisch begründet, zumindest vorgeahnt und damit autorisiert finden.» In diesem Geiste und im Bewußtsein einer inneren Verwandtschaft übernahm sie, wie der Verfasser erläutert, u. a. folgende Gedankenkomplexe aus dem Paracelsischen Kosmos-, Natur- und Menschenverständnis in ihre Literatur, ihre Philosophie und Medizin: die Mikrokosmos-Theorie, die anthropologische Trichotomie, das Analogie-Denken, die Signaturenlehre, die Elementen-Theorie und die Vorstellungen von den inneren Zusammenhängen des Gesamtkosmos, die Gestirn- und Pflanzensymbolik, das Magische, die Offenheit für die Geisterwelt, das Dämonische und das Auftauchen des Unerwarteten und schließlich wohl auch den apokalyptisch-prophetisch-eschatologischen Zug (p. 79). Gemeinsam sind der Romantik und Paracelsus, wie Goldammer weiter ausführt, der Universalismus des Denkens, das Natur- und Weltgefühl, «Magisches» und «Mystisches», Naturbelebung durch Elementargeister, Naturverwandlung durch die Prinzipien der metaphysischen Medizin und höheren Alchimie sowie Weltveränderung als innerlicher Prozeß und schließlich auch der Versuch einer Wesens- und Einheitsschau des Lebens (p. 80–88).

Vier ergänzende Exkurse beschließen das Werk, von denen der erste, sehr umfangreiche mit dem Titel «Woher kommt und wohin geht Undine?» die Entwicklung der Elementargeister-Vorstellungen von der Antike über Hildegard von Bingen (1098–1179), Marsilio Ficino (1433–99), die beiden Pico della Mirandola (Giovanni Pico: 1465–94) und dessen Neffen (Giovanni Francesco: 1469–1533), Johannes Trithemius von Sponheim (1462–1516) und Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486–1536) bis hin zu Paracelsus und von ihm bis in die poetischen, musikalischen und malerisch-plastischen Gestaltungen des Undine- und Elementargeistermotivs im 19. und 20. Jahrhundert weiter verfolgt. Ein zweiter Anhang ist Friedrich Christoph Oetinger (1702–82), dem Swedenborgianer und Erneuerer theosophischer Tra-

ditionen im 18. Jahrhundert, gewidmet, ein dritter dem Aufklärungstheologen Johann Salomo Semler (1725–91) und ein vierter schließlich dem Arzt-Philosophen und Seelenforscher G.H. von Schubert (1780–1860). Insgesamt 672 Anmerkungen, 2 Schemata zur Veranschaulichung des neuplatonisch beeinflussten mittelalterlichen Weltbildes, 17 Abbildungen (darunter sehr wertvolle Reproduktionen aus Textbuch und Partitur sowie von Entwürfen zur Bühnendekoration von K. Fr. Schinkel zu E. Th. A. Hoffmanns «Undine»-Oper) sowie ein 15seitiges Namen und Sachregister vervollständigen das ungemein reichhaltige und anregende, zudem brillant geschriebene Werk, mit dem Kurt Goldammer das Schrifttum über die Bedeutung des Paracelsus für die Germanistik um eine Meisterleistung bereichert hat.

R.-H. B.

VI. Anhang

Indices zur Bibliographie der Bände I (1944) bis IX (1977) der NOVA ACTA PARACELSICA

bearbeitet von Dr. Rosemarie Dilg-Frank

Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Paracelsus-Edition,
Marburg a. d. Lahn (Leiter: Prof. Dr. K. Goldammer)

Die wissenschaftliche Leistung von über 30 Jahren schweizerischer Paracelsusforschung soll mit Hilfe der hier angebotenen alphabetischen Autoren-, Personen- und Sachindices sowie durch ein Abbildungsverzeichnis bequemer nutzbar gemacht werden.

Personen- und Sachindex erfassen die in den Beitragstiteln genannten Stichwörter, darüber hinaus jeweils naheliegende Synonyme.

Die Abbildungen sind zum Teil durch nähere Angaben ergänzt und in der Reihenfolge der Bände aufgeführt.

Die römischen Ziffern verweisen immer auf die Bandzahl. Die arabischen Ziffern zeigen die erste Seite des betreffenden Artikels an, im Autorenindex hingegen den gesamten Umfang.

Erfaßt sind die Bände I–IX einschließlich des Supplementbandes zu Band VI (1953); Supplementum (1960) enthält das Register zu Sudhoffs Paracelsus-Ausgabe, 1. Abt.: Medizinische, naturwissenschaftliche und naturphilosophische Schriften.

| | |
|------------------|-------------|
| Band | I (1944) |
| | II (1945) |
| | III (1946) |
| | IV (1947) |
| | V (1948) |
| | VI (1952) |
| Suppl. zu Bd. VI | (1953) |
| | VII (1954) |
| | VIII (1957) |
| Supplementum | (1960) |
| | IX (1977) |

Autoren-Index

- Achelis, Johann Daniel VIII, 25–32
 Allendy, René II, 121–128
 Artelt, Walter VIII, 33–38
 Betschart, Ildefons I, 9–16; 182–192; III, 9–15; VI, 52–67;
 VII, 209; VIII, 39–43; 126–127; 134; 135;
 146; (Nachlaß) IX, 164–179; 180–189
 Bigler, Walter I, 21–27
 Birchler, Linus I, 7; II, 7; III, 7; IV, 7; V, V–VIII; 41–44
 Bittel, Karl I, 37–44; II, 15–32; III, 77–85
 Blaser, Robert-Henri VI, 1–9; Suppl. zu Bd. VI, 90 S.; VII, 41–61;
 210; VIII, 128–129; 129–130; 131–133; 136;
 IX, 34–43; 69–95; 245–250
 Breitner, Burghard VII, 34–35; 74–77
 Brinkmann, Donald I, 109–134; II, 129–171; VII, 7; 13–16;
 164–191; VIII, 44–48; 138–140
 Brunn d. J., Walter III, 24–42
 A. L. von
 Bugmann, Kuno IX, 240–245; 250–253
 Daems, Willem Frans IX, 99–151; 212–231
 Dieppen, Paul VIII, 49–54
 Druey, Jean VII, 24–33
 Eichrodt, Walter VII, 20–23
 Frei, P. Gebhard VII, 121–131
 Faller, Adolf IX, 232–238
 Genequand, B. VII, 210–211
 Goldammer, Kurt V, 45–85; VI, 68–102; VII, 78–102; IX,
 44–68; 204
 Greil, Alfred I, 159–168
 Haberlandt, Herbert VII, 192–196
 Hartlaub, Gustav F. VII, 132–163
 Helmrich, Hermann E. VI, 19–33; VII, 62–73
 Henggeler, Rudolf II, 75–82
 Herbertz, Richard III, 86–94
 Hug, Erik IX, 96–98
 Husner, Fritz VII, 36–40
 Huth, Wilhelm VII, 103–120
 Jaccard, René I, 17–20; V, 18–26
 Jaeckle, Erwin II, 83–109
 Jenny, Eduard I, 69–81
 Jung, Carl Gustav V, 27–40
 Kaelin-Sulzer, II, 9–11; 13–14
 Marguerite

- Karcher, Hans I, 82–102
 Kayser, Hans I, 103–108
 Keil, Gundolf IX, 99–151
 Kimmig, Josef VIII, 55–60
 Leibbrand, Werner VIII, 61–65
 Lienhardt, Bruno IX, 190–192
 Medicus, Fritz I, 45–68; V, 1–17
 Merkt, Coelestin IV, 9–11
 Moro, Gotbert VIII, 66–70
 Müller, Martin (Bearb.) Suppl. 1960
 Peuckert, Will-Erich VIII, 71–94
 Rudolph, Hartmut IX, 193–204; 205–211
 Scheidegger, Edwin III, 49–76; VI, 34–46
 Steudel, Johannes VIII, 95–101
 Strebel, Josef I, 28–36; 135–154; 155–158; II, 111–119;
 173–186; 187–199; III, 43–48; 95–109;
 110–132; 133–146; IV, 37–47; 48–54;
 55–68; 69–70; 71–93; 94–98; 99–111;
 112–121; 122–127; 128–138; V, 86–96;
 97–111; 112–120; 121–134; 135–138;
 143–146; 147–149; VI, 10–18; 47–51;
 103–112; 120–128; 131–136; 137–143;
 144–145

 Sulzer s. Kaelin
 Telepnef, Basilio de II, 33–74; III, 16–23; 147–164; 165–172;
 173–186; 187–194; IV, 30–36; V, 139–142;
 VI, 113–119; 129–130; VII, 217–223; VIII,
 137–138

 Weber, Richard VII, 197–208; VIII, 16–24; 102–117
 Weimann, Karl-Heinz VIII, 118–125; 146–150
 Werle, Fritz I, 169–181; IV, 12–29
 Zinn, Wilhelm Martin IX, 152–163
 Zschokke, Peter VII, 17–19

Personen-Index

| | |
|---------------------------------------|--------------------|
| Agrippa von Nettesheim | II, 83 |
| Allendy, René | I, 17 |
| Benthem Oosterhuis, R. A. | IX, 212 |
| Betschart, Ildefons | VIII, 15; IX, 240 |
| Bigler, Walter | III, 11 |
| Bindschedler, R. G. | IV, 11 |
| Bircher, Eugen | VIII, 134 |
| Birchler, Linus | IX, 250 |
| Blaser, Robert-Henri | IX, 32 |
| Breitner, Burghard | VIII, 131 |
| Brinkmann, Donald | IX, 245 |
| Courten, Sigismund de | IV, 11 |
| Deucher, Walter Gustav | II, 13 |
| Galen | VII, 41 |
| Goethe, Johann Wolfgang von | VIII, 95; IX, 180 |
| Goldammer, Kurt | VII, 216; IX, 34 |
| Hippokrates | III, 24 |
| Hirschvogel, Augustin | III, 133 |
| Hoghenberg, Franz | IV, 122 |
| Hutten, Ulrich von | IX, 69; 96 |
| Hollar, Wenzel | IV, 128 |
| Jaiser, Ernst | III, 12 |
| Jeans, James | VI, 137 |
| Jenichen, Balthasar (Balz) | IX, 205 |
| Jenny, Eduard | III, 10 |
| Leonardo da Vinci (Lionardo) | V, 41 |
| Lieb, Fritz | IX, 253 |
| Locher, Hans | I, 135 |
| Medicus, Fritz | VIII, 135 |
| Müller, Edmund | VIII, 129; IX, 259 |
| Netzhammer, Raymund | III, 10 |
| Oettli | IV, 71 |
| Pasteur, Louis | VII, 210 |
| Peuckert, Will-Erich | VIII, 16 |
| Plotin | III, 95 |
| Rademacher, Johann Gottfried | VI, 34 |
| Telepnef, Basilio de | IX, 253 |
| Vesal | IX, 232 |
| Ribstein, Friedrich | VIII, 136 |
| Russinger, Johann Jakob | VI, 103 |
| Scheidegger, Edwin | IV, 10 |
| Schobinger (Schowinger), Bartholomäus | V, 143; 147 |

| | |
|---------------------------|------------------|
| Schopenhauer, Arthur | III, 86 |
| Schütz, Michael (Toxites) | IV, 99 |
| Siegfried, Kurt | III, 11 |
| Simplicius Simplicissimus | VI, 113 |
| Staub, Ignatius | IV, 10 |
| Strebel, Josef | VII, 217 |
| Strunz, Franz | VII, 103 |
| Sudhoff, Karl | III, 187; V, 139 |
| Telepnef, Basilio de | VIII, 128 |
| Toxites s. Michael Schütz | |
| Vogt, Alfred | II, 9 |
| Zangger, Heinrich | VIII, 134 |

Sach-Index

- Abbildungen. s. Abbildungsverzeichnis
s. Bilder
- «Alterius non sit» (Quelle) VI, 1
- Albumen, Albumenurie VI, 47
- Anthropologie V, 45; VI, 68; VII, 164;
VIII, 44
- Aphorismen des Hippokrates s. Bücher
- Arcana VII, 62
- Armen spende des Paracelsus VII, 209
- Arzt I, 69; 82; VI, 144
- Astrologie II, 111; III, 95
- Astronomia magna: Philosophia
sagax s. Bücher
- Autograph (Consilium Russinger)
s. Bücher
- Azoth IV, 55
- Balneologie V, 121; 135
- Basel II, 15; Suppl. zu Bd. VI;
VII, 41
- Bern IV, 94
- Bibliographien, Paracelsus 1930–1944 I, 182
- K. Goldammer IX, 39
- F. Strunz VII, 117
- K. Sudhoff V, 139
- Bilder s. auch Abbildungsverzeichnis
- Bildnisstiche, authentische III, 110; 133
- Byrckman-Holzschnitt (1567) IV, 122
- Hirschvogel-Portraits III, 110
- Hollar-Stiche IV, 128
- Jenichen-Flugblatt (16. oder
 Anfang 17. Jahrhundert) IX, 205
- Portrait, anonym (ca. 1580–1585) VIII, 126
- Portrait (Federzeichnung 17. Jh.) IV, 128
- Rosenkreuzer-Bildnis (1567) IV, 122
- Schobinger-Bildnis (1529?) V, 143; 147
- Biographie I, 37; VI, 129; VII, 74
- Bücher
- Astronomia magna s. Philosophia sagax
- Buch Paragranum III, 16
- Chronica und ursprung dises lants
- Kernten VIII, 66

| | |
|--|----------------------------|
| Consilium für Johann Jacob Russinger, Fürstabt zu Pfäfers | VI, 103 |
| De occulta philosophia | IV, 48 |
| De sulphure | V, 27 |
| De Tartaro (Tartaris) | V, 112 |
| Fragmenta de thermis | V, 121 |
| Kommentare zu den Aphorismen des Hippokrates, Deutsche | III, 24 |
| Liber de fundamento scientiarum sapientiaeque | II, 187 |
| Liber de nymphis, sylphis ... | II, 173 |
| Philosophia ad Athenienses | IV, 48 |
| Philosophia sagax ... | IV, 99 |
| Von den ersten dreien Principiis oder Essentiis | IX, 213 |
| Von Ursprung und Herkommen der Franzosen | IX, 99; 222 |
| Codex Paracelsicus 664 Bernensis (nach 1571, vor 1591) | IV, 94 |
| Determination | IV, 37 |
| Editionsprinzipien | VI, 131; VII, 91 |
| Echtheitsfragen | II, 187; IV, 48; VIII, 118 |
| Elementargeister | II, 173 |
| Eschatologie | V, 45; VI, 68 |
| Essentienlehre (sal, sulphur, mercurius) | V, 27; IX, 213 |
| Etymologie | VII, 210 |
| Fama Fraternitatis s. Rosenkreuzer | |
| Franzosenkrankheit s. Krankheiten | |
| Genealogie | VI, 120; IX, 190 |
| Gewerbehygiene | V, 86; 97 |
| Gewerbekrankheiten s. Krankheiten | |
| Heilbäder | V, 135; IX, 152 |
| Heilpflanzen | V, 135 |
| Heilquellen | V, 121; IX, 152 |
| Hippokrates-Kommentar | III, 24 |
| Hochschulen s. Universitäten | |
| Horoskopie | III, 95 |
| Humor | IX, 44 |
| Ikongraphie s. Abbildungsverzeichnis s. Bilder | |
| Imagination | VI, 52 |
| Jahrestagungen s. Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft | |
| Kärntner Chronik s. Bücher | |

- Köln IV, 112; 122
- Kosmologie IV, 48; V, 45; VI, 68
- Krankheiten
- Franzosen- IX, 99; 222
 - Frauen- VIII, 49
 - Gewerbe- V, 86; 97
 - Kropf VI, 10
 - Lepra VIII, 55
 - Stoffwechsel V, 112
- Krankheitslehre V, 112; VIII, 61
- Kropf, -entstehung s. Krankheiten
- Kunst VII, 132; IX, 232
- Lepra s. Krankheiten
- Magie III, 43; IV, 48; VII, 197; VIII, 71
- Medaillen II, 75
- Morbus gallicus (Franzosenkrankheit)
s. Krankheiten
- Mythologie I, 109
- Nachwirkung I, 159; V, 18; VII, 62; 192
- Narkose IV, 69
- Nosologie IX, 99; 218
- Nova Acta Paracelsica (N. A. P.),
Veröffentlichungen 1944–1947 V, VI–VII
- Opodeldok VII, 210
- Paracelsus-Gesamtausgabe
- K. Sudhoff (1. Abt.) Suppl. 1960
 - K. Goldammer (2. Abt.) VII, 78; VIII, 146; IX, 193; 205
- Paracelsus-Ausstellungen
- Einsiedeln 1941 I, 14; VII, 37
 - Basel 1953 VII, 11; 37
 - Einsiedeln 1954 VIII, 11
- Paracelsus-Denkmal, Einsiedeln I, 12
- Paracelsus-Dokumentarfilm, Zürich IX, 16
- Paracelsus-Edition Marburg VII, 78; VIII, 146; IX, 193; 205
- Paracelsusforschung I, 21; 28; III, 187; V, 139; VII, 103; IX, 16
- Paracelsus-Gesellschaft s. Schweizerische
Paracelsus-Gesellschaft (S. P. G.)
- Paracelsus-Kongreß Einsiedeln 1941 I, 9
s. auch S. P. G., Jahrestagungen

| | |
|---|------------------------------------|
| Paracelsus-Ring | |
| Salzburg | VIII, 15 |
| Villach | VII, 216; IX, 32 |
| Paracelsus-Würdigung | I, 169; V, 18; VI, 144; VII, 74 |
| Parapsychologie | VII, 121 |
| Pasquill, Basler | VII, 41 |
| Pathologie | III, 49; IX, 99 |
| Perpetuum mobile | VII, 164 |
| Pfäfers | IX, 152 |
| Pflanzen s. Heilpflanzen | |
| Philosophie | I, 45; 103; 109; V, 1 |
| Praedestination | IV, 37 |
| Prognostik s. Horoskopie | |
| Psychologie | VIII, 39; 44 |
| Psychosomatik | VIII, 61 |
| Psychiatrie | II, 121 |
| Reformatio medicinae | VIII, 102 |
| Register zu Sudhoffs Paracelsus-Ausgabe | |
| I. Abt. | Suppl. 1960 |
| Rezensionen über | |
| F. Baumer (1955) | VIII, 137 |
| I. Betschart (1953) | VII, 212 |
| W. von Brunn d. Ä. (1928) | VI, 144 |
| G. Eis (1965) | IX, 262 |
| B. Gebhard (1976) | IX, 275 |
| K. Goldammer (1953) | VII, 213 |
| H. Helmrich (1952) | VII, 214 |
| J. Hemleben (? 1974) | IX, 269 |
| Kärntner Schriften (1955) | VIII, 146 |
| H. Pächter (1955) | VIII, 138 |
| W. Pagel (1958) | IX, 261 |
| Paracelsus. Werk und Wirkung. | |
| Festgabe für K. Goldammer (1975) | IX, 270 |
| Paracelsus. Werke. 2. Abt. Bd. IV und V | |
| (1955 und 1957) | VIII, 146 |
| Festschrift für W.-E. Peuckert (1955) | VIII, 140 |
| R. Thetter (1956) | VIII, 143 |
| A. Vogt (1956) | VIII, 142 |
| Rosenkreuzer | III, 110; IV, 30 |
| Signaturenlehre | IX, 164 |
| Simplicius Simplicissimus | VI, 113 |

| | |
|--|--|
| Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft | |
| Gründung (1942) | I, 14; II, VI |
| Jahrestagungen, Mitglieder- | |
| versammlungen | |
| Einsiedeln 1942 | I, 14 |
| Einsiedeln 1943 | I, 15 |
| Einsiedeln 1944 | III, 9 |
| Einsiedeln 1945 | III, 9 |
| Zürich 1946 | IV, 9 |
| Einsiedeln 1951 | VI, VII |
| Basel 1953 | VII, 9; Suppl. zu Bd. VI, 5 |
| Einsiedeln 1954 | VIII, 9; 11 |
| Zürich 1956 | VIII, 9 |
| Einsiedeln 1967 | IX, 13 |
| Einsiedeln 1973 | IX, 11 |
| Pfäffikon 1974 | IX, 23 |
| Bad Ragaz 1975 | IX, 25 |
| Mitgliederliste | III, 12 |
| Mitteilungen und Berichte | I, 9; III, 9; IV, 9; VII, 9; VIII, 9; IX, 13; 239 |
| Vorworte zu den N. A. P. | |
| L. Birchler | I, 7; II, 7; III, 7; IV, 7; V, V; VI, VII |
| D. Brinkmann | VII, 7; VIII, 7; Suppl. zu Bd. VI, 5 |
| R.-H. Blaser | IX, 9 |
| Salzburg | VIII, 15 |
| Sozialprogramm | III, 77 |
| Spagyrik | VI, 19 |
| Sprache | VI, 103 |
| St. Gallen | V, 143; 147; VI, 103 |
| Stoffwechselkrankheiten s. Krankheiten | |
| sulphur | V, 27 |
| Syphilis s. Franzosenkrankheit | |
| Tartaruslehre | V, 112 |
| Technik | II, 129 |
| Therapie | VIII, 25; IX, 218 |
| Theologie | IV, 12; 27; VII, 78; 98; IX, 193 |
| Ufenau | IX, 96 |
| Universitäten im 16. Jahrhundert | |
| deutsche | II, 33 |
| Donauländer | II, 50 |
| Elbgebiete | II, 63 |

| | |
|--|----------------------------|
| rheinische | II, 37 |
| von Paracelsus besuchte Univ.- Städte (mit drei Karten) | III, 173 |
| Venerologie s. Franzosenkrankheit | |
| Viersäulenbuch (Paragranum) s. Bücher | |
| Villach | IX, 32 |
| Vita beata-Schriften | IX, 193 |
| Volksmedizin | VIII, 102 |
| Vorlesungen Basel | II, 15 |
| Vorworte s. S. P. G. | |
| Wanderungen des Paracelsus | II, 33; III, 147; 165; 173 |
| Wandlungen des Paracelsusbildes | VIII, 33 |
| Weltbild | I, 109; 155 |
| Werke s. auch Bücher | |
| Frühdrucke Köln 1564–1567 | IV, 112 |
| medizinische | VI, 131 |
| theologische | VII, 78; 98 |
| unechte | VIII, 118 |
| Vita beata-Schriften | IX, 193 |

Abbildungsverzeichnis

Paracelsus-Kongreß in Einsiedeln 1941, Delegationen schweizerischer Universitäten (vier Fotografien). I, nach S. 10

René Allendy (Portrait). I, nach S. 16

Einblattholzschnitt mit Paracelsus-Gedenkmünze (16. Jh.). I, nach S. 110

Paracelsusdenkmal in Einsiedeln (errichtet 1941). II, Titelbild

Raymund Netzhammer (Portrait). III, nach S. 10

Deutsche Hochschulen (1507–1512) und Wanderwege des Paracelsus (drei Karten). III, 184–186

Paracelsus, Radierung von Wenzel Hollar (1627) nach der Holbeinzeichnung (1526). IV, Titelbild

Codex Paracelsicus 664 Bernensis (16. Jh.), anonym, (drei Folia der Hs). IV, nach S. 96, vor S. 97 und nach S. 98

Paracelsus. Holzschnitt von Franz Hoghenberg (1567) nach dem Kupferstich des Monogrammisten AH (1540). IV, nach S. 122

Die XVI. Figur der «Figurae Magicae» (Nürnberger Figuren) aus der Huserschen Paracelsusausgabe Bd. X (1591). IV, nach S. 126

Die XXV. Figur der «Figurae Magicae» l.c. IV, vor S. 127

Paracelsus. Federzeichnung (17. Jh.). IV, nach S. 128

Paracelsus. Lithographie von J. Tribelhorn (19. Jh.). V, Titelblatt

Jenichen-Flugblatt (vor 1565). VI, Titelblatt

Originalprotokoll von Paracelsus vor dem Baseler Schultheißengericht der mehrern Stadt (1527), Kundschaften vom 15. Juli bis 17. Januar 1530, Gerichtsarchiv D24, fol. 107–108. Suppl. zu Bd. VI, 8

Nikolaus Gerbelius. Pinselskizze (Nationalbibliothek Wien). Suppl. zu Bd. VI, 9

Kaspar Hedio (Portraitsammlung Universitätsbibliothek Basel). Suppl. zu Bd. VI, 11

Johann Froben. Kupferstich nach dem Bildnis von Hans Holbein d. J. Suppl. zu Bd. VI, 15

Johannes Oecolampadius (Hußgen oder Hausschein), Portraitsammlung Universitätsbibliothek Basel. Suppl. zu Bd. VI, 17

Johannes Oporinus. Gemälde von Hans Bock. Suppl. zu Bd. VI, 20

Wolfgang Fabricius Capito (Portraitsammlung Universitätsbibliothek Basel). Suppl. zu Bd. VI, 21

Henkerwohnung auf dem Kohlenberg in Basel. Handzeichnung (1884). Suppl. zu Bd. VI, 25

Leonhard Thurneysser (Graphische Sammlung Zentralbibliothek Zürich). Suppl. zu Bd. VI, 27

Ausschnitt aus dem Baseler Stadtplan von Matthäus Merian (1616). Suppl. zu Bd. VI, 29

Haus Leonhardstraße 1 in Basel (Fotografie). Suppl. zu Bd. VI, 31

Basler Fakultätsbestimmungen, Ms A N II 19, abgefaßt zwischen 1464 und 1468, folg. 6r–6v. Suppl. zu Bd. VI, 34 und 35

Original der Eingabe von Paracelsus an den Rat der Stadt Basel (1527). Suppl. zu Bd. VI, 14 bis 17

Ausschnitt aus dem Baseler Stadtplan von Matthäus Merian (1616). Suppl. zu Bd. VI, 43

Original der zweiten Eingabe von Paracelsus an den Rat der Stadt Basel (1527/1528). Suppl. zu Bd. VI, 45 bis 48

Das Basler Pamphlet. Original des anonymen Epigramms (1527/1528). Suppl. zu Bd. VI, 50

Zwei Autographen von Paracelsus an Bonifacius Amerbach (1528). Suppl. zu Bd. VI, 52 und 53

Bibliotheca Vniuersalis von Conrad Gesner, Zürich 1545. Titelblatt. Suppl. zu Bd. VI, 55

Marginalie von Basilius Amerbach über Paracelsus in Gesner l. c. p. 614. Suppl. zu Bd. VI, 57

Donald Brinkmann (Portrait). VII, 13

Peter Zschokke (Portrait). VII, 17

Walter Eichrodt (Portrait). VII, 20

Jean Druey (Portrait). VII, 24

Burghard Breitner (Portrait). VII, 34

Fritz Husner (Portrait). VII, 36

«De Allio» und «De cepis» aus Macer: «De herbarum virtutibus», Basel 1527, p. 4–6; 22–24. VII, 49 und 50

Paracelsus. Holzschnitt aus der ältesten erhaltenen Abschrift von theo-

logischen Werken des Paracelsus, MS Th. VI. 146. 4°, geschrieben zu Görlitz 1564. VII, 79

Inhaltsverzeichnis (ein Teil der «Philosophia Magna») Fol. 160–161 der Görlitzer Hs l.c. VII, 83

«De destructione regnorum et generatione» (Anfang) aus der Görlitzer Hs l.c. VII, 87

«Von der Widgeburt des Menschen» (Anfang) aus dem Fuldaer Cod. C 22a (drittes Viertel des 16. Jh.). VII, 93

«De septem punctis idolatriae Christianae» (Anfang) aus dem Fuldaer Cod. C 22a. VII, 97

Franz Strunz (Portrait). VII, 103

Die Tulpenkanzel im Dom zu Freiberg i.S. (um 1520). VII, 143

Die beiden Johannes-Eremiten. Tafelbild von Albrecht Altdorfer (?). VII, 148

Johannes Cuspinian. Bildnis von Lucas Cranach d.Ä. VII, 151

Perpetuum mobile, Zeichnungen bzw. Entwürfe von Villard de Honne-court (um 1250), Petrus Peregrinus (Ms. Vat. Lat. 4082, 14. Jh. und Augsburg 1558), Leonardo da Vinci (Cod. Arundel 263, London), Orfyreyus (1719) und Jean Geiser (Tübingen 1816). Sieben Abb. VII, 173, 174, 177, 179, 182, 183 und 185

Hohenstaufenfestung Lucera, Apulien (Fotografie). VII, 175

Älteste Abbildung eines Aquariums, «Liebig'sche Welt im Glase» (1854). VII, 187

Eintragung über die Armenspende des Paracelsus im Rechnungsbuch des Bruderhauses zu St. Sebastian in Salzburg (1542). VII, 209

Paracelsus-Ring der Stadt Villach (1954). VII, 216

Josef Strebel (Fotografie). VII, 219

Karl Schwarber (Portrait). VII, 224

Will-Erich Peuckert (Fotografie). VIII, nach S. 16

Ein neu aufgefundenes Paracelsus-Portrait (etwa 1580/1585). VIII, nach S. 126

Basilio de Telepnef (Fotografie). VIII, nach S. 128

Martin Müller (Portrait). Suppl. 1960, Titelblatt

Friedrich Dobler (Fotografie). IX, 30

- Kurt Goldammer (Portrait). IX, nach S. 34
- Ulrich von Hutten. Holzschnitt (1517). IX, 96
- Das Skelett Ulrich von Huttens (Fotografie). IX, nach S. 96
- Ulrich von Hutten. Holzschnitt (1521). IX, 97
- Altes Ragazer Wappen: Malteser-Kreuz. IX, nach S. 152
- Heutiges Ragazer Wappen: Weiße Taube auf blauem Feld. IX, nach S. 152
- Kloster Pfäfers. Älteste Abbildung nach einer Miniatur (um 1600). IX, nach S. 152
- Badehäuser in der Taminaschlucht, Bad Pfäfers (gestochen um 1600). IX, nach S. 152
- Holzbadewanne, wie sie im 16. Jahrhundert in Bad Pfäfers gebräuchlich war. Miniatur (1628). IX, nach S. 152
- Bad Pfäfers. Holzbau für das Bad auf einem Stich von Merian (1645). IX, vor S. 153
- Teufelsbrücke in Einsiedeln (Fotografie mit K. Sudhoff und B. Lienhardt). IX, nach S. 192
- Angebliches Geburtshaus des Paracelsus in Einsiedeln (Fotografie mit K. Sudhoff). IX, nach S. 192
- Initiale I im siebten Buch von Vesals «De Humani Corporis Fabrica» (2. Aufl. 1555). IX, nach S. 232
- Christus mit der Siegesfahne. Miniatur (Anfang 15. Jh.). IX, vor S. 233
- Ildefons Betschart und Robert-Henri Blaser (Fotografie). IX, 240
- Linus Birchler (Fotografie). IX, 252
- Fritz Lieb (Fotografie). IX, 256

Die Tätigkeit der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft

erschöpft sich weder in historisch-antiquarischen Untersuchungen, noch will sie sich sektiererisch auf eine Paracelsus-Dogmatik festlegen; sie ist vielmehr bestrebt, mit unvoreingenommenem Blick alle Seiten des universalen Denkens ihres Patrons einer kritischen Prüfung zu unterziehen, um so das lebendige Paracelsusbild zu gewinnen, das unserer Zeit entspricht.

Initiant, Gründer und erster Präsident der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft war (von 1942–1953) der bedeutende Kunsthistoriker Prof. Dr. *Linus Birchler*; ihm folgten (von 1953–1963) der Zürcher Philosoph und Psychologe Prof. Dr. *Donald Brinkmann* sowie (von 1963–1973) der Apotheker und Pharmaziehistoriker Dr. *Friedrich Dobler* in Dietikon.

Gegenwärtiger Präsident ist seit 1973 der in Neuenburg wirkende Germanist und Literaturhistoriker Prof. Dr. *Robert-Henri Blaser*. Administration und Sekretariat (ad interim): Dr. phil. *Willem F. Daems*, CH-4144 Arlesheim, Postfach 40.

Verantwortliche Redaktion:

R.-H. Blaser (Vorsitz), *K. Bugmann*, *W.F. Daems*, *F. Dobler*, *H.R. Fehlmann*, *W.-L. Tissot*.
